KC
14750
NEDL TRANSFER
HN 3BNI 9

14150

Digitized by Google

Digitized by Google

Pentameron.

Von

Johann Gabriel Seidl.

Wien und Leipzig, 1843.
Verlag von Tauer und Sohn.

Kc14750

HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Vorwort.

Wir übergeben hier dem Leſepublikum eine Sammlung von Erzählungen unter dem Titel: „Pentameron,“ d. i. ſo viel als eine Gabe für fünf Tage“; wenigſtens wird der Inhalt unſeres Buches, auf dieſe Zeit vertheilt, — (wozu wir ganz unvorgreiflich rathen) — keinen Leſer langweilen. Die fünf Erzählungen, aus welchen das Pentameron zuſammengeſtellt iſt, waren ſchon früher in Almanachen abgedruckt. Da aber nicht alle Almanache in alle Hände kommen, ſo wird gewiß jeder Leſer hier Manches finden, was ihm noch unbekannt war. In dieſer Hinſicht ſcheint daher die Sammlung gerechtfertiget.

Um aber dem Käufer auch die Ueberzeugung zu verſchaffen, daß nichts aufgenommen wurde, was vor dem Forum der Kritik nicht ſchon ſeinen Vertreter fand, erlauben wir uns in Kürze einige Urtheile des In- und Auslandes anzuführen, welche über die einzel-

nen Erzählungen dieſer Sammlung, bei deren erſtem Erſcheinen, in öffentlichen Blättern verlautbart worden ſind.

Kunſt und Liebe. — „Es iſt hier nicht auf bloße Kurzweil abgeſehen, ſondern eine tiefer greifende, wichtige Idee wird mit vielem Geiſte und ſeltener Schärfe durchgeführt. Die gemüthliche Eloquenz, die zarte Innigkeit, die man allen Produkten dieſes Dichters nachrühmen darf, verläugnen ſich auch hier nicht.“ (**Berliner Modeſpiegel** f. 1840, **Korreſpondenzblatt**. Nr. 43.)

Der Vogel Kurios. — „Es ſind hier eigentlich vier Erzählungen in eine fünfte, gleichſam Stamm-Novelle, verflochten; und jede derſelben dürfte das Intereſſe ſpannen und bis zum letzten Momente ſteigern; beſonders die Stamm-Novelle mit dem berüchtigten Caſamia, dem jährlich in der Stadt Faenza erſcheinenden Volkskalender und ſeinem ſchreckenerregenden grande miracolo, e ancor un grande miracolo.“ (**Humoriſt** f. 1838. Nr. 165.)

Das Uhrmacherhaus. — „Dieſe Novellette iſt eine werthvolle Gabe und zeichnet ſich beſonders durch tiefgemüthliche Darſtellung aus.“ (**Oeſterreichiſches Morgenblatt** f. 1841. Nr. 149.)

Die Schweden vor Olmütz. — „Wären die ſämmtlichen Erzählungen, die das Taſchenbuch Fortuna bringt, wie dieſe erſte, ſo glaubten wir, daß es bei den Almanachleſern Fortüne machen würde. Es iſt eine tüchtige hiſtoriſche Novelle, voll gründlichen Studiums, richtigen Zeitkoſtumes, gut kombinirter

Begebenheiten und wacker gezeichneter Charaktere, unter denen ſich der ſchwediſche Feldherr Torſtenſohn und der Kloſtervogt Paulin als beſonders gelungen herausheben.“ — (Dresdener Abendzeitung f. 1839. Blätter f. Literatur u. Kunſt Nr. 100.

Die Spieluhr. — „Mit dem Prädikate „ſehr gut“ ſchmücken wir vor Allem dieſe Erzählung, welche mit ſo viel Wahrheit, Innigkeit und pſychologiſcher Folgerichtigkeit eine einfache, aus dem Leben genommene Thatſache behandelt, daß man ſich herzlich freut, den eminenten Lyriker auch in der Novelle ſo vorzüglich zu finden. Dieſen Aufſatz wird man gewiß mit geſpannter Theilnahme und mit ungeſtörtem Vergnügen leſen.“ (Wiener Zeitſchrift f. Kunſt, Literatur, Theater und Mode f. 1837. Nr. 135)

Indem wir daher von der Konſequenz der Kritik eine günſtige Aufnahme dieſer Sammlung zu erwarten berechtiget ſind, wünſchen und hoffen wir, daß das Leſepublikum die voranſtehenden Urtheile nicht desavouiren werde, welche wir nicht deshalb anführten, um ſeiner Anſicht vorzugreifen, ſondern nur um es auf das Werkchen aufmerkſam zu machen.

Sollte übrigens Jemand ſolch' eine vorläufige Anempfehlung für neu und ſomit für ſonderbar halten, ſo wolle er ſich erin-

nern, daß ſchon unſere ehrlichen Vorältern ihren Schriften Testimonia und Encomia vordrucken ließen, und die Sache daher nicht neu, ſondern höchſtens rococo und inſofern nach der Mode iſt.

Wien, im Wonnemond 1843.

Die Verleger.

I.

Kunſt und Liebe.

Digitized by Google

1.

Auf den geräumigen Platz, deſſen Mitte der Stephansdom in Wien einnimmt, münden, wie bekannt, viele Gaſſen und Gäßchen aus, welche gleich Adern die Stadtviertel durchſchneiden. In einem dieſer Gäßchen erhebt ſich ein anſehnliches Gebäude, höher und freundlicher als die übrigen, von denen es umgeben iſt, aber dennoch nicht neu; denn es ſteht in ſeiner dermaligen Geſtalt ſchon über zwei Jahrzehende da. Vor dieſer Zeit ſtanden an derſelben Stelle drei kleine, von Regen und Alter gebräunte Häuſer, aus deren Grundmauern ein unternehmender Käufer jenes ſtattliche Palais zuſammenbaute. Im mittleren jener drei Häuschen befand ſich damals zu ebener Erde ein düſteres, wenig beſuchtes Kaffeehaus, in deſſen rauchgeſchwärztem Billardzimmer am hellen Tage Lampen angezündet werden mußten, um den wenigen Stammgäſten die kurze Strecke von der Taſſe bis zum Munde und vom Zeitungsblatte bis zur Brille zu erleuchten.

Es war in der letzten, ſilberhellen Vollmondnacht eines zum Grabe reifen Jahres, als zwei lebensmuthige Jünglinge Arm in Arm an jenem düſteren Kaffeehauſe vorüberſchlenderten, über deſſen Außenſeite der Mond mehr Licht ausgegoſſen hatte, als je in ſeinem Inneren herrſchte. Gern würde ich die Namen dieſer Jünglinge nennen, denn ſie haben jetzt in der Kunſtwelt guten Klang und volle Geltung, ſo weit die deutſche Zunge reicht; aber eben dieſer Umſtand verbietet mir, es zu thun, indem es mein Zweck weder iſt, noch ſein darf, Memoiren aus ihrem Leben zu ſchreiben, ſondern nur eine Idee, die ſich in den kontraſtirenden Schickſalen ihres Lebens deutlich ausſprach, zur allgemeinen Anſchauung zu bringen. Ich bezeichne daher den Jüngern mit dem Namen Anſelm, den Aeltern mit dem Namen Seraphin, — eine genauere Unterſcheidung wird ſich bald aus der Schilderung ihrer Charaktere ergeben.

„Wollen wir uns noch länger vom ſchneidenden Dezemberwinde durchfroſten laſſen?“ begann Seraphin, ſeinen Begleiter aus einem plötzlichen Zurückſinken in ſich ſelbſt emporrüttelnd. — „Wir wollen den Eintritt des neuen Jahres wach erwarten, ſo iſt es ausgemacht, daß wir es aber im Freien thun wollen, davon war keine Rede.“

Vom Stephansthurme klangen zwei Schläge.

„Halb zwölf!“ ſprach Anſelm leiſe vor ſich hin, und erhob ſein blaſſes, von dunklen Locken umwalltes Geſicht zum Monde, als ob er ihm etwas ſagen, oder etwas von ihm hören wollte.

„Da herein, Du ſchwärmender Seladon!“ lachte Seraphin, und zog den Schweigenden, der Alles willig mit ſich geſchehen ließ, in das Kaffeehaus, in welchem, außer einem ſchlafenden Marqueur, kein lebendes Weſen zu finden war. — „Auf! Burſche, zwei Gläſer Punſch! — Hier wollen wir plaudernd das alte Jahr zu Grabe tragen, und das neugeborne mit einem feierlichen Toaſt empfangen!“

Der aufgeſchreckte Marqueur rieb ſich verdrießlich die Augen, fachte die halbverglühten Kohlen an, und betrieb ſein Geſchäft im tiefſten Winkel der Feuerküche ſo geheimnißvoll, als ob er ein Alchymiſt wäre.

Die beiden Freunde knüpften indeß das Geſpräch wieder an, deſſen Fäden der ſchneidende Nachtwind abgeriſſen hatte.

„Glücklicher Unglücksſohn!“ rief Seraphin aus, „ich ſehe es ein, es hilft nichts, ich muß es Dir nachthun. Bin ſchon um eine ganze Olympiade älter als Du, und in der Gefühlswelt

noch um ein halbes Säkulum hinter Dir zurück. Du haſt Deine Sache im Leben, ſo zu ſagen, noch auf nichts geſtellt, während ich bereits für ein Fach mich entſchieden habe, und dennoch haſt Du ein Tau gefunden, woran Du dich feſt hältſt und durch Sturm und Ungewitter ſicher hinſchwebſt, während ich, trotz all meines klaren Wollens, noch von Wrack zu Wrack treibe, und, das Land immer im Auge, nicht weiß, wann und wie ich es erreichen werde. Mit einem Worte, Du biſt ein ganzer Menſch, denn Du liebſt, und ich muß mich verlieben, um aus meiner Halbheit herauszukommen!“

„Wie ſehr Du Dein Glück verkennſt!“ erwiederte Anſelm, „Du biſt Mahler, biſt Künſtler, die heilige Kunſt hat ihr Reich Dir aufgeſchloſſen, in welchem alles Hohe ſproßt und blüht, wornach eine Menſchenbruſt ſich ſehnen mag. Deine Liebe iſt umfaſſender als die meinige; Du liebſt die Idee des Schönen, die ſich Deinem Auge, Deinem Gefühle mit jedem Blicke in das Univerſum offenbart. Was wir hier auf Erden finden, iſt eine kümmerliche Einzelliebe; ein ſchwacher Strahl, der durch eine Kerkerritze fällt; die Kunſt zerſprengt die Feſſeln, die uns umſchnüren, ſie öffnet uns den Kerker, in dem wir ſchmachten, ſie führt uns hinaus an's Tageslicht, wo die Sonne leuchtet, deren Strahl ſeelenwe-

ckend und ſehnſuchtserregend in unſere Nacht her-
einblitzt. Erſt ſeit in mir ein Talent erwacht,
deſen Daſein ich früher nicht geahnt hatte, erſt
ſeit mich die Liebe zum Dichter gemacht, ſeit ich
den Gegenſtand meiner Gefühle durch die Kunſt
zur Höhe des Ideals erheben kann, erſt jetzt kann
ich ſagen, daß ich wahrhaft liebe. Was iſt
Liebe — ohne Kunſt? Ein tönendes Erz und
eine klingende Schelle!“

„Und was iſt Kunſt ohne Liebe?“ fiel
Seraphin ein. — „Ein Herumtaumeln in einer
Welt voll fabelhafter Erſcheinungen, deren Sinn
und Bedeutung wohl geahnt, aber ohne Liebe
nicht entziffert wird. Tauſend Bilder umgeben
mich, groß und geheimnißvoll; mein Gefühl ſagt
mir, daß ſie nicht klanglos ſein können, daß ein
geiſtiges Leben in ihrem Inneren ſchlummern
müſſe — aber umſonſt harre ich der Morgen-
röthe, welche dieſe Memnonsbilder beſeelt und
entzaubert. Tauſend Strahlen ſtrömen von allen
Seiten mir entgegen, aber ich entbehre des
Spiegels, der ſie in ſeinem Brennpunkte ſam-
melt; ſie zerfahren wie Meteore; ſie verſchwimmen
in fahlen Ringen durch einander oder ſie ſchlän-
geln ſich wie Blitze am Horizont hin, und zeigen
auf Augenblicke einen fernen unbekannten Hin-
tergrund, um ihn eben ſo ſchnell wieder in Nacht
verſinken zu laſſen. Kunſt ohne Liebe iſt ein Stre-

ben ohne Konſiſtenz, ohne Mittelpunkt, ohne Schwungkraft. Ich ſehe einen Garten vor mir, hinter deſſen Umfriedung ich alle Mährchenpracht des Orients ahnen muß; das ſagen die Düfte, die mir entgegen wallen, die dichtbelaubten Wipfel, die ſich über die Mauer erheben, die Bäche, die ich rauſchen, die Vögel, die ich ſingen höre; — aber der Schlüſſel, der mir das Paradies öffnen, der mir die klare, genießende Anſchauung gewähren ſoll, dieſer Schlüſſel, die Liebe, fehlt mir. Mit ſtolzem Bewußtſein betrachtete Pygmalion ſein Werk, ſein Ideal im kalten Marmor; aber es füllte ſein Sehnen nicht aus; es ſtand da, fremd, ungenügend, faſt unheimlich, bis ihm die Liebe das Leben gab; nun war es ſein, nun war das Räthſel gelöſt, nun war des Künſtlers Streben befriedigt und belohnt. Was iſt Kunſt ohne Liebe? Ein Räthſel ohne Löſung, das Ringen einer Peri, die vor dem Paradieſe ſteht und das Wort nicht finden kann, das ihr die Pforten öffnet!"

„Sonderbarer Kontraſt!" bemerkte Anſelm tiefſinniger. „Als ich Ottilien zum erſten Male ſah, da vibrirte es durch alle meine Nerven; ich empfand es tief und innig, daß mein ganzes Weſen ungeſtimmt ſei, — ich liebte, der Zweck meines Lebens lag ſonnenhell vor mir. Ich liebte ſie, — ich war überzeugt, daß

ich in ihr dasjenige gefunden, was mein mangelhaftes Selbſt ergänzte. Aber noch konnte ich nicht ſagen: ſie iſt mein, für immer und ewig mein Eigenthum, jetzt kann ich ſie nicht mehr verlieren. Ich ſuchte und rang, ob ich nicht etwas in mir fände, was ihren Beſitz über alle Zeitlichkeit mir erhöbe. Ich ſtrebte, das Vergängliche ihrer Erſcheinung, die Wirklichkeit an eine Idee anzuknüpfen, und plötzlich erwachte in meinem Gemüthe eine bisher mir unbekannte Kraft; die Klaviatur meiner Seele, all die weißen Taſten der Luſt und all die ſchwarzen Taſten des Schmerzes ſchlugen von unbekannter Geiſterhand berührt an; es war die Hand der Poeſie, die Hand der Kunſt. Die liebliche, reizende Geſtalt, die mich gefeſſelt, vergeiſtigte ſich, und ward zur vergänglichen Kriſtallhülle einer unvergänglichen Idee, die Geliebte ward zur Liebe, das Verlierbare zu etwas Unverlierbarem. Nun erſt iſt ſie mein, mein Eigenthum für alle Zeit, und wenn Meere ſie von mir trennten, wenn ſie durch Verhältniſſe mir entzogen würde, wenn ſie mir ſtürbe, — ſie bleibt mein, mein durch die Kunſt, und kein Gott kann ſie mir mehr entreißen.“

Zwölf ſchwere Hammerſtreiche dröhnten vom Thurme, und fielen wie rieſelnde Tropfen auf die Herzen der beiden Schwärmer.

„Deine Ottilie lebe hoch!“ rief Seraphin, eines der dampfenden Punſchgläſer faſſend, die der Marqueur eben hingeſetzt hatte. — „Möge das neue Jahr hold ſein einer Liebe, die Dich der Kunſt gewonnen hat. Liebe und dichte fröhlich, Dir ſelbſt und der Welt zu Luſt und Frommen.“

„Deine Kunſt, die edle Mahlerkunſt lebe hoch!“ erwiederte Anſelm den herzlichen Toaſt. — „Möge das neue Jahr Deiner Kunſt den Stern der Liebe aufgehen laſſen, nach welcher Du Dich ſo innig ſehneſt. Vor Allem aber laß uns Freunde bleiben, und uns in unſerem Streben nach dem Beſſeren kräftig beharren. Gott weiß es, Eitelkeit iſt meine Sache nicht, aber ich meine, nicht viele junge Leute der Reſidenz dürften ſich heute mit ſolchen Geſinnungen in dieſer Stunde gegenüber ſitzen. Das Intereſſe des Jahrhunderts iſt ein materieles geworden, und Menſchen, wie wir, gehören zu den Sonderlingen. Nun immerhin, es leben die Sonderlinge!“

„Es leben die Sonderlinge!“ wiederholte Seraphin. Die Gläſer klangen. Die Freunde küßten einander, und der Marqueur gähnte.

Die Pauſe künſtleriſcher Erhebung ging in jene herzliche weltbürgerliche Stimmung über, in welcher man gern die ganze Welt in den Kreis ſeines eigenen geiſtigen Wohlbehagens mit

hineinziehen möchte. Sogar auf den wenig eifrigen Marqueur wirkte dieſes Gefühl zurück, indem ihm die Freunde den beträchtlichen Ueberſchuß von der Zeche als Entgelt für ſeine geſtörte Ruhe zuſteckten. Mit freundlicherer Miene ſuchte er ſeinen Winkel wieder auf und ließ die ſeltſamen Gäſte nach Herzensluſt gewähren.

Plötzlich hallten von Außen zwölf gellende Schläge, wie das verſpätete Echo der Hammerſtreiche, welche den Abſchied des alten Jahres verkündet hatten. Es war das Zeichen, welches der Nachtwächter als Beweis ſeiner Wachſamkeit zu geben pflegt, indem er mit ſeinem Knotenſtabe ſo oftmal an den Eckſtein der Straße ſchlägt, als es der eben abgelaufenen Stunde entſpricht. Der letzte Schlag war in der einſamen Gaſſe noch kaum verhallt, als ein alter, in ſeinen abgetragenen Mantel tief eingemummter Mann hereintrat, den breiten Hut von ſich warf, das Tuch abband, mit welchem er ſich das Geſicht gegen die Kälte verwahrt hatte, den Knüttel bei Seite ſtellte, und ſeine Fauſthandſchuhe wegſtreifte. Tief aufathmend und die wohlthätige Stubenwärme in langen Zügen einathmend, machte er ſich's an einem Nebentiſche bequem, und gab durch einen Wink dem Marqueur, dem er wohlbekannt ſchien, ſeinen Wunſch zu erkennen. Ein kleines Gläschen, mit Schnapps gefüllt,

ſtellte den Alten vollkommen zufrieden. Wahrſcheinlich war er, als Nachtwächter, der letzte tägliche oder vielmehr nächtliche Gaſt im Kaffeehauſe.

Das war nun für unſere Freunde eine erwünſchte Erſcheinung. Solch ein graulockiger, nachtdurchfroſteter Herold der Zeit, ſolch ein unwirſcher Thürſteher an der Pforte des neuen Jahres, — wie paſſend war er zu ihrer exaltirten Stimmung, in welcher ſie, glaub ich, dem trockenſten, alltäglichſten Weſen eine poetiſche Seite abgewonnen oder angedichtet hätten! Der ſchlichte Nachtwächter war ganz freundlich überraſcht, als ihn die beiden Herrn mit unabweisbaren Herzlichkeit an ihren Tiſch baten und ihm den Antrag machten, ſein kümmerlich Gläschen Schnapps mit einem Glaſe Punſch zu vertauſchen, und noch ein Viertelſtündchen mit ihnen zu verplaudern.

Aus dem Viertelſtündchen ward eine volle Stunde, denn der gute Alte mußte ihnen ſeine ganze Lebensbeſchreibung erzählen und manchen Blick in ſein Inneres gönnen. Er that es recht gerne und wurde mit jedem Schluck von dem duftenden Getränk um einen Grad redſeliger. Es thut dem gemeinen Manne wohl, dort, wo er ſieht, daß nicht neugieriger Muthwille ihn zur Zielſcheibe ſchalen Witzes machen will, von ſich

ſelbſt zu ſprechen; es ſchmeichelt ſeiner Eitelkeit, ſich ſagen zu können: „Du biſt doch auch ein Weſen, das etwas zählt; dem man es zutraut, daß es etwas Nennenswerthes erlebt und erfahren hat!“ — Dieſe Eitelkeit fand an der aufmunternden Theilnahme der beiden Freunde reichliche Nahrung. Es iſt eine eigene Gabe geiſtreicher Menſchen, ihre Umgebung zu ſich empor zu heben; ſo klopften auch ſie an manche Stelle des verroſteten Nachtwächterherzens, an welche vielleicht nie eine Menſchenſeele angeklopft hatte, und zwar ein Jeder von ihnen nach ſeiner eigenthümlichen Art und Weiſe, Jeder gleichſam im Verfolge jener Ideen, welche ſie vorhin in einander ſelbſt angeregt hatten. Der einfache Mann ſtand hier, ohne es zu ahnen, vor dem Forum der Liebe und Kunſt, und ließ ſich gewiß nicht träumen, daß er zwei ſo ätheriſchen Richterinnen Stoff zum Denken und Empfinden lieferte.

„Es muß doch recht unheimlich ſein,“ bemerkte Seraphin unter Anderem, „in geiſterheller, lautloſer Mondnacht, oder zur einſamen Stunde der Geſpenſter, wenn der Sturm durch die Gaſſen heult und bläuliche Blitze den Adler auf dem Stephansthurme umzucken, hinzuſchlendern zwiſchen den kreideweißen oder finſterblickenden Häuſern, in denen ſich kein Leben mehr regt, und nur hier und dort noch die Ampel in einer

Krankenſtube matt durch grüne Gardinen ſchimmert. Es hat wohl lange gebraucht; bis Ihr Euch daran gewöhnt habt!“

„Mein Gott!“ antwortete der Nachtwächter, „das gibt ſich Alles, lieber Herr! Es kommt nur darauf an, wie man's im Anfange nimmt. Ich hab's im Anfange, das iſt vor zwanzig Jahren, recht leicht genommen. Ich betrachtete damals meine Nachtwächterſchaft als Liebesſache. Ich hatte nämlich eine Liebſchaft mit einem braven Mädchen, das mir an Jahren gerade paßte, ſie war über zwanzig, ich in den dreißigen. Sie wohnte da drüben an der Ecke der kleinen Schulenſtraße bei ihrer Mutter, einer alten Witwe, die allerlei Trödel feil hatte. Anfangs wollte man ſie einem Manne, wie ich, der bei Tage ſich mühſam ſein Brod verdient und bei Nacht etwas für den Ueberſchuß thut, nicht geben; aber eben das brachte mich in's Feuer. Was man gar ſo leicht erhalten kann, hat keinen Reiz. Ich warb um ſie und ließ nicht nach, bis ich der Mutter das „Jawort“ abtrotzte. In jener Zeit war's, wo ich meine Profeſſion lieb gewann, wo ſie mir, ſo zu ſagen, zum Bedürfniſſe wurde. Ich war nie ſeliger, als wenn ich knapp am Fenſterlein meiner Regine jede Stunde nachſchlagen konnte. Wenn ſie mich hört, dacht' ich, ſo muß ſie an mich denken, und wenn ſie mich nicht mehr

hört, ſo iſt es ein Zeichen, daß ſie ſchläft, und dann träumt ſie gewiß von mir. Was fragte ich um Nacht und Sturm und Regen; ich betrieb mein Geſchäft nur als einen Liebesdienſt, als eine Brautwerbung, und wenn längſt Alles auf dem Ohre lag, da war ich recht geſammelt und ſann und dachte nichts, als „Regine! Regine!“

„Da haſt Du's, Anſelm,“ unterbrach ihn Seraphin ganz lebhaft, „ſogar für ſeine Kunſt brauchte er die Liebe als Helferin!“

„Und wie kommt's Euch jetzt vor, da Ihr älter geworden ſeid?“ fragte Anſelm weiter. „Jetzt ſehntet Ihr Euch wohl ſchon nach Ruhe?“

„Könnt's eben nicht ſagen!“ verſetzte der Nachtwächter. „Für's Erſte bin ich nun längſt daran gewöhnt; das Herumhuſchen und Pflaſtertreten bei Nacht und Nebel iſt mir zur zweiten Natur geworden; dann liegt für mich noch eine ganz eigene Bedeutung darin, die mich über Manches vertröſten muß. Meine Regine, mit der ich in chriſtlicher Ehe drei Kinder erhielt, zwei Mädchen und einen Jungen, ging vor ſechs Jahren ihren Töchtern in die Ewigkeit nach. Der Burſche iſt nun nahe an die zwanzig, und lernt ein Handwerk, um es, wenn er mich einſt ablöſt, nebſtbei betreiben zu können. Ich ſtehe, ſo zu ſagen, unter Tags allein auf der Welt. Wenn ich aber Nachts, beim hellen Mondſcheine, durch die

Gaſſen patrouillireund hinaufblicke zum Sternenhimmel, da iſt es mir immer, als ſähe meine Regine freundlich auf mich herab, unſere beiden Mädchen zur Seite, und da denk' ich recht lebhaft an ſie, und ſpreche im Geiſte mit ihr und wenn dann die Stunde ſchlägt, und ich an der Ecke der kleinen Schulenſtraße ſtehe, wo Regine als Mädchen wohnte, da kommt dem alten Felix Alles wieder vor, was einſt der junge erlebt und getrieben hat, und da genießt er ein längſt verlornes Glück von Neuem.“

„Das iſt Poeſie!“ brach Anſelm los, „Poeſie, die der Liebe tröſtend die Hand reicht! Wahrhaftig, guter Felix, Ihr wißt nicht, was in Euch ſteckt, und wenn ich's Euch auch ſagte und benennte, Ihr würdet es nicht verſtehen.“

Der alte Mann wußte in der That nicht, wie ihm zu Muthe war; er kam ſich in der Geſellſchaft der beiden Feuerköpfe, die ihm von allen Seiten in die Seele guckten, als ob er einen Leib von Glas hätte, gar ſeltſam vor. Wenn ſie ihm nicht ſo herzlich zugeſprochen, ihn nicht mit ſo gutmüthigen Augen angeblickt, ihn nicht ſo gaſtfreundlich bewirthet hätten, er würde geglaubt haben, ſie narrten ihn.

„Das iſt heute eine Sylveſternacht ganz eigener Art,“ meinte Anſelm, „die werth wäre, dauernder feſtgehalten zu werden. Wer weiß,

wann, ja, ob wir drei uns je wieder ſo zuſammen⸗finden; wer weiß, wie es in dieſer Stunde nach zwanzig, ja nur nach zehn Jahren mit uns ausſieht.“

„Wohlan,“ fiel Seraphin ein, „Du haſt die Idee angeregt; ich will ſie verfolgen. Eure Hand, alter Mann! Ihr habt uns eine vergnügte, eine ernſtheitere Stunde verſchafft. Wir wollen noch einmahl im Leben uns ſo wiederfinden; aber nicht nach einem Jahre, oder nach zwei Jahren. Es ſoll mehr indeß an uns vorbeigehen, worüber wir uns gegenſeitig Rechenſchaft ablegen können. Alſo Eure Hand, alter Mann, — Deine Hand, Anſelm; — auf Wiederſehen nach zehn Jah⸗ren, in eben dieſer Stunde, in eben dieſem Ka⸗feehauſe, an eben dieſem Tiſche! Die Zeit iſt der beſte Maßſtab für unſere Gefühle, Hoffnungen, Anſichten und Wünſche. Ich ſehe, lieber Anſelm, das war ein Wort nach Deinem Sinn. Und was ſagt Ihr, alter Mann?“

„Wenn mich meine gute Regine droben bis dahin nicht heimberuft, ſo komm' ich gewiß!“ war die Antwort des tief erſchütterten Alten.

„Dank, lieber Seraphin!“ rief An⸗ſelm begeiſtert, „Dank für Deinen Vorſchlag! Ja, ein Mann ein Wort. Hier ſoll's ein Rendez⸗vous nach zehn Jahren gelten; ein paar Meilen auf oder ab ſollen uns am Kommen nicht hin⸗dern. Aber Ihr dürft nicht fehlen, guter Alter.

Hier — nehmt dieſes Silberſtück und hebt es Eurem Sohne als Andenken an dieſe Stunde auf. — Und jetzt gute Nacht! Nach zehn Jahren wollen wir einander wieder befragen, was die Liebe in der Kunſt, was die Kunſt in der Liebe, und was unſer guter Felix in der Erinnerung gefunden hat. Und ſomit Gott befohlen!“

Der ſeltſamen Sylveſternacht-Szene folgte ein trüber Neujahrstag voll Dezemberſturm und Schneegeſtöber. Im warmen Zimmer zur Seite des kniſternden Ofens ſaßen Abends Anſelm und Seraphin, ihren Lieblingsideen nachhangend, voll frommer Wünſche und wehmüthiger Hoffnungen, und ſprachen gar mancherlei von Liebe und Kunſt, und mitunter auch vom Nachtwächter Felix.

2.

Das Haus des Hofraths B. war eines der achtungswertheſten in der Reſidenz. Gleichweit entfernt von konvenzioneller Steifheit und ſpießbürgerlicher Seichtheit wußte es jenen wohlthuenden, herzlichen Ton zu bewahren, deſſen Grundnote Humanität heißt. Da gab es keine Diners um vier Uhr mit obligaten Glacéhandſchuhen und zugeknöpften Röcken, keine Ohr- und Verſtand folternden Singethee's mit Butterſchnitten und Komplimenten, keine Soirée's mit angeſag-

ten Ueberraſchungen und Whiſt = Diſput oder l'Hombre = Langweile, kurz, keine jener Modevergnügungen der vornehmen Welt, wo man, ſo zu ſagen, Genüſſe erleidet und auf Unterhaltung kommandirt wird. Dennoch war das Haus des Hofraths nicht minder geſellig, als alle Häuſer, welche für die geſelligſten galten. Die Elite der jungen Leute wetteiferte im Beſuche einer Familie, wo jedes Streben und jedes Geſpräch freundlichen Anklang fand, welches eine ernſtere und würdigere Richtung verfolgte, als ſie bei der Flachheit und Zerſtreuungsſucht unſeren gewöhnlichen Geſellſchaften beliebt und willkommen iſt. Auch die älteren Perſonen, die in das Haus kamen, ſpielten keine langweiligen Pedanten oder huldigungsſüchtigen Bekrittler der Jüngeren, ſondern nahmen herzlichen Antheil an Allem, was vorging, und vergnügten ſich mit dem erfreulichen Anblick eines ſo geiſtesklaren und herzensgeſunden Nachwuchſes. Da wurden keine goldgeränderten Einladungskarten vom Kammerdiener oder Jäger ausgetragen; willkommen war jeder Gaſt des Hauſes zu jeder Zeit, geladen keiner. Kein Abend ging ohne Unterhaltung vorüber; aber man bedurfte keines Programmes, um ſich in dem Labyrinthe ſinnvoller Feſtlichkeiten zurecht zu finden; es waren immer nur Improviſazionen der Stimmung; wie es ſich

ergab, ſo war es am beſten. Bald wurde Vernünftiges geſprochen, bald Tolles geplaudert, bald geſungen, bald geleſen, und wenn die jungen Leute lebhafter wurden, und ihnen das Wohlbehagen bis in die Zehen fuhr, ſo hatte weder der ernſte Herr Hofrath, noch ſeine gemüthvolle Gattin, noch die geiſtreiche Ottilie etwas dagegen, wenn Einer von den jungen Herrn zum Klavier eilte und einen munteren Walzer aufſpielte.

Hervorragendes Individuum unter den Hausfreunden der Familie war ſeit einem Jahre — Anſelm geworden. Er hatte ſich in den letzten Jahren ſeiner Studien, nicht aus Noth (denn als der hinterlaſſene einzige Sohn eines wohlhabenden Kaufmannes, war er für ſeine Zukunft ſichergeſtellt), ſondern aus Liebe zum Fache damit zu befaſſen angefangen, jungen Lernbegierigen Unterricht in der vaterländiſchen Sprache und Literatur zu ertheilen. Er betrachtete es als einen Akt der Pietät, die man den erhabenen Koryphäen deutſcher Kunſt ſchuldig iſt, Empfänglichkeit für ihre Schöpfungen in jungen Gemüthern zu wecken und zu nähren, und, wenn man auch ſelbſt der Gabe entbehrt, Schönes und Erhabenes in eigenen künſtleriſchen Darſtellungen zu geſtalten, doch wenigſtens im Kreiſe ſeiner Umgebung die Liebe dafür anzuregen und zu erhalten.

In der Eigenſchaft eines ſolchen Lehrers ward er zuerſt in des Hofraths Haus eingeführt. Er ſollte die talentvolle Ottilie in der Kenntniß ihrer Mutterſprache ausbilden, und ſie mit jenen Meiſtern unſerer Nation bekannt machen, deren Werke zunächſt einem jungfräulichen Gemüthe zuſagen. Mit welcher Zartheit und Vorſicht Anſelm ſeine liebliche ſechzehnjährige Schülerin in die Vorhallen unſerer Literatur einführte, läßt ſich leicht denken, wenn man erwägt, daß er ſelbſt Enthuſiaſt für Kunſt überhaupt, und für die Poeſie insbeſondere war, und daß er auch jenen ätheriſchen Blüthenſtaub der Unſchuld, welchen man jetzt bei Jünglingen ſeines Alters leider ſo oft vermißt, von den Flügeln ſeiner Phantaſie noch nicht abgeſtreift hatte.

Anſelm befand ſich in ſeinem Elemente. Mit Ungeduld erwartete er an jedem Tage die Stunde, die ihn zu Ottilien rief. Selbſt das Mechaniſche der Sprache wußte er ihr, durch fortwährende Hinweiſung auf den innigen, geiſtigen Verband, in welchem der Bauſtoff mit der Harmonie des ganzen Gebäudes ſteht, ſo anziehend, ſo angenehm zu machen, daß ſie ſpielend lernte und lernend genoß. Sie ging mit ſolcher Leichtigkeit in ſeine Ideen ein, erfaßte jeden Wink ſo ſchnell, fand ſich ſo innig ergriffen von jeder Schönheit, die auch ihn ergriff,

daß er ſich des Gedankens, in geiſtiger Verwandtſchaft mit ſeiner Schülerin zu ſtehen, nicht erwehren konnte. Was in ihm, als Reſultat jahrelanger Studien, mitunter als Ergebniß eigener Lebenserfahrung, klar daſtand, begegnete ihm in Ottiliens Aeußerungen und Anſichten als unbewußte Ahnung eines kindlichen Gemüthes, als treffendes Urtheil eines untrüglichen Taktes überraſchend wieder. Ja, er mußte ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie, trotz ihrer Mädchennatur und ihrer Jugend, die praktiſche Haltbarkeit irgend einer Idee ſchneller herausfand, als er ſelbſt, und in Manchem beim erſten Blick Inkonvenienzen entdeckte, die ihm bei vielmaligem Durchleſen und Durchfühlen entgangen waren. Ihr durchdringender Verſtand bei ſo regſamer Empfindung ſchien ihm ein Phänomen. Wiewohl es ihm daher oft faſt wehe that, ſich an Auffaſſungsgabe von einem Mädchen überflügelt zu ſehen, ſo konnte er doch nicht umhin, ihren Geiſt zu bewundern und ihr Herz — zu lieben.

Ja — Liebe, innige Liebe war's, was ihn eher, als er es ſich ſelbſt zu geſtehen wagte, an ſeine Schülerin feſſelte. Zum Glücke gab es aber, ehe dieſe Liebe ſich ſelbſt klar wurde und ihre Strahlen auf den wahren Gegenſtand konzentrirte, noch Nebenerſcheinungen und Ableiter genug, auf welche ſie dieſelben ausſtreuen und vertheilen

konnte. Bald glaubte er, in ihre Empfänglichkeit für alles Schöne und Erhabene, bald in ihre Deklamazion, bald in ihren Geſang, bald in ihr Klavierſpiel, bald in ihr nettes Schriftchen, bald in dieſen oder jenen Vorzug ihres Herzens oder ihrer Hand verliebt zu ſein; bis er endlich, über ſich ſelbſt erſchreckend, glaubte, daß es die ganze Perſon, daß es wirklich Ottilie ſei, die er liebe. Aber die ſüße Gewohnheit des täglichen Umganges mit ihr, die ungezwungene, in der ganzen Familie herrſchende Herzlichkeit bewahrte ihn vor jener befangenen Scheu, vor jener berechnenden Zurückhaltung, durch welche jede junge Liebe an ſich ſelbſt zur Verrätherin wird. Die Eltern Ottilien's ahnten daher nicht das Geringſte von Anſelms Gefühlen für ihre Tochter, und dieſe ſelbſt hielt ſeine innige Anhänglichkeit für nichts anderes, als für die Wirkung ihrer gemeinſchaftlichen Hinneigung zu einer und derſelben Kunſt: zur Poeſie. Sie achtete ihren Lehrer, ſie betrachtete ihn als aufrichtigen, an ihrer Bildung mit eifriger Wärme theilnehmenden Freund, war aber eben ſo wenig in ihn verliebt, als ſie, trotz ihrer Vorliebe für Muſik und Dichtkunſt, ſich beikommen ließ, die Belletriſtin ſpielen zu wollen. Anſelm hatte alſo an ihr das Schätzenswertheſte, was ein Mann an einem gebildeten weiblichen Weſen

ſinden kann, eine treue gemüthliche Freundin, aber keineswegs das, was er an ihr gefunden zu haben glaubte, nämlich eine Geliebte. Uebrigens war er in ſeinem Bewußtſein glücklich, und zwar doppelt glücklich, indem er in ſeiner Liebe die Anregung fand, ein Talent zu kultiviren, von deſſen Kraft und Ergiebigkeit er bisher kaum eine dunkle Ahnung gehabt hatte. Er war Poet; aus dem Umgang mit Ottilien, erwuchs ihm eine Fülle von Ideen, zu deren künſtleriſchen Darſtellungen ihm die deutſche Sprache, die er vollkommen zu bemeiſtern wußte, willig Form und Mittel lieh. Mit ſchüchterner Beſcheidenheit gab er die erſten Ausbrüche ſeines Gefühles in anonymen Liedern der Oeffentlichkeit preis. Sie fanden Anklang und Würdigung; in Kurzem wurde der Verfaſſer derſelben zu den hoffnungsvollſten Jüngern der Muſe gezählt, und genoß das Doppelvergnügen, Gedichte, welche vor dem Forum der Leſewelt und der Kritik Anerkennung gefunden, auch von dem Gegenſtande, dem ſie galten, geleſen, beurtheilt und lieb gewonnen und ſein eigenes Gefühl von ſeiner liebſten Richterin unbewußt gebilligt zu wiſſen. Er ſchwelgte in Seligkeit, rechnete ſich zu den glücklichſten Liebenden, die es je gegeben, und glaubte nichts ſicherer, als ſich in Ottiliens Herzen ganz heimlich und unbemerkt eher eingebürgert zu haben, als

er noch irgend ein winzig Wörtchen von ſeiner Liebe ihr geſtanden hätte. Er wollte ihr auch nichts geſtehen, weil er ſich ſchon weiter vorgerückt wähnte, als ihn ein förmliches Geſtändniß führen könnte.

So ſtand es um ſein Herz zur Zeit, als jene ſeltſame Sylveſternacht = Szene Statt fand. Ja ſelbſt noch Monate darnach ſchwebte er in dieſem ſeligen Traume und machte ſeinen Freund Seraphin durch manche Erzählung und manches Gedicht, das er ihm vorlas, immer ungeduldiger und immer überzeugter, daß der Künſtler lieben, oder vielmehr verliebt ſein müſſe, um das Geheimniß ſeiner Kunſt vollſtändig zu ergründen. Bald beſchränkte den liebetrunkenen Dichter ein plötzliches Ereigniß noch ausſchließender auf ſich ſelbſt und ſein Gefühl. Seraphin durch manches tüchtige Stück ſeiner Malerkunſt ſchon vortheilhaft in Wien und in der Kunſtwelt überhaupt bekannt, erhielt von einem hochgeſtellten Kenner den Antrag, ihn auf einer Reiſe nach Italien zu begleiten, welchen er, wiewohl nicht ohne Zögern, endlich annahm. Schwer fiel ihm der Abſchied von Anſelm und von ſo vielen Freunden, welche er als integrirende Theile ſeines Lebens betrachtete; denn er wußte wohl, daß der Künſtler dem Vogel gleicht, der, einmal flügge geworden, die ganze Welt

für ſeinen Spielraum anſieht, und nicht ſo leicht wieder zum heimiſchen Neſte zurückkehrt. Allein die Muſe winkte, die Gelegenheit war allzu günſtig — und er ging. Freilich verſprach er ſeinem lieben Freunde mehr, als zu leiſten möglich war, nämlich wöchentlich etwas von ſich hören zu laſſen, ja ihm ein förmliches Tagebuch mitzutheilen, — aber bald, wie es nun ſchon nach jeder Trennung zu gehen pflegt, blieb das Tagebuch aus, die Nachrichten wurden ſeltener, und eh' ein Jahr um war, wußte Anſelm kaum mit Beſtimmtheit zu ſagen, ob Seraphin noch im Lande der Citronen verweile, oder ob er vielleicht, über alle Meere gepilgert, nicht ſchon im Norden umherwandere. Nur in des Hofraths Familie, nur in Ottiliens Geſellſchaft konnte er für den Verluſt eines ſo lieben Freundes Erſatz finden.

Es traf ihn daher wie ein Donnerſchlag, als er hörte, daß der Hofrath, um ſich einmal von der Laſt ſeiner Geſchäfte zu erholen, einen Urlaub angeſucht habe, und eine Luſtreiſe zu Verwandten in der Nachbarprovinz beabſichtige, auf welcher ihn auch Gattin und Tochter begleiten ſollten. Der Gedanke, ſich von Ottilien trennen zu müſſen, und wenn auch nur auf einige Wochen, war ihm ſo fremd, ſo überraſchend, daß er lange brauchte, ſich darein zu finden. — „Es iſt

eine Probe," ſagte er endlich zu ſich ſelbſt. „Vielleicht kommt mir der Zufall eben dadurch zu Hilfe und verſchafft Ottilien Klarheit über ein Gefühl, welches bisher noch unbewußt in ihrem Herzen ſchlummerte. Sie muß mich verlieren, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß ich ihr eben ſo unentbehrlich ſei, als ſie mir es iſt. — Doch halt! Anſelm! — Spielt Dir da nicht etwa Deine Eitelkeit einen böſen Streich? Du wähnſt, ſie liebe Dich, weil Du ſie liebſt! — Wenn es nur freundſchaftliche Zuneigung wäre, was ſie für Dich fühlt! — Wenn ein weibliches Weſen einen Freund um ſich duldet, ſo hat es nur einen Schritt mehr zur Liebe. Ja — zu dieſem Schritte wird ſie die Trennung führen. Sie ſcheidet als meine Freundin, um als meine Geliebte wiederzukehren. Doch muß ich ſie geiſtig feſſeln; die liebe Poeſie, deren erwärmender Strahl von ihrem Herzen ausging, ſoll mir den Weg dahin bahnen, woher er kam!"

So tröſtete ſich Anſelm als Dichter über eine Prüfung, die ihm, als Menſchen, höchſt ſchmerzlich gefallen wäre. Er hatte eben ein Bändchen erotiſcher Lieder herausgegeben, welches das ganze Glaubensbekenntniß ſeiner Seele, die ganze Geſchichte ſeiner Liebe in ſo wahren, ſo gemüthlichen und originelen Gedichten enthielt, daß ihm die allgemeine Anerkennung nicht ent-

gehen konnte. Das ausgezeichnete lyriſche Talent, welches ſich unzweideutig in dem Werkchen ausſprach, ſicherte dem Verfaſſer eine ehrenvolle Stelle auf dem deutſchen Parnaß; er hatte ſich damit ein Diplom ausgeſtellt, deſſen Giltigkeit Niemand beſtritt, Niemand beſtreiten konnte. Dieſes Bändchen wollte er Ottilien vor dem Abſchiede noch überreichen, und ſich ihr als den Verfaſſer entdecken. Gewiß würde ſie, ſo hoffte er, die vielfachen Beziehungen verſtehen, die Muſe ahnen, die den Poeten begeiſterte, die Gefühle und Anſichten, die ſie dort ausgeſprochen leſe, würdigen, und, wenn ſie ſich in der Ferne, von Sehnſucht erfaßt, ſo recht hineingefühlt und hineingelebt hätte, beim Wiederſehen ihm beweiſen, daß ſie ſein zartes Geſtändniß errathen und darin nur den Abglanz ihrer eigenen Empfindungen und Wünſche gefunden habe.

Endlich kam der Tag des Abſchiedes, anfangs ſo ſehr gefürchtet, nun faſt erſehnt; denn nichts iſt ſchmerzlicher, als dieſes allmälige Abglimmen und Wegſchmelzen einer ſeligen Gegenwart; wahre Pein wird das tägliche Sprechen vom Scheiden vor dem nahen Scheiden. Die Koffer waren gepackt; der Wagen, der die Familie morgen mit dem Frühſten fortfahren ſollte, ſtand gerüſtet im Hofe. Eine gewählte Geſellſchaft hatte ſich verſammelt, um den letzten Abend

im Kreiſe der guten Menſchen noch recht herzlich zuzubringen. Durchwogt von widerſprechenden Gefühlen beſtrebte ſich Anſelm vergebens, ſeine düſtere Stimmung zu verbergen.

„Daß doch alle Wiener einander gleichen,“ bemerkte der Hofrath lächelnd; „wenn Jemand weiter geht, als man den Stephansthurm ſehen kann, ſo iſt's, als ob er aus der Welt ginge. Es lohnt ſich ja kaum der Mühe, Abſchied zu nehmen. Iſt denn das eine Reiſe, wenn man nicht länger, als einen Tag und eine Nacht auf dem Wege bleibt?“

„Und ſehen Sie nur,“ fügte die Hausfrau hinzu „wie anſteckend ſolch' ein Scheidefieber iſt, meiner Ottilie haben ſie mit Ihrem trüben Geſichte ganz die Laune verdorben.“

Dem armen Anſelm ſchnitten dieſe Bemerkungen in die Seele, und er mußte alle ſeine Kraft zuſammen nehmen, um ſeine Faſſung zu bewahren. Endlich kam ein unbelauſchter Augenblick, wo er mit Ottilien allein ſprechen konnte. Zitternd zog er das Heft ſeiner Lieder aus der Taſche; zitternd überreichte er es ihr mit den Worten:

„Liebe Ottilie! Empfangen Sie dieſes kleine Angedenken; es enthält Alles, was ich Ihnen ſagen will, weit rückhaltloſer und herzlicher, als ich es jetzt, im kurzen Augenblicke des

Scheidens, zu ſagen im Stande wäre. Uebrigens bin ich Ihnen noch eine Erklärung ſchuldig. Ich habe Sie gar oft betrogen, liebe Ottilie!“

„Betrogen?“ wiederholte das Mädchen erſtaunt, und ſah ihn mit den klugen, blauen Augen ſo ungläubig an, daß es ihm bis in's Innerſte ſeiner Seele drang.

„Ja, ja, betrogen,“ fuhr Anſelm fort, „um Gefühl und Urtheil betrogen. Manches Gedicht, welches ich Ihrem Herzen unter der Firma eines Uhland oder Wilhelm Müller oder Rückert anempfahl, werden Sie in dieſer Sammlung wieder finden, — und der Verfaſſer dieſer ganzen Sammlung iſt niemand Anderer, als — ich ſelbſt!“

„Sie ſind ein Dichter?“ fragte Ottilie freudig lächelnd, „ah, das iſt brav! Immer wünſchte ich zu wiſſen, wie denn ein Dichter ausſieht, wie er im Leben ſich gibt, wie er ſpricht, wie er handelt; — und nun hab' ich Alles auf einmal weg! Sie hätten mir keine größere Freude machen können! Wenn ich das meinen Eltern ſage, ſo werden ſie erſt völlig in ſie verliebt ſein!“

„Sagen Sie nichts, theueres Fräulein,“ bat Anſelm, „wenigſtens nicht eher, als bis dieſes Büchlein vor Ihnen Gnade gefunden.

Nehmen Sie ein Werk gütig auf, woran Sie ſo vielen Antheil haben!“

„Seltſamer Menſch!“ erwiederte das Mädchen kopfſchüttelnd, und zog die Hand, in die er ihr das Büchlein gedrückt, leiſe von ſeinem Munde zurück, woran er ſie zu führen Miene machte.

„Unſere Eltern!“ ſprach ſie bei Seite tretend, und „Unſere Eltern!“ wiederholte Anſelm, indem er einem hingeworfenen Worte Ton und Bedeutung lieh. Die Geſellſchaft war aufgebrochen und nahm von dem Hofrath und ſeiner Gattin ſchnelleren Abſchied, als gewöhnlich, damit ſie früher zu Bette kämen. Nur ein Blick war dem tief ergriffenen Anſelm noch gegönnt; er wünſchte ihm Kraft, in ein Herz zu dringen, und glaubte, was er wünſchte.

Bis nach zwölf Uhr ſchwärmte er in der mondhellen Frühlingsnacht. Sein gepreßtes Herz machte ſich in einem ſchönen, wehmuthsvollen Liede Luft; er hielt es für das beſte, was er je gedichtet, nnd ſegnete die Kunſt, die freundliche Helferin und Tröſterin ſeiner Liebe.

3.

Aus den wenigen Wochen, welche der Hofrath in der Provinz zubringen wollte, wurde ein langes Vierteljahr. Er war um Verlängerung ſeines Amtsurlaubes eingekommen, um den ſchö-

nen Frühling in halb ländlicher Umgebung bis zur Neige zu genieſsen.

Schon früher hatte ſich Anſelm an einen Freund in der Provinz gewendet, um ſeine theuere Ottilie von einem Manne beobachten zu laſſen, welchem er hinlängliche Menſchenkenntniſs und Aufrichtigkeit für ſolch' ein ſchwieriges Geſchäft zutraute. Er erhielt von demſelben mancherlei Nachrichten, angenehm für einen Freund, minder angenehm für einen Verliebten. Endlich kam ein Brief, der unter andern Neuigkeiten auch folgende enthielt: „— — das ſchöne brave Mädchen, für welches Sie ſich intereſſiren (in wie weit, will ich nicht unterſuchen), unſere Ottilie, wie Sie ſie nennen, befindet ſich über die Maſſen wohl, und ſcheint in unſerer herrlichen Gegend den Moment ihrer Blüthe zu feiern. Oder gibt es eine andere Blüthe des Lebens, als die Liebe? — Sie liebt, und liebt ganz wie ein Mädchen in dieſem Alter, oder vielmehr in dieſer Jugend lieben ſoll, nämlich heiter, lebensfroh, ohne ein Geheimniſs daraus zu machen, und alſo — wie aus Allem hervorgeht — tadellos."

Bis hierher las Anſelm mit ſteigendem Entzücken; denn Alles paſste zu den Hoffnungen, mit denen er ſich ſchmeichelte. „Gewiſs hat ſie, offen, wie ſie iſt, ihren — ja — unſern Eltern

Alles entdeckt, und mein poetiſches Geſtändniß that beſſere Wirkung, als je ein in Proſa geſtammeltes gethan hätte!" So jubelte Anſelm, und las, den Brief in freudigem Glauben ergänzend, weiter:

"Als Gegenſtand ihrer Liebe, welche bald, wie man hier wiſſen will, zur Ehe reifen dürfte, bezeichnet man — warum mußte der Korreſpondent die Pointe der wichtigen Mittheilung auf die Wendung des Blattes verſetzen? Er hat gewiß noch nie geliebt, ſonſt würde er die Ungeduld eines Liebenden berückſichtiget, und ſie mit großen Lettern und rother Tinte oben an geſchrieben haben! — Dieſer Gedanke blitzte durch Anſelms Kopf, als er das feine, boshaft ſich ſträubende Blatt von dem nachfolgenden loszulöſen ſich bemühte, und vergaß dabei ganz, daß er ſeinem Freunde eigentlich nie etwas von ſeiner Liebe geſtanden habe.

"Als Gegenſtand ihrer Liebe bezeichnet man," las er umwendend, — "Sie!" — ſo mußte es ja kommen. Aber entſetzlich, ſtatt des beſeligenden Letternkleeblattes blitzte ihm ein langer unausſprechlicher Name entgegen — "den jungen Baron Oldenheim!" las er aufſchreiend; — vor ſeinen Augen flimmerte es; — er las wieder — und wieder, aber immer hieß es dasſelbe.

Nur wer ſelbſt einmahl eine ſolche Enttäuſchung erfahren hat, kann ſich einen Begriff von der Stimmung Anſelms machen. Wie angedonnert prallte er zurück und ſchrumpfte in ſich ſelbſt zuſammen. Alle Furien der Ironie ſah er auf ſich anſtürmen, mit grinſenden Larven und ausgeſtreckten Spottfingern, und aus allen Winkeln ſeiner Stube ſcholl es ihm gellend und ziſchend und näſelnd entgegen: „Eitler, in dich ſelbſt verliebter Poet! Hat dir deine lederne, unpraktiſche Kunſt wieder einmal einen Streich geſpielt!"

„Nein!" rief er, „es iſt nicht ſo, es kann nicht ſo ſein! Ottilie liebt mich, und was mir mein Freund ſchreibt, iſt nichts als Irrthum, oder Verſuch, mich auszuforſchen, mir ein Geheimniß gewaltſam zu entreißen, was ich, als zu heilig für dieſe Welt, tief in meinem Buſen verwahrt habe. Ich will, ich kann es nicht glauben! Wenn Ottilie der Liebe fähig iſt, — und das iſt ſie, das hab' ich ihr oft abgelauſcht, — ſo liebt ſie mich, — mich — mich! Wer es läugnet, kennt ſie nicht, kennt die Kunſt nicht, die mir den Schlüſſel zu ihrem Innern in die Hände legte. Ich will abwarten, bis ſie zurückkehrt, ruhig abwarten. Ihr erſtes Wort beim Wiederſehen wird mir beweiſen, daß ich kein Betrogener bin!"

Und endlich kam der ungeſtüm erwartete Augenblick des Wiederſehens. Ein Brief von der Hofräthin Hand hatte ihn von dem Tage der Ankunft in Kenntniß geſetzt, — ein günſtiges Zeichen! Auf den Flügeln der Liebe eilte er hinaus nach Neudorf, wo er mit den Ankommenden zuſammentreffen ſollte. Nun wirbelte Staub auf, nun bog es herüber um die Ecke; es war der Separat-Eilwagen, in welchem drei Perſonen ſaßen, Vater, Mutter und Tochter. Schon von weitem flatterten ihm die Sacktücher der Damen entgegen, — abermal ein günſtiges Zeichen! Der Wagen hielt; — die Bewillkommung war überaus herzlich; — er wurde einzuſteigen und vierten Platz auszufüllen genöthigt. Alles Bangen, aller Zweifel war vergeſſen. Ottilie und ihre Eltern waren freundlicher, denn je, das Mädchen verhehlte nichts; es erzählte ihm, wie gut es ſich unterhalten habe, wie heiter es geweſen ſei. — „Ach, wie oft dacht' ich an Sie, lieber Anſelm," ſprach ſie; „wie oft unterhielt ich mich im Geiſte mit Ihnen! Sie haben trefflich dafür geſorgt, daß ich Sie nicht vergeſſen konnte!" — Dieſem herzlichen Komplimente folgten eben ſo herzliche von Seiten der Eltern, woraus er ſah, daß der Schleier ſeiner ſchriftſtelleriſchen Anonymität bereits vor ihnen gelüftet war. Aber von einem Baron fiel kein Wort

dazwiſchen, und er ſelbſt war theils zu ſicher, theils zu blöde, um dieſen Punkt zu berühren. Er verſchob dieſe Frage auf den nächſten Abend, an welchem ein häusliches Feſt zur Feier der glücklichen Heimkehr Statt finden ſollte, und nahm als der Wagen vor der Wohnung des Hofrathes hielt, für dießmal getröſtet Abſchied. — „Mein Freund iſt ein Schelm,“ ſagte er ſelbſtvergnügt, und ergoß ſein Gefühl in ein glühendes Liebeslied.

Am nächſten Abende ging es im Hauſe des Hofraths recht munter und freudig zu. Alle Freunde der Familie hatten ſich eingefunden, alt und jung, Mädchen und Männer, und auf allen Geſichtern ſpiegelte ſich die herzliche Freude des Wiederſehens. Auch Anſelm fühlte ſich wieder ganz heimiſch, denn Ottilie begegnete ihm ja eben ſo freundlich und aufmerkſam, wie früher, — ja faſt noch unbefangener und entſchiedener. Es wurde geplaudert, gelacht, erzählt, geſungen und geleſen, wie ſonſt, und als es endlich zum Souper ging, und man dem entlarvten Poeten ſeinen Platz neben Ottilien anwies, wie gewöhnlich, da ſchien ihm die volle Ueberzeugung aufzugehen, daß alle ſeine früheren Zweifel nur melancholiſche Anwandlungen, nur eitle Selbſtquälereien geweſen ſeien.

Der Hofrath und ſeine Gemahlin waren in beſter Laune und ſprachen viel von angenehmen Hoffnungen, welche ſie in Folge ihres Ausfluges der Erfüllung nahe gebracht hätten. Man brachte Champagner; die Gläſer wurden gefüllt und perlten, nach einem Toaſt verlangend. Da ſtand der Hofrath auf, und ſprach mit freudeblitzenden Augen, mit einer Miene, welche zu herzlich offen war, um für den Abglanz verſteckter Ironie zu gelten: „Freund Anſelm, der Augenblick iſt gekommen, wo Sie mir durch eine Probe Ihres Talentes, welches Sie uns ſo lange neidiſch zu verläugnen wußten, aus der Verlegenheit helfen können. Ich möchte gern unſern Freunden etwas mittheilen; aber ich bin Bureaumann, nüchterner Proſaiker, und was ich ſagen will, ſoll lebhafter, feuriger, ſoll wie ein ſegenkündender Orakelſpruch klingen. Meine Ottilie iſt — Braut; Sie wiſſen nun den Stoff, — nun, Poet, Ihren Trinkſpruch!“

Eine zärtliche Thräne träufelte über des Hofraths Wange, als Loſung für viele in den Augen ſeiner Gemahlin. Ottilie erröthete; Anſelm erblaßte bis in's Innerſte. Zitternd, als ob ein Riß ihm alle Nerven zugleich durchkrampfte, erhob er das Glas und ſprach tonlos mit niedergeſchlagenen Augen:

»Nimm einen Brautkranz hin als Morgengabe,
Woran der Blumen jede Glück Dir thaut;
Sei'n ſie entpflückt auch einem fremden Grabe:
Was liegt daran? — ſie ſchmücken doch die Braut!»

Es war einer jener Augenblicke eingetreten, wo Alles, was auch immer geſprochen werden kann, ſelbſt das Unpaſſendſte wirkt, indem Jeder in ſeiner Aufregung nur hört, was er empfindet, nicht, was geſprochen wird, — und ſo verſchlang auch hier das freudig zuſtimmende Herz mit ſeinen Schwingungen den Grabeslaut, der ſich aus Anſelms Bruſt losgerungen. Man hatte ſich einen herzlichen Segenſpruch erwartet, man war gefaßt, ihn mit lautem Zurufe zu erwiedern, und der laute Zuruf brach hervor, ehe ſich das Ohr noch Rechenſchaft gab, was es vernommen. Eine Pauſe, für Anſelm eine nöthige Friſt, um ſich zu faſſen, trat ein und gönnte der allgemeinen Rührung volles Recht.

„Ja, Freunde," begann endlich der Hofrath, „ich habe in der Stadt, welche wir beſuchten, an dem Sohne eines alten Freundes den Mann gefunden, welchem ich das Glück meiner lieben Tochter ſicher anvertrauen mag. Es iſt der junge Baron Oldenheim. Sein Herz begegnete dem meiner Tochter, ſo zu ſagen, in dem Momente, wo es den Drang fühlte, ſich auszuſprechen. Es war noch frei, vollkommen frei, —

und es freut mich unendlich, daß der Mann, welchem ich es vermeinte, derſelbe war, dem ſie es über kurz oder lang ſelbſt zugewendet haben würde. Ich betrachte es daher als eine beſondere Gunſt des Himmels, daß er mein Mädchen über den gefährlichſten Scheidepunkt im weiblichen Leben ſo glücklich und ſchmerzlos hinweggeführt hat!“

Alles äußerte den innigſten Antheil; nur Anſelm wußte nicht, wie er den Sturm verbergen ſollte, der ſein Inneres durchtobte. Bald übermannte ihn ein ungeheuerer Groll gegen ein Weſen, von welchem er ſich entweder ſchändlich betrogen, oder auf unbegreifliche Weiſe mißverſtanden glaubte; bald, wenn ſein ſcheues Auge zufällig mit Ottiliens treuherzigen, unſchuldigen Blicken zuſammentraf, erfaßte ihn eine ſo unausſprechliche Wehmuth, daß er ſich kaum der Thränen erwehren konnte. Dieſer Kampf kontraſtirender Gefühle löſte ſich zuletzt in jene grelle Ironie auf, welche, vom Höchſten zum Niedrigſten überſpringend, nur ſelbſt ſich verſteht, jedem Andern aber, als bizarre Luſtigkeit, als Reſultat einer ungewöhnlichen Stimmung erſcheint, die man gerade einer ſolchen Urſache zuzuſchreiben pflegt, der ſie am mindeſten verwandt iſt. So erſchien Anſelm plötzlich aufgeweckter, witziger, pikanter, als je. Was Blutstropfen eines

verwundeten Herzens waren, galt für Wirkungen des Champagners, und als er endlich gar, nach aufgehobenem Souper, den Deckel vom Klavier riß, und einen tobenden Walzer den Saiten abzwang, da konnte man ſeine gute Laune nicht genug preiſen, und gab ſich mit freudigem Ungeſtüme den wogenden Tönen preis. Alles tanzte, Alles war munter und froh, bis es endlich einer mitleidigen Seele einfiel, Anſelms ermatteten Fingern eine kleine Raſt zu gönnen und ſie im Spiele abzulöſen.

Anſelm verlor ſich in's Nebenzimmer, welches von einer alabaſternen Schwebelampe matt erleuchtet war, und warf ſich auf ein Sofa, mit höhniſchem Lächeln in das bunte Walzertreiben hinausſtarrend.

Ottilien war ſeine Verſtimmung, oder vielmehr ſeine ſeltſame Stimmung nicht entgangen. Sie ſchlich ihm unbemerkt nach, um ein paar herzliche Worte mit ihm zu wechſeln. Sie fand ihn, die Stirne auf die Lehne des Kanapee's gepreßt, als ob er ſchliefe.

„Durchaus kein Tänzchen mit der Braut?“ fragte Ottilie, den Träumer aus ſeiner Betäubung weckend.

„Ottilie!“ rief er, ungeſtüm aufſpringend, „Sie fordern mich zum Tanze auf? Mein Gott! bin ich denn würdig, mit einer Braut zu

walzen, mich einzudrängen in die Duft- und Glanzatmoſphäre glücklicher Liebe, ich düſterer, herz- und hirnloſer Pedant?“

„Um des Himmelswillen! was ficht ſie an? Doch nein,“ fuhr das Mädchen lächelnd fort, „das ſind nur Poetenlaunen. — Wenn irgend ein Mann berechtiget iſt, ſich einer Braut zu nähern, ſo ſind es vor Allen Sie, der das Weſen der Liebe ſo ganz erfaßt hat! Was ich undeutlich ſeit Langem ahnte, was ich jetzt klar empfinde, dafür haben Sie Wort und Klang. Ihre Kunſt leiht dem flüchtigen Gefühle Dauer, Sie wiſſen das Geiſtige, Körperloſe in Form und Geſtalt zu bannen. Ja, ſtaunen Sie nur, lieber Anſelm, aber ich muß es Ihnen geſtehen, Ihr Büchlein, welches Sie mir zum Andenken mitgaben, war für mich, was ein ſonniger Oktobertag für die halbreife Traube iſt. Es hat mir ein Jahr des Lebens, ein Jahr der Liebe antizipirt. Ihr Büchlein erklärte mir die Hieroglyphenſchrift meiner Sehnſucht. Ihr Büchlein ſagte mir, daß die Neigung, die ich für meinen lieben Heinrich beim erſten Anblick empfand, — Liebe ſei. Ich hätte vielleicht mehr als Monden mit mir ſelbſt gekämpft, mich ſelbſt getäuſcht, mich gequält und gefoltert: — Ihr Büchlein machte mir mein Inneres klar und lehrte mich, was ich wollte. Sie konnten mir

kein beſſeres Angedenken mit in die Welt hinaus-geben. Meine ganze, wie ich hoffen darf, glück-liche Zukunft iſt Ihr Werk!“

„Alſo mein Werk?“ ſprach Anſelm halb für ſich. – „Meine Poeſie,“ wendete er ſich zu dem Mädchen, „die Gelegenheitsmacherin Ihrer Liebe?“ Und er lachte ſo laut, daß Ottilie an ihm ganz irre wurde.

„Was gibt es da zu lachen?“ forſchte ſie. „Ich wiederhole es Ihnen, Ihre ſchönen, wahren, innigen Lieder haben den größten Antheil an meinem Glücke; ich dank' Ihnen dafür aus voll-ſter Seele, und wünſche nichts ſehnlicher, als daß der Gegenſtand, der Ihnen dieſe Gefühle einflößte, Sie im Leben ſo glücklich mache, als er Sie in der Kunſt unnachahmlich gemacht hat. Wenn mich mein Heinrich ſo nahe, ſo innig liebt, als Sie das Mädchen, das Ihre Muſe war, dann bleibt mir nichts zu wünſchen übrig. Sie waren, bei Gott! ein treuer Lehrmeiſter; meine Bildung, die Läuterung meiner Anſichten und Gefühle, meine Liebe, die Blüthe meines Daſeins dank' ich Ihnen!“

„Kommen Sie, kommen Sie, ſchöne Braut!“ rief Anſelm, von der beißendſten Ironie ge-ſtachelt, „wir wollen walzen! — Ich bin ſtolz auf ihr Lob, — ich bin ein Genie ohne Glei-

chen, — ich habe eine Ottilie lieben gelehrt! — Ha, ha, ha! — Laſſen Sie uns walzen! denken Sie, daß Sie der Gegenſtand ſeien, der mich begeiſterte, — ich will mir denken, daß ich der gute, liebe, treue, ſchöne Heinrich bin, dem ich durch meine Verſe eine ſo gute, liebe, ſchöne, treue Braut gewann!"

Ehe Ottilie noch Alles faſſen konnte, was er im tollen Gewirre durch einander ſprudelte, hatte er ſie hineingezogen in den brauſenden Wirbel und flog mit ihr den freudebelebten Saal entlang. Und als das Klavier verſtummte, und ſie ihren eben ſo trefflichen als ungeſtümen Tänzer wieder aufſuchte, um über ſein ſeltſames Benehmen in's Klare zu kommen, war er ohne Gruß und Abſchiedswort verſchwunden.

„Ironie des Lebens! Hohn der Kunſt!" rief er zu Hauſe, noch lange nach Mitternacht die Stube in weiten Schritten durchmeſſend. „Ich Narr, ich Einfaltspinſel! da legt' ich mein ganzes Leben, meine ganze Seele in meine Lieder, und wähnte damit ein Herz zu gewinnen, das mir ſo warm ſchlüge, als ihm das meinige! — Pfui! Du eitler Geck! Recht, Recht geſchah Dir, warum warſt Du ſo eitel, ſo eingebildet! Du haſt ihn verdient, dieſen bitteren, zermalmenden Hohn, dieſe vernichtende Demüthigung!"

Was Du geſungen haſt in ſel'gen Stunden,
Geſungen haſt Du's für ein fremdes Herz,
Und fremde Wonne ſproßt' aus Deinen Wunden,
Und fremdes Glück entblühte Deinem Schmerz!

Auslachen wird Dich ihr guter Heinrich, und auslachen wird Dich die gute Ottilie, — die Schülerin den Lehrer auslachen! Doch hören ſollſt Du es nicht! — ſehen nicht, wie ſie am Arme des Glücklichen dahin wandelt, der die Frucht pflückt, die am Sonnenſtrahle Deiner Kunſt gereift iſt!"

Nach vierzehn Tagen, während welcher ſich Anſelm für verreiſt ausgab, kam eine Einladung zu Ottilien's Vermählungsfeier. Er raſ'te, ſtürzte hinaus in die Felſenthäler am Fuße des Schneeberges, tobte ſeinen Groll hinab in die brauſenden Fluthen der Pieſting, blickte am Tage, wo er Ottilien für ewig verlieren ſollte, vom Kaiſerſtein wehmüthig hinüber auf den Stephansthurm, und wunderte ſich, daß die alte, von Kugel- und Wetterſturm gekrümmte Spitze nicht einbrach, als unter ihr ein Händepaar eingeſegnet wurde, unter deſſen Fingern der Blüthenkranz ſeiner Jugend zerblättert dahinſtob. Erſt, als er überzeugt ſein konnte, daß Ottilie mit dem Zerſtörer ſeines Glückes längſt ſchon abgereiſt ſei, kehrte er zögernd zurück und faßte den ſträflichen Entſchluß, ſein ver-

kümmertes Daſein durch tollen Genuß und wüſtes Hineinſtürmen in's Leben zu kürzen.

4.

Tiefe Stille herrſchte, durch die dichtgefüllten Räume des Theaters, nicht jene träge, paſſive Stille der Abſpannung und Theilnahmloſigkeit, welche dem Gähnen vorangeht, ſondern jenes gepreßte, aufmerkſame Schweigen, welches nur eines Wortes, nur einer Wendung bedarf, um loszubrechen in tobenden Beifallsjubel. Und dieſer ſcholl denn auch alsbald von allen Seiten einſtimmig, als kaum die überraſchende Kataſtrophe des Stückes eingetreten war, und vor der maleriſchen Gruppe der Schauſpieler der Vorhang langſam herabrollte. Das Publikum ruhte nicht, bis die Kortine ſich wieder erhob und alle Mitſpielenden dankend ſich verneigten. Allein abermal erneuerte ſich der Sturm, und ſchwoll mächtig an, und ſchien wieder in ſich ſelbſt zu vertoſen, bis er heftiger angeregt, von Neuem losbrach. „Der Dichter! der Dichter!“ war die allgemeine Loſung, und wie auf einen Zauberwink verſtummte das Gebrauſe, als die Bühne ſich wieder aufthat und eine kleine Pauſe, während welcher ſie leer blieb, die Zuſeher in ihrer Erwartung, den gerufenen Meiſter zu erblicken, beſtärkte. Aller Augen waren hingerichtet auf die

Breter, die die Welt bedeuten, und auf welchen ſo eben die rührendſte Apotheoſe der Liebe gefeiert worden war. Endlich erſchien ein Mann, — aber nicht der erwartete, nicht der Dichter, — ſondern der Regiſſeur der Bühne. Er hatte Mühe, ſich bei dem Publikum, welches ſeine getäuſchte Erwartung laut ausſprach, Gehör zu verſchaffen. „Der Verfaſſer," begann er, „iſt leider nicht zugegen. Genehmigen Sie, Verehrteſte, unſern Dank in ſeinem Namen, und erlauben Sie uns, als Ueberbringer einer Nachricht vor ihn zu treten, welche er gewiß zu den freudigſten Eindrücken ſeines Lebens zählen wird!" — Lebhafte Akklamazionen lohnten den Sprecher; es war, als ob Jeder von ihm für den wackeren vaterländiſchen Sänger ſein eigenes Votum abgeſondert mitgeben wollte. Man konnte ſich keines ähnlichen Triumphes auf dieſer Bühne erinnern, zumal da die Provinzſtadt, der ſie angehörte, ſeit Menſchengedenken keinen heimiſchen Poeten zählte, und gewöhnlich nur mit jenen Produkten bekannt gemacht wurde, welche auf den Bühnen der Reſidenz ihre Saiſon ſchon überlebt hatten.

Der Verfaſſer des dramatiſchen Gedichtes, welches ſo ungewöhnlichen Beifall gefunden hatte, war Niemand Anderer, als — Anſelm. Die Leſer dürften ſich wundern, ihm unter ſolchen Umſtänden wieder zu begegnen, da ſie eben in dem

Moment ihn verließen, wo er den Entſchluß faßte, ſeine unglückliche Liebe in den Strudel eines tollen, regelloſen Lebens zu verſenken. Es konnte ihm in der Reſidenz an Mitteln nicht fehlen, dieſen Plan zur Ausführnng zu bringen. Lauernd ſchleicht in den geräuſchvollen Gaſſen und in den abgelegenen Gäßchen der Großſtadt die Gelegenheit umher, und flüſtert bald hier zwiſchen ſeidenen Gardinen und bunten Blumengläſern ihr lockendes Sirenenlied, bald winkt ſie dort aus dampfender Schenke, als geübte Werberin mit ſchäumendem Bierkrug und bebilderten Kartenblättern; bald wirft ſie aus kerzenflimmerndem Tanzſaal ihre umſtrickenden Walzernetze aus; bald mahlt ſie mit trügeriſchem Pinſel auf den Hintergrund prunkender Salons, Bilder jenes ſeligen Nichtsthuns, jenes gedankenloſen Hintaumelns, durch welches in der großen Welt die glücklichſten Talente verdumpfen und verflachen: der junge Mann braucht die Gelegenheit nicht zu ſuchen; er darf ſich nur finden laſſen. Barſch muß ſie zurückgewieſen werden, wenn ſie nicht folgen ſoll. Wer ihr den kleinen Finger reicht, hat ihr die ganze Hand verpfändet.

Und Anſelm wollte ihr die Hand verpfänden, wollte ſich mit ſeinem wunden Herzen ganz an ihre Bruſt werfen, wollte ein Gefühl, das ihn irre geleitet, ein Talent, durch welches

er ſich genarrt glaubte, ihr preis geben, und eine Individualität, welche zu den ſchönſten Hoffnungen berechtigte, von ihrer Hilfe willfährig unterſtützt, planmäßig zerſtören. Aber zum Glück iſt zerſtören oft ſchwerer, als aufbauen. Auch die Natur hat ihren Stolz, und vertheidigt eine Schöpfung, an welche ſie ihr Beſtes mit Vorliebe verſchwendet hat, lange, bis ſie weinend abſteht, und ihr Lieblingswerk verloren gibt.

Anſelm lieferte einen tröſtlichen Beweis dafür. Wie ein Geächteter irrte er in den erſten Tagen nach Ottiliens Abreiſe durch die weite, für ihn verödete Stadt hin. Aengſtlich mied er jede Stelle, die ihn auf irgend eine Weiſe an ſie erinnern konnte; aber eben dieſes Meiden war nichts, als ein fortwährendes Erinnern. „Warum meideſt du das Belvedere?“ flüſterte ihm ein Spottgeiſt zu. — „Weil es ihr Lieblingsplätzchen war.“ — „Warum meideſt du die Kirche dort?“ — „Sonntags ging ſie zur Frühmeſſe hin.“ — „Was hat dir jene Gaſſe gethan?“ — „Dort wohnte ſie.“ — „Warum wagſt du dich nie durch's Kärntnerthor?“ — „Durch dieſes Thor zog ſie fort mit deinem Glücke, mit deiner Ruhe.“ — Und ſo dachte er immer, daß er nicht mehr an ſie denken wolle, und dachte ſo immer an ſie, und an nichts, als an ſie. Wie ein

Verbrecher floh er jedes bekannte Geſicht; denn er fürchtete, daß man ihm ſeine Verſtimmung abmerken, ihn um den Grund fragen, ihm eitlen, lächerlichen Troſt aufdringen könnte. „Fort mit euch, ihr Tollhausſerenaden!“ rief er, und warf die noch übrigen Exemplare ſeiner geſammelten Lieder in einen Winkel. „Fort mit euch, ihr Aftergeburten der ohnmächtigſten Muſe! Ich will nichts mehr von euch wiſſen, ſeit ihr ſo ſchändlich Fiasko gemacht. All' ihr Papierſchnitzel und Federproben, fahrt hin in den Käſeladen, damit ſich doch wenigſtens die Milben an euch ergötzen! Zum Henker mit der Poeſie! das Corpus juris ſei meine Hippokrene! Aus dieſer Quelle will ich den Nektar ſchöpfen, der mich für's Leben begeiſtere!“ — In ſolcher Aufregung ſtürzte er fort und gerieth, faſt unwillkührlich, in's Parterre einer Vorſtadtbühne. Er hatte weder geleſen, noch darum gefragt, was man gebe. Der Vorhang ſtieg empor; die erſten Szenen verkündeten eine jener ſinn- und herzloſen Poſſen, wie ſie an der Tagesordnung ſind. „Brav,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „je dümmer, je gemeiner, deſto beſſer! dumm bin ich ohnehin, gemein will ich werden!“ Und er zwang ſich zu lachen, und lachte und klatſchte ſo vorlaut, und ungeberdig, daß Alles um ihn herum ſich ärgerte. — Ein anderes Mal ſtürzte er ſich in den Tabaks-

qualm einer Schenke, wo lärmendes und ſpielendes Geſindel durch einander ſaß; er miſchte ſich unter das ausgelaſſene Volk, zechte mit, ſpielte mit, gab ſich alle Mühe, zu ſein, wie die Andern, und zu toben, wie ſie, und zu lachen, wie ſie; aber ſie ſaßen wie Masken um ihn und ſpotteten ſeiner, wie eines Cretin, der für ihre Pfiffigkeit und ihren Witz zu blöd iſt, und ſtießen ihn unter Schimpfworten hinaus in die Nacht, daß er da ſtand mit wüſtem Kopfe, vor ſich ſelbſt ſchaudernd, elend und vernichtet. Endlich verſuchte er's mit der großen Welt, die ihm als einem bekehrten Sonderlinge, welchen man ſeit ſeines Vaters Tode ungern vermißt hatte, willig die Arme öffnete. Er beſuchte ihre Geſellſchaften, ihre Konzerte, ihre Bälle, ihre Konverſazionen; — aber er konnte ſich nicht mehr geltend machen, er wurde zurück geſetzt, bekrittelt, fade, langweilig, ungelenk, töpelhaft geſcholten, — und kehrte jedesmal gedankenleer, mißmuthig, durchſättigt von Ironie und Menſchenhaß in ſeine Stube zurück. Mit dem Betäuben ging es nicht; es war ein ſchwaches Palliativ, gefolgt von immer ärgeren Rückfällen. Die Hand der liebenden Mutter Natur nicht ahnend, die Alles that, um ihren Liebling zu retten, griff er zuletzt aus Noth zur Beſchäftigung. Er warf ſich auf die verlaſſenen Studien und trat in ein Amt. Das

fruchtete. Sein ſtrebſamer Geiſt, einer Mühle gleich, die ſich ſelbſt zerſtört, wenn ihr nicht aufgeſchüttet wird, verarbeitete er jeden gebotenen Stoff mit gleicher Unermüdlichkeit. In einem Fache, dem er ſonſt nie hold war, galt er in Kürze für den Meiſter. Sein Chef überhäufte ihn mit Lob und mit Arbeit; er nahm das erſtere gleichgiltig hin und förderte die letztere mit raſtloſer Ausdauer. Doch Arbeit wirkt ſympathiſch, wie Krankheit, welche, während ſie am leidenden Theile haftet, auch einen geſunden mit in Anſpruch nimmt. Je thätiger er in ſeinem Bureau war, um ſo mehr Bedürfniß nach Thätigkeit empfand er auch auswärts. — „Ach, wär es nur ſchon wieder Morgen!“ ſeufzte er an manchem ewigen Winterabend, wenn er um Beſchäftigung verlegen vor ſeinem Pulte ſtand. Wohl zehn Bücher langte er heraus aus ſeinem Schranke, blätterte darin, las hier und dort, und las abermal und oft zum dritten Mal, ohne zu wiſſen, was er geleſen hatte. Es war, als ob er das rechte Buch nicht finden könnte. Wieviel hätte er darum gegeben, einen Freund zu wiſſen, mit welchem ſich ein lebhafter Briefwechſel unterhalten ließe; aber der einzige Freund, von welchem er ſich ganz verſtanden glaubte, ſein lieber Seraphin, war für ihn ſo viel als geſtorben. „Gewiß geht es ihm recht gut,“ tröſtete er ſich.

*

„Nur der Glückliche iſt ſich ſelbſt genug! Ihm blieb die Kunſt treuer als mir; möge nie Liebe ſolch' eine aushältige Freundin ihm verführen!“ — Umſonſt nach Beſchäftigung ſich ſehnend, fühlte er, daß er ohne ſie nicht leben könne. Unwillkührlich griff er zur Feder und kritzelte phantaſtiſche Fratzengeſichter auf's Papier, und füllte die leeren Zwiſchenräume mit improviſirten Sentenzen und Reimen aus. Aus den Sentenzen wurden Aphorismen, aus den Reimen Strophen. Ehe er noch daran dachte, was er wollte, ſtand einmal ein Gedicht vor ihm, der Schmerzensſchrei eines verwundeten Herzens, ein Erguß grollenden Unmuthes, ein krankhaftes, wurmſtichiges Produkt, aber doch — ein Gedicht, eine Anmeldung der verſtoſſenen Kunſt.

„Lebe, blüh' für den, Ottilie,
Dem ſein guter Stern dich gab!
Leb' und blüh', wie eine Lilie
Ueber einem frühen Grab!“

So lautete die letzte Strophe eines Gedichtes, welches wenigſtens bewies, daß Anſelm ſeinem Schmerze bereits in das Geſicht zu ſehen wagte. — „Warum,“ ſagte er zu ſich ſelbſt, „ſollte die Kunſt, welche den Gegenſtand ihrer glücklichen Liebe zu vergöttern weiß, nicht auch den Gegenſtand ihrer unglücklichen Liebe zu verdammen wiſſen? Ja, — ich will's verſuchen. Kunſt

gab mir den Weihrauch für mein Ideal; ſie gebe mir jetzt den Dolch, um mich zu rächen. Ein Ideal der Lüge will ich mir erfinden, und dieſem falſchen Götzen will ich opfern, und dieß Ideal ſoll Ottiliens Züge tragen und nach allen Winden will ich die reimbeflügelten Boten meiner Rache hinausſenden, damit die Welt erfahre, an welche Enttäuſchung ſich mein Unglück knüpft.“ — Gedacht, gethan. Sein gährendes Gemüth ſtieß die Hefe des Unmuthes in giftgetränkten Liedern ab. Wahnſinnige Bilder, ironiſche Mißtöne, wildverrenkte Karrikaturen, hypochondriſche Fieberträume, zerriſſene Empfindungen und tollhäusleriſche Hypotheſen ſpuckten in den unreifen Ausgeburten ſeiner erhitzten Phantaſie. Alle Journale und Almanache wurden der Tummelplatz ſeiner ungeberdigen, überſchwänglichen Klagen und Selbſtquälereien. Ganze Spalten gaben ſeine ungenießbaren Tristia und ex Ponto der unangenehm überraſchten Leſewelt preis, welche bisher in dem gemüthlichen Anſelm einen kräftigeren, wärmeren Hölty zu begrüßen gewohnt war. Endlich fing ſelbſt die geduldige Kritik ihr Näschen zu rümpfen an. „Wir bedauern,“ hieß es, Herrn Anſelm auf einem Irrwege zu erblicken, welcher ihn einem unerfreulichen Ziele entgegen führt. Was ſoll es mit dieſem unverſtandenen, krankhaften Gewimmer, mit dieſem kleinlichen,

jämmerlichen Lebenshaß? Entweder iſt ſein Schmerz gemacht oder wahr. Iſt er das erſtere, ſo kann er kein Vorwurf der Poeſie ſein: denn Wahrheit iſt das erſte Prinzip der Kunſt. Iſt er das letztere, ſo müſſen wir bedauern, daß der Dichter trotz ſeines reichen Talentes, nicht hinlängliche Kraft beſitzt, um ſich über das Zufällige zum Standpunkte der Idealität, zur Klarheit einer Weltanſicht zu erheben, welche zwar dem Schmerze, als etwas rein Menſchlichem, ſein Recht läßt, aber zugleich ſtark und geſund genug iſt, um das im Leben Verlorene auf dem Gebiete der Kunſt wieder und unverlierbar zu gewinnen, und zu ſeinem ewigen Eigenthume zu machen. Erhalten, nicht zerſtören; verſchönern, nicht verunſtalten; verſöhnen, nicht entzweien, iſt der Zweck und die Aufgabe der wahren Kunſt. Jeder Schmerz iſt nur zu Eſſig gewordener Nektar. Freilich findet der Alltagsmenſch nur die Säure heraus; des Dichters Vorrecht iſt es, auch aus dem verſäuerten Nektar das himmliſche Arom herauszufinden, und den Prozeß zu vergeſſen, welcher den Göttertrank zum gemeinen Reizmittel herabwürdigte!“

Wenn je eine Kritik heilſam wirkte, ſo war es dieſe; ſie brachte unſern Anſelm zur Beſinnung, ſie gab ihm Veranlaſſung, ſich ſelbſt wieder zu finden. Ein glücklicher Augenblick der

Selbſterkennung war es, in welchem er ſich an die Worte erinnerte, die er in jener Sylveſternacht zu ſeinem Freunde Seraphin geſprochen hatte. „Die Hand der Poeſie, die Hand der Kunſt läßt mich in der lieblichen, reizenden Geſtalt, die mich feſſelt, die vergängliche Hülle einer unvergänglichen Idee erblicken. Die Geliebte ward mir zur Liebe, das Verlierbare zu etwas Unverlierbarem!“ ſo lauteten ſeine Worte. Die Ode der Jugend, die Hymne der Freundſchaft wird im Laufe der Jahre — zur Elegie; warum ſollte die Dithyrambe der Liebe zum Epigramme, zur Satyre werden? Das Bewußtſein, an der Kunſt einen inneren Fond zu beſitzen, welcher hinreichend wäre, die ſchwerſten Verluſte zu decken, erwachte plötzlich in Anſelms Gemüthe mit neuer Kraft. Seine geiſtige Elaſtizität widerſtand dem Drucke, der ihn niederbeugte, und wie ein blauer Riß durch Wetterwolken, ſchimmerte ihm die Hoffnung, das geſtörte Gleichgewicht in ſeinem Innern unter veränderten Verhältniſſen vielleicht doch wieder herſtellen zu können. Die Kunſt half ihm über den gefährlichſten Abgrund glücklich hinweg.

In ſolcher Stimmung traf ihn die Weiſung, ſein bisheriges Amt in der Reſidenz, welches nur in einer vorbereitenden Praxis ohne Entgelt beſtand, mit einem ehrenvollen, ein-

träglichen Poſten in einer Provinzialhauptſtadt zu vertauſchen, wohin er denn ohne Zögern, begleitet von den beſten Wünſchen ſeiner Vorgeſetzten, abging.

Die gänzlich neue Umgebung war für ihn von entſchieden günſtigem Erfolge. Die heitere, freundliche Stadt, das natürlichere vom Konverſazionszwange noch wenig angefochtene Leben, vor Allem aber die herrliche Gegend, deren Zauber unmittelbar vor den Thoren in den reizendſten Landſchaftsbildern abgeſpiegelt lag, wirkten auf ſeine Seele, wie lindernder Balſam. Hier erinnerte ihn nichts an erlittene Verluſte, hier brauchte er keinem Menſchen auszuweichen, kein Haus zu meiden, kein Plätzchen zu fliehen; Alles war ihm fremd, aber Alles zugleich ſo einladend, ſo traulich, ſo wohnſam, ſo geſellig, als ob es ihn aufforderе, nicht länger es ſich fremd ſein zu laſſen. Auch eine Bühne hatte die Stadt, auf deren Bretern eine recht kunſtgewandte, wohleingeübte Geſellſchaft ſowohl im Schauſpiel, als in der Oper manches Erfreuliche leiſtete. Sogar an literariſchen Hilfsquellen war kein Mangel. Ein wohlfournirtes Leſekaſino vereinte alle Abende eine namhafte Anzahl gebildeter, empfänglicher Männer, mit welchen ſich manch' vernünftiges Wort über Kunſt und Wiſſenſchaft ſprechen ließ. Angenehme Dienſtverhältniſſe und zweckmäßige

Beſchäftigung erhielten und nährten in ihm die Luſt zu geiſtreicher Erholung außer dem Amte. Die mildthätige Mutter Natur, deren Antlitz er in Wien nur ſelten durch Staubwolken und Nebelqualm, von allerlei Widrigem geſtört und abgezogen, erblicken konnte, ſchloß ihn hier, ſo oft er nur kam, offen und innig, mit ungeſchminkter Jugendlichkeit in ihre Arme. Nicht lange währte es, ſo pochte auch die Muſe wieder an ſeine Stubenthüre und wußte ihn ſo freundlich zu beſchwichtigen, daß er ihr ſchmerzloſer und ruhiger von ſeiner Liebe vorplauderte, und ihre Tröſtung und Ermunterung williger hinnahm.

Was er in der Periode der Gährung und Unentſchiedenheit von der Kunſt erwartet hatte, das leiſtete ſie ihm nun wirklich. Sie drückte ſeiner Liebe den Stempel der Vollendung auf; ſie lehrte ihn, verſagte Wünſche auf die Höhe des Ideals erheben, wo ſie ihm zum Beſitze wurden; er liebte noch wärmer, inniger, reiner als je; nicht die Perſon, nicht Ottilien, ſondern die Idee des Schönen, die ihm in ihrer Geſtalt, in ihren Gefühlen, in tauſend Nuancen und Spiegelungen ihres Innern verkörpert entgegengetreten war. Das Alles war ja Erlebtes, Empfundenes; kein Gott konnte ihm das mehr rauben; es war für ihn da geweſen, es trat wieder klar und leuchtend aus dem Nachtgewölke des Schmer-

zes hervor und verbreitete ſein Licht über ihn, wie die Sonne nach Wettern doppelt freundlich ſchimmert. So gewann er ſeinen Schmerz lieb, ſo ward er ſtolz darauf, wie der Sieger auf ſeine Narbe, ſo fühlte er ſich zuletzt glücklich durch das Bewußtſein, das Göttliche, was ihm die Liebe gebracht, durch die Kunſt zu verklären, — das Menſchliche, womit ſie ihn gekränkt, vergeſſen zu können.

Dieſer Richtung ſeiner Gedanken und Empfindungen verdankte er die Idee, welche er zur Baſis jenes dramatiſchen Gedichtes machte, von deſſen Erfolge der Leſer bereits unterrichtet iſt. Es enthielt ſo zu ſagen, die Biographie ſeiner Liebe, ihr Entſtehen, ihre Kämpfe, ihren Scheintod, ihre Wiedererweckung und Verklärung. Solch' ein geſundes, unmittelbar aus der Menſchenbruſt und dem Menſchenleben gegriffenes, von einer trefflich erfundenen, bühnengerechten Fabel unterſtütztes Werk, mußte in Kürze den Weg über die bedeutendſten Bühnen machen. Leicht könnte ich die Leſer durch eine flüchtige Andeutung der Handlung an das keineswegs vergeſſene, nur auf dem Repertoire ſeltener gewordene Stück erinnern, wenn ich nicht dadurch den einen, und vielleicht mit ihm auch den andern Helden meiner Geſchichte zu verrathen fürchtete.

Anſelm war gerettet; er fühlte ſich glücklich im Leben als geachteter Staatsbürger, glücklich in der Kunſt als geachteter Dichter. Mit vollem Rechte konnte er ausrufen: „Was iſt Liebe ohne Kunſt? Ein tönendes Erz und eine klingende Schelle!“

5.

In der Provinz, deren Hauptſtadt unſerm Anſelm ſeit dritthalb Jahren zum Aufenthalt diente, lag, etwa zehn Meilen von dieſer entfernt, ein vielbeſuchter Kurort, an welchem in den Sommermonaten Badegäſte aus allen Theilen der Monarchie zuſammenſtrömten. Schon lange hatte ſich Anſelm vorgenommen, einen Ausflug dahin zu machen, um einen der intereſſanteſten Punkte des Vaterlandes durch eigene Anſchauung kennen zu lernen. Allein theils Geſchäfte, theils ein eigenthümlicher Abſcheu gegen das ſogenannte Badeleben, ließen ihn bisher nicht zur Ausführung ſeines Planes kommen. Zwei zufällige Umſtände bewogen ihn endlich dazu. Für's Erſte hatte er einen Stoff unter der Feder, für welchen am beſten das Treiben in einem größeren Geſundbade als Staffage paßte, welches Treiben er natürlich erſt in der Nähe belauſchen, und einiger Maßen mitmachen mußte, um es mit lebendiger Wahrheit ſchildern zu können; für's

Zweite erhielt er von ſeinem eigenen Amtsvorſteher die Einladung, ihm auf einer kleinen Badereiſe=Geſellſchaft zu leiſten.

Im Kurorte herrſchte das regſamſte Leben. Man merkte, daß die Reſidenz fern liege, deren Einfluß auf die Bäder in ihrer Nähe ſich nicht verkennen läßt. Hier bewegte ſich Alles viel freier, viel ungezwungener, viel gemüthlicher. Der Mittag vereinigte alle Gäſte an der wohlbeſtellten table d'hôte. Nachmittags vertheilten ſie ſich in einzelne Gruppen, mehr nach Aehnlichkeit der Neigungen, als nach Gleichheit der Stände. Da gab es dann gemeinſchaftliche Spaziergänge in der Nähe, weitere Ausflüge zu Fuß oder zu Wagen, Zimmerbeſuche und dergleichen; nur ein kleiner Theil der Geſellſchaft, an welchem eben nicht viel verloren war, zog ſich in das Spielhaus zurück, und bildete am Spieltiſche die Schattenſeite des heiteren Lebensgemähldes. Oft geſchah es, daß Leute, welche mit einander angelangt waren, ſich während der Kurzeit trennten, und zu verſchiedenen Fahnen ſchwuren, um nach Verlauf derſelben eben ſo freundſchaftlich wieder in einer Kaleſche abzufahren. Auch Anſelms Chef hatte ſich gleich beim erſten Brunnenbeſuche mit einigen älteren Geſchäftsmännern zuſammen gefunden, mit welchen er ſich unter Tags über Gegenſtände aus ſeiner Sphäre unterhielt, Abends

ſein ehrſames Whiſt machte. Um ſo weniger brauchte ſich Anſelm Zwang anzuthun. Auch er hatte ſchon ſeinen Mann herausgefunden, nämlich ſeinen Nachbar an der Tafel (der Aufwärter nannte ihn Baron), welcher, wie er ſelbſt ſagte, ſeiner Frau und ſeiner Schweſter vorausgeeilt war, die auf dem benachbarten Gute ſeiner Großtante zurückgeblieben und erſt in einigen Tagen nachzukommen beſtimmt waren. Berührungspunkte waren bald gefunden; der Baron, ein Mann von angenehmen Aeußerem, nahe an dreißig, ſchien feine Bildung und gründliche Kenntniſſe zu beſitzen. Ein Abendſpaziergang, welcher von einem Gewitter unterbrochen wurde, brachte die Beiden einander näher, als es in der Reſidenz durch zwanzig Etikettebeſuche zu geſchehen pflegt.

„Wollen Sie mir nicht auf meinem Zimmer die Ehre geben?“ ſprach er zu Anſelm, als ſie eben noch vor dem Losbrechen des Regengußes am Fremdenhauſe angelangt waren. Anſelm nahm die Einladung freundlich an.

„Machen Sie es indeß ſich bequem,“ fuhr er fort, als ſie in's Zimmer traten. „Mein Diener hat mich wahrſcheinlich nicht ſo früh zurück erwartet; er kann aber nicht fern ſein. Sie verzeihen wohl!“

Er ging. Im Zimmer ſtanden noch einige Koffer umher; auf dem Tiſche vor dem Kanapee

lagen Bücher ordnungslos durcheinander, wie ſie eben ausgepackt waren. Anſelm warf einen Blick hin und bemerkte mehrere Werke über Mahlerkunſt und Muſik, einige deutſche Klaſſiker, neuere belletriſtiſche Schriften renommirter Verfaſſer, und darunter auch, zu ſeiner nicht geringen Ueberraſchung, ein kleines, nettes Oktavbändchen — ſeine eigenen Lieder, die Lieder, zu denen ihn Ottilie begeiſtert hatte, die Lieder, die zu Brautwerbern für einen Andern geworden waren. Er ſah das Bändchen ſeit drei Jahren zum erſten Male wieder; wie ein elektriſcher Schlag zuckte es durch ſeine Nerven, ein buntes Gewirre von Bildern und Erinnerungen tauchte vor ihm auf und wollte eben auf ſeine Seele losſtürmen, als des Barons Stimme den vollen Spuck verſcheuchte.

„Schon gefunden!“ ſprach er, den vertieften Anſelm am Arme faſſend. „Bring' Licht, Louis, — ſchließe die Balken und ſorge für unſern Gaumen, den uns die Eile vor dem Gewitter ziemlich trocken gemacht hat.“

Der Bediente brachte das Befohlene, und ſervirte kalte Erfriſchungen und ein paar Flaſchen Rheinwein. Das Geſpräch war bald angeknüpft und gedieh zu erfreulicher Lebhaftigkeit. Der Baron erzählte von ſeinen Reiſen, namentlich von einem Ausfluge durch Deutſchland, von

welchem er vor nicht gar langer Zeit zurückgekehrt war, von ſeiner Neigung zur Oekonomie, der er ſich jetzt faſt ausſchließend zuwende, und von ſeiner früheren Liebhaberei für die ſogenannten ſchönen Künſte, die ihn mit vielen achtungswerthen Künſtlern und Kunſtfreunden in Berührung gebracht habe.

„Ich bin dieſem Zweige der Bildung keineswegs abhold geworden,“ erwiederte er auf eine hingeworfene Frage Anſelms, welche dieſe Vermuthung auszuſprechen ſchien. „Ich achte Kunſt und Künſtler nach, wie vor; nur habe ich ihren Produkzionen eine andere Stellung angewieſen. Vor wenigen Jahren, als ich noch unverheirathet war und jeder Laune frei und ungebunden folgen konnte, da gaukelte ich gerne, wie ein nimmerſatter Falter, auf den Blüthen und Blumen der Poeſie, der Muſik, der Malerei umher. Nun bin ich zwar nicht alt, aber doch älter, als damals; bin Gatte, ſeit einem Jahre Vater, mithin durch zwei feſte, wenn gleich goldene Ketten an das praktiſche Leben gebunden. In Staatsdienſten ſteh' ich nicht; ich muß mir alſo meine materiele Beſchäftigung ſelbſt geben. Nur dem ſelbſtſchaffenden Talente mag die Kunſt Erſatz für Alles ſein; nicht ſo dem bloß Genießenden. Deßhalb warf ich mich auf die Oekonomie; ſie kommt dem eigentlichen Geſchäftsle-

ben am nächſten. Ich bin Verwalter, Rentmei=
ſter, Kaſtner auf meinen Gütern, arbeite, als
wenn ich dafür bezahlt wäre, — und erhole
mich in freien Stunden bei einem gediegenen
Buche, in freien Wochen auf einer Erholungs=
reiſe durch ſchöne Gegenden oder volkbelebte
Städte, in welchen ich mir dann gleichſam ein
Resumé deſſen ſammle, was auf dem Gebiete der
Kunſt ſeit meiner letzten Reiſe geleiſtet und ge=
fördert worden iſt.“

Dieſe Aeußerung veranlaßte Anſelm zu
bemerken, daß eben die Unmöglichkeit, in ſei=
ner Stellung ſolche Flüge in die Welt hinaus
zu thun, das Einzige ſei, was ihm bisweilen
den Aufenthalt in der Provinz verleide. Er ſpielte
auf ſeine Neigung zur Poeſie an, ohne ſich übri=
gens als Verfaſſer des verhängnißvollen Büch=
leins zu verrathen, welches noch immer vor ihm
auf dem Tiſche lag; er ſprach von ſeinem Auf=
enthalte in Wien, von ſeinem Umgange mit al=
len jüngeren Künſtlern der Reſidenz, von ſeiner
Empfänglichkeit für Schöpfungen der Mahler=
kunſt, und zuletzt von ſeiner Jugendfreundſchaft
mit dem talentvollen Maler Seraphin, wel=
chen er leider ſeit einer Reihe von Jahren ganz
aus den Augen verloren habe.

„Seraphin?“ wiederholte der Baron leb=
haft. „Landſchaftsmaler? Nicht wahr?“

„Landſchaftsmaler!“ beſtätigte Anſelm, herzlich froh, ein Ohr gefunden zu haben, dem der liebe Name bekannt klänge. „Er iſt mein älteſter, liebſter Freund. Ein vielverſprechender Künſtler, voll richtiger Auffaſſungsgabe, voll Energie, voll Wahrheit. Die Symbolik der Natur iſt ſein Element. Eben als ich eines Freundes am nöthigſten bedurfte, folgte er dem Aufruf eines Kunſtgönners, der nach Italien reiſ'te, korreſpondirte eine Zeitlang mit mir, verſtummte dann plötzlich, und — wo er nun weilt, und wie es ihm geht, mag der liebe Gott wiſſen!“

„Wo er jetzt weilt und wie es ihm jetzt geht, kann ich Ihnen nicht ſagen. Aber vor etwa ſechs Monden traf ich einen Landſchaftsmaler dieſes Namens in einer Stadt Süddeutſchlands. Ein wohlgefärbter, blonder Mann, beiläufig in Ihrer Größe, eben ſo alt oder wenig älter; bilderreich in ſeinem Geſpräche, lebhaft in ſeinen Bewegungen.“

„Sie beſchreiben ihn, wie er leibt und lebt! — Wie geht es ihm? Was treibt er, was leiſtet er? O ſprechen Sie, ſprechen Sie, Herr Baron!“

„Er befindet ſich wohl; zehrt aber nur mehr von dem Namen, den er ſich früher erworben hat. Jetzt thut er nichts mehr für ſeine Kunſt; er hat ſich überlebt, wie es ſcheint!“

„Ueberlebt? ein Mann in ſeinen Jahren? — Der arme Seraphin! — Gerieth er denn auf Abwege, auf welchen er ſein Talent einbüßte?“

„Nennen Sie ihn nicht arm; er iſt reich, überreich, aber für die Kunſt ſcheint er verloren. Er liefert wieder einen Beweis für die Wahrheit des Erfahrungsſatzes, daß es, wenn ein Künſtler heirathet, mit ſeiner Kunſt gewöhnlich vorüber iſt. Verehelicht mit einer braven Bürgerstochter aus der Stadt, in welcher ich ihn fand, lebt er, wie es heißt, einzig und allein für Frau und Kind, verdient ſich viel Geld mit Unterricht im Zeichnen, ſorgt für ſein Haus, wie es ein braver Hausvater ſoll, und denkt dabei an die Zeit, wo er für den Ruhm arbeitete, wie an eine ferne fabelhafte Vergangenheit zurück. Die Liebe hat ihn glücklich gemacht, aber ſie iſt das Grab ſeiner Kunſt geworden!“

„Sonderbar!“ bemerkte Anſelm. „Was er ſich Alles von der Liebe verſprach! er hoffte, ſie würde ſeiner Kunſt die Weihe ertheilen. Kunſt ohne Liebe iſt ein Räthſel ohne Löſung! pflegte er zu ſagen. Es ſcheint nun einmal Naturgeſetz, daß eine die andere ablöſen, eine für die andere vertröſten ſoll; denn wie es nicht zwei Sonnen am Himmel geben kann, ſo kann auch das Herz nicht zwei Richtungen zugleich verfolgen, deren

jede für ſich es völlig und ganz in Anſpruch nimmt.“

Nicht nur den Namen der Stadt, in welcher ſich Seraphin aufhielt, erbat ſich Anſelm von dem Baron, ſondern auch noch manches Detail über deſſen häusliche Verhältniſſe, in ſo weit ſie dieſem bekannt waren, und über Alles, was er von ihm gehört und geſehen hatte. Bis ſpät in die Nacht ſaß er mit ſeinem liebenswürdigen Gaſtfreunde zuſammen, leerte manchen dunkelgrünen Römer mit goldighellem Rheinweine, träumte ſich lebhaft zurück in frühere Zeiten und mußte ſich vielen Zwang anthun, um nicht von Erinnerungen aller Art beſtürmt, ja ſelbſt von einer Art Eitelkeit geſpornt, an ſeiner Liebe und an ſeinem Dichtertalente zum Verräther zu werden. Mit Freuden nahm er die Einladung des Barons an, wenn die Gattin und Schweſter desſelben ankämen, ſich ihnen vorſtellen zu laſſen und während der Kurzeit ſich an ihren Kreis anzuſchließen.

Zurückgekehrt auf ſein Zimmer, ſetzte er ſich, ſo nah an Mitternacht es auch ſchon war, ohne Zaudern nieder und ſchrieb an ſeinen lieben, wiedergefundenen Seraphin einen Brief voll zärtlicher Vorwürfe, voll freundſchaftlicher Verſicherungen und voll treuherziger Geſtändniſſe. Auch der bewußten Sylveſternacht und des alten

Felix wurde nicht vergeſſen, noch weniger aber der verabredeten Beſtellung nach zehnjähriger Friſt, welche nun ſchon unter mannigfachen Kämpfen und Erlebniſſen, faſt zur Hälfte verronnen war.

Als Anſelm den Brief ſiegelte, graute ſchon der Morgen, und im Gezweige der ſchlanken Pappeln vor ſeinem Fenſter zwitſcherten die Sperlinge. Er warf ſich angekleidet auf das Sofa hin; aber nur ein flüchtiger Schlummer, kein feſter Schlaf, ſenkte ſich auf ſeine Wimpern. Bald wurde es unten von dem Brunnentempel laut, und als Anſelm hinabkam, und ſeinen Chef fragte, wie er geruht habe, erwiederte ihm dieſer lächelnd mit einem forſchenden Blicke, „Beſſer als Sie, wie es ſcheint; denn Sie ſehen allzu geſtrig aus!“

6.

Zwei Tage nach jenem Geſpräche hatte Anſelm eine ſeltſame Begegnung. Er ſaß am frühen Morgen unter der großen Linde, welche unfern der Einfahrt zu den Fremdenwohnungen einen kleinen Hügel beſchattet, und las. Da rollte die Straße entlang eine Reiſekaleſche, wahrſcheinlich neue Kurgäſte, welche geſtern das Ziel ihrer Reiſe nicht mehr erreichen konnten und in dem nächſten, kaum zwei Stunden entlegenen

Städtchen übernachtet hatten. Im Wagen ſaßen zwei Damen und eine Magd mit einem Kinde. Gerade in der Wendung am Fuße des Hügels, auf dem die Linde ſtand, kam ihnen ein Wagen aus dem Kurorte raſch entgegen, der ſie auszubeugen und ein wenig zu halten zwang. Die eine der Damen bog ſich ängſtlich heraus, um zu ſehen, was es gäbe. Dadurch wurde Anſelm aufmerkſam. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch die Seele. Die Züge der Frau waren ihm bekannt, ach! nur allzu bekannt. Er hätte darauf geſchworen, es ſei Ottilie. Während er zweifelte; was er thun, ob er hinab eilen und ſich Ueberzeugung verſchaffen, oder bleiben und die Erſcheinung für ein flüchtiges Bild der Erinnerung halten ſolle, war der Wagen mit den Damen vorbeigerollt und hinter dem Spalier des Parkes verſchwunden.

Die ſonderbarſten Ahnungen kreuzten ſich in Anſelms Kopfe. Der Gedanke, daß es nicht außer dem Bereiche läge, Ottilien wirklich hier zu begegnen, verſetzte ihn in die lebhafteſte Bewegung. Bald überkam es ihn wie eine tiefe Sehnſucht, bald wie ein leiſer Groll, bald wie kindiſche Scham. So verſchieden dieſe Empfindungen waren, ſo vereinigten ſich doch alle zu jener ungeduldigen Spannung, welche die unmittelbare Folge jeder Ungewißheit iſt. „Wenn ich nur überzeugt wäre, daß ſie es iſt,“ dachte er

ſich,“ ſo wollte ich ja wohl die Art und Weiſe herausfinden, wie ich ihr begegnen ſoll. Mein Gott! und wenn ſie es wirklich iſt, — wirklich Ottilie, wie ſoll ich ihren Blick ertragen, wie all' die Geiſter bannen, welche der erſte Laut aus ihrem Munde emporbeſchwören wird aus den Tiefen, worin ich ſie nach ſo vielen Kämpfen endlich eingeſargt hatte? — Bleibe Mann, Anſelm, — bleibe Dichter! — Sie weiß ja nicht, was ſie Dir war, was ſie Dir iſt, ſo wenig als es die Blume weiß, daß ſie mich begeiſtert, daß ich ſie beſinge. Freue Dich ihrer, wie der Blume; laß ſie Dir ſein, was ſie darf; danke ihr im Stillen dafür, daß ſie Dir unbewußt ein Reich aufſchloß, in welchem ſie Dein unvergänglich Eigenthum geworden, wenn ſie gleich hiernieden im Leben auf ewig Dir entfremdet bleibt!“

Mit Ungeſtüm erwartete Anſelm den Glockenſchlag, welcher zur table d'hôte rief; mit Zittern trat er in den Speiſeſaal; aber keine jener Damen erſchien, vielmehr fehlte ſogar einer der bisherigen Gäſte, ſein Tiſchnachbar, der Baron. — „Seine Frau Gemahlin und die junge Baroneſſe ſind angekommen,“ entgegnete der Aufwärter auf Anſelms Frage. „Er ſpeiſt heute auf ſeinem Zimmer.“

„Wie heißt denn der Herr?“ forſchte Anſelm nicht ohne bange Ahnung.

„Baron Oldenheim!“ erwiederte der Gefragte und eilte mit der Schüſſel zum Nachbar.

Nun war das Räthſel gelöſt. Der gebildete liebenswürdige Mann, zu welchem ſich Anſelm im erſten Augenblicke hingezogen fühlte, war alſo Niemand Anderer, als der Gatte — ſeiner geliebten Ottilie. So raſch dieſer Aufſchluß war, ſo traf er doch keinen ganz Unvorbereiteten; das hatte ja Anſelm eben geahnt. „Sie wählte wenigſtens keinen Unwürdigen!“ war ſein erſter Gedanke. „Sie iſt glücklich! Was will ich mehr! Kann es ein tröſtlicheres Bewußtſein geben, als ein Weſen, welches man liebt, glücklich zu wiſſen?“ Zu dieſem Gedanken geſellten ſich bald andere, eben ſo tröſtliche. „Du fandeſt Dich ſo ſchnell mit dem Baron zuſammen; ein Zeichen von Aehnlichkeit des Charakters. Was ſie an ihm liebt, würde ſie auch an Dir geliebt haben, wenn Du im Moment ihres Herzensaufſchluſſes ihr zuerſt begegnet wäreſt. Oder vielleicht fühlteſt Du Dich gerade deßhalb zu dem Baron ſo gewaltig hingezogen, weil er ſie liebt, und was in ihm Dich anſpricht, iſt der Abglanz ihres Herzens. Wunderbare Magie der Seelen! — Und als Mutter ſoll ich ſie wieder ſehen, ſoll ihr Kind lieben, weil ſie es liebt! Wie mild doch der Himmel im Verſagen iſt! Weil er mir das eine Weſen nicht laſſen konnte, in welchem ſich alle Strahlen mei-

nes Gefühles konzentrirten, führt er mir drei Weſen entgegen, deren jedes Anſpruch auf meine Neigung hat, und ſänftiget die Lichtmaſſe meines Innern, indem er ſie in drei Strahlen zertheilend ableitet! — Bisher ſtand ſie in den Viſionen meiner Phantaſie allein vor mir, jezt tritt ein Freund an ihre Seite, jezt ſchmiegt ſich ein Säugling an ihre Bruſt, und der Kreis der Ideen, in welchem ſie mir auf den Ruf der Muſe erſchien, dehnt ſich weiter und weiter aus, und verſchwimmt in eine Fernſicht voll Bildern und Gruppen, welche mir bisher gänzlich fremd geblieben waren. Was iſt Liebe ohne Kunſt!“

Solche Gedanken zogen vor Anſelms innerem Auge vorüber, welche zwar recht poetiſch waren, aber wenig an eine table d'hôte paßten. Ohne viel von den Speiſen berührt, und ohne irgend etwas zur allgemeinen Geſelligkeit beigetragen zu haben, ſtand er auf und eilte ſeinem Lieblingsplätzchen unter der Linde am Hügel zu. Sanft ſchattete der dichtbelaubte Baum, und ein wohlthuendes Lüftchen ſäuſelte durch die Zweige. Anſelm ſchlummerte ein und ſpann im Traume die Gedanken weiter, welche die Kunde von Ottiliens Ankunft angeregt hatte. Als er erwachte, ſtieg eben Louis, des Barons Diener, den Hügel herauf.

„Da ſind ja Euer Gnaden,“ ſprach Louis; „überall hab' ich ſchon gefragt und geſucht. Mein Herr läßt Euer Gnaden erſuchen, ihm heute Abends in ſeiner Wohnung die Ehre zu geben. Die Frau Baronin und die Baroneſſe ſind eingetroffen. Je eher Euer Gnaden kommen, deſto angenehmer wird es meinem Herrn ſein!“

„Meine Empfehlung! es ſoll mir ein Vergnügen ſein!“ erwiederte Anſelm lebhaft. — „O Menſchen, Menſchen!“ rief er, als Louis fort war. „Wer mir das an jenem Abend geſagt hätte, als mich der Hofrath zu einem Toaſt aufforderte! — Wie kindiſch bin ich! Da ſoll ich zuſammentreffen mit dem Zerſtörer meiner ſchönſten Träume, mit einem Weſen, das mich quälte, ſo viel man nur quälen kann, — und freue mich darauf, freue mich wie ein Kind, daß ich zittere und den Augenblick des Wiederſehens nicht erwarten kann! Mein Gott! wie ſich doch der Menſch beſcheiden lernt! Anfangs will er die ganze reiche Göttertafel des Lebens für ſich allein gedeckt, und feindet jeden an, der eben ſo berechtigt, wie er, nach einem Tröpfchen Nektar, nach einem Krümchen Ambroſia langt; — nach wenigen Jahren begnügt er ſich dankbar mit den Broſamen, die von den Schüſſeln glücklicherer Gäſte fallen.“

Digitized by Google

Der Abend kam, und in freudigbanger Haſt eilte Anſelm in die Wohnung des Barons. „Herein!“ ſcholl es, und ſchauernd vom Wirbel bis zur Zehe trat er in's Zimmer.

„Es freut mich unendlich!“ bewillkommte ihn der Baron, der noch allein war. „Meine Frauen ſind noch mit meinem kleinen Heinrich beſchäftiget, der eben erſt aufwachte. Sie müſſen den Herzensjungen doch auch kennen lernen!“

Anſelm war verlegen, und mußte ſich Zwang anthun, die Fragen des Barons, die ſich auf Alltägliches bezogen, zu beantworten. Er wußte nicht, ob er der nahen Erkennungsſzene vorgreifen und ihm entdecken ſolle, daß er ſeine Gemahlin bereits kenne, oder ob es beſſer wäre, das Ganze dem günſtigen Augenblicke zu überlaſſen. Während er in den Pauſen des Geſpräches überlegte und zweifelte, ging die Nebenthüre auf, und herein trat Ottilie, ihr Kind auf dem Arme; ein ſchlankes, dunkelgelocktes Mädchen, des Barons Schweſter, folgte ihr.

„Meine Frau ſammt Anhang,“ begann der Baron; „meine Schweſter Sophie! — der Herr, von dem ich Euch ſchon erzählt habe.“

„Darf ich meinen Augen trauen?“ rief Ottilie aus, als ſie Anſelms Züge erkannte. „Sind Sie es wirklich? oder iſt es nur eine täuſchende Aehnlichkeit.“

„Mein Name iſt Anſelm!“ ſprach er mit zitternder Stimme. „Ich hatte in früherer Zeit oft das Glück!“ —

„Welche Ueberraſchung!“ fuhr die Baronin fort. „Das freut mich vom Herzen! Seien Sie mir tauſend Mal willkommen!“ Man merkte dem Gruße an, daß er aus dem Innerſten der Seele kam. Dabei neigte ſie ſich ſo raſch vorwärts, als ob nur das Kind auf dem Arme ſie hindere, noch eine herzlichere Bewegung zu thun.

Dieſen Empfang hatte Anſelm nicht erwartet. Ottilie begegnete ihm, wie vor Jahren, eben ſo rückhaltslos, eben ſo kindlich. Er konnte nicht zurückſtehen, trotz Allem, was indeß an ſeiner Seele vorübergegangen war. Sein Gefühl kaum bezwingend, ergriff er lebhaft ihre Hand, dieſelbe Hand, die ſie an jenem verhängnißvollem Abende ſeinen Lippen leiſe entzogen hatte. Er küßte ſie warm, und fühlte eben an dem innigen Drucke, den er empfing und erwiederte, wie ſo ganz als ein Anderer er Ottilien jetzt gegenüber ſtand.

Der Baron war angenehm überraſcht. „Du kennſt alſo unſern Gaſt ſchon von früher her?“ fragte er.

„Noch von Wien!“ war die Antwort. „Es iſt ja Anſelm, mein Lehrer, ein werther Freund

unſeres Hauſes, — oder um Dir Alles mit Einem Worte zu ſagen, — dieſes Büchlein hier, das wir überall mitführen, das Dir ſo lieb geworden iſt, hat ihn — zum Verfaſſer.“

„Iſt es möglich?“ rief der Baron. „Nun, da bin ich Ihnen ja gar hoch verpflichtet, nicht blos in ſo weit wir es jedem Manne ſind, der uns Schönes und Vollendetes liefert, ſondern ganz eigenthümlich noch als dem edlen Bildner eines Herzens, dem ich mein ganzes Glück verdanke, und — sub rosa geſagt!“ —

„Ei, wiederhol' es nicht auch Du!“ fiel ihm Ottilie in's Wort, „ſonſt könnt' er allzu eitel werden. Ich hab' es ihm ſchon als Braut geſtanden, daß er für Dich geworben, ehe Du ſelbſt noch um mich warbeſt. Aber, ſo viel ich mich noch erinnere, nahm er es ganz hochmüthig hin!“ —

„Ich hielt es für nichts, als ein Kompliment!“ verſetzte Anſelm betroffen. „Auch wußt' ich ja damals noch nicht, ob ich, wenn es wahr wäre, etwas Gutes geſtiftet habe.“

„Bei Gott! das haben Sie!“ betheuerte Ottilie, indem ſie den Arm um ihren Gatten ſchlang und ihren aufſchreienden Kleinen durch einen Kuß beſchwichtigte. „Erinnern Sie ſich der Stelle aus Schiller, die wir mit einander laſen:

„Höheres bildet
Selber die Kunſt nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn!“

Erſt ſeit einem Jahre verſteh' ich dieſe Stelle ganz. — Sehen Sie, wie er die Aermchen nach Ihnen ausbreitet, der kleine Schelm, als ob er wüßte, daß ſeine Mutter Ihnen Dank ſchuldig iſt! — So — weihen Sie ihn ein mit ihrem Kuſſe, vielleicht theilen Sie ihm dadurch einen Funken Ihres Gefühles für alles Schöne und Erhabene mit! — Ich will den unruhigen Schreier nun zur Ruhe bringen, damit wir unſer Wiederfinden recht ungeſtört feiern können. — O, Sie ſind mir noch manche Aufklärung ſchuldig! Indeſſen begnügen Sie ſich mit der Geſellſchaft meines lieben Heinrich und unſerer guten Sophie, die Sie längſt ſchon liebgewonnen hat!“

Lächelnd hüpfte ſie mit dem Kinde in's Nebenzimmer. Anſelm athmete ſo frei auf, als ob eine Zentnerlaſt von ſeinem Herzen gefallen wäre; jetzt erſt fühlte er ſich von den Nachwehen eines Sturmes, der ihm bald ſeine ganze Seelenruhe gekoſtet hätte, vollkommen geneſen. Mit heiterer Offenheit erwiederte er des Barons Fragen und Anſpielungen, und warf einen aufmerkſamen Blick auf deſſen Schweſter, die er früher kaum bemerkt zu haben ſchien, ſo freundlich und theilnehmend ſie ihn auch beobachtete.

„Ich bin alſo auch ſo glücklich, von Ihnen, Baroneſſe, gekannt zu ſein?“ wendete er ſich an das Mädchen.

„Sie wollen ſagen, — ich ſei ſo glücklich, Sie zu kennen!“ entgegnete Sophie mit ſchüchterner Stimme. „Meine Schwägerin erzählte mir ſo viel von Ihnen, und Alles, was ſie erzählte, war ſo gut und ſo ſchön, und paßte ſo ganz zu dem Bilde, welches ich mir zuſammenſetzte.“

„Dann wünſche ich dem Original,“ antwortete er, die ſchöne, blühende Jungfrau ſchärfer in's Auge faſſend, „daß es Ihrer Phantaſie nicht den Vorwurf allzu großer Schmeichelei aufdringe. — Wir Poeten haben ein ſonderbares Loos! Dichten wir beſſer, als wir ſind, ſo bricht uns die Welt, — ſind wir beſſer, als wir dichten, ſo bricht uns die Kunſt den Stab. Es wäre ein neidenswerthes Glück, beides im gleichen Maße zu vereinen.“

Sophie lauſchte Anſelms Worten mit inniger Theilnahme, und ſah ihn dabei mit ihren großen, dunklen Augen ſo klug und herzlich an, daß er es für ſträflich gehalten hätte, ihre offenen Blicke nicht mit gleich offenen zu erwiedern. — „Sonderbare Aehnlichkeit!“ geſtand er ſich im Stillen. „Ganz dasſelbe in dunkleren Tinten, was die ſechzehnjährige Ottilie als Blondine war. Die nämliche Taille, das gleiche

Oval des zartgefärbten Geſichtchens, gleich edel der Schnitt der Naſe, gleich die Stirne, ja ſogar Stimme und Geberde, und doch zugleich ſo ganz das Ebenbild des Barons, als ob die Natur in ihr ein Vorbild der beiden Perſonen hätte erſchaffen wollen, welche durch Liebe vereinigt zu werden, beſtimmt waren.“ — Schon dieſe Bemerkung würde ihn für das liebliche Mädchen eingenommen haben, wenn ſie ihm auch nicht als Verehrerin ſeines Talentes vorgeführt worden wäre. Es gibt Weſen, in deren Nähe es uns beim erſten Begegnen um das Herz iſt, als ob wir ſie ſchon ewig lange kennten, als ob wir ihnen nie mehr fremd werden ſollten. Sein erſter prüfender Blick ließ ihn die Baroneſſe als ein ſolches Weſen erkennen. Dazu kam noch des Barons ungeheuchelte Freundlichkeit, Ottiliens liebevoller Empfang, — und ſo war es natürlich, daß ſich Anſelm heiterer und heimiſcher, als irgendwo ſeit Jahren, fühlte.

Als Ottilie wieder erſchien, wurde das Geſpräch um ſo lebhafter. Sie erzählte von ihren Eltern, welche in Wien noch recht geſund und zufrieden lebten, und ſich oft beklagten, daß Anſelm ihr Haus ohne Veranlaſſung vernachläſſigt habe; der Baron weihte den Gaſt in ſeine Familienverhältniſſe ein. Er war vor kurzer Zeit ſammt ſeiner Schweſter Erbe ſeiner väterlichen

Güter geworden, und verwaltete ſie nun einſtweilen, bis Sophie eine annehmbare Partie fände, gemeinſchaftlich. Auch Anſelm mußte über ſein Leben und Treiben Bericht erſtatten, wobei ihm noch eine kleine Verlegenheit bevorſtand, eine Verlegenheit, welche vor wenigen Monden, vielleicht noch vor wenigen Stunden die größte ſeines Lebens geweſen wäre. Ottilie klopfte nämlich leiſe auf den Strauch und fragte ihn mit faſt kindiſcher Neugierde, was ihm denn begegnet wäre, daß er einige Zeit hindurch gar ſo verzweifelte Liebeslieder gedichtet habe. „Ich fürchtete beinahe ernſtlich für Sie,“ ſetzte ſie hinzu, „denn ſo überſpannt auch Alles klang, was man damals von Ihnen las, ſo klang es doch ſo wahr, daß man es unmöglich für affektirten Schmerz halten konnte.“

„Glaubten Sie das wirklich?“ verſetzte Anſelm mit ironiſchem Lächeln, welches dem letzten Wetterleuchten eines abziehenden Gewitters glich. „Bei Gott! ich mag oft Schlechtes geſchrieben haben, aber Unwahres nie!“

„Alſo wurde Ihnen wirklich ſo übel mitgeſpielt?“ forſchte Ottilie theilnehmend. „Nun, da bedauere ich Sie vom Herzen; unglücklich lieben muß wohl eine große Qual ſein, weil glücklich lieben eine ſo große Seligkeit iſt!“

Sophie athmete ſo tief auf, daß es für einen Seufzer gelten konnte. „Sie bedauern mich, Baroneſſe?“ dollmetſchte Anſelm dieſen tiefen Athemzug. „Sehen Sie, es iſt nur ſchon Poeten-Unſtern. Wir ſind wie die Bäume; ohne geritzt zu werden, geben wir keine Spezereien, — oder, einfacher geſagt, wir ſind wie Kerzenlichter, die ſich ſelbſt verzehren, um Andern zu leuchten.“

„Und ich dachte mir, Sie ſeien wie die Sterne am Himmel,“ warf ihm Sophie ſanft lächelnd ein, „welche nächtlich glänzen und leuchten, und ſich doch immer gleich bleiben!“

„Zeigen Sie mir einen Himmel, der mich aufnimmt,“ erwiederte Anſelm raſch, faſt mit Beziehung, wie es ſchien, „und ich will's verſuchen, als Stern daran zu leuchten. — Doch halt! — Das war allzu eitel! — Man hält ſich gar oft in ſeinem Wahne für einen Stern, — und ſiehe da! plötzlich fällt man als lächerliche Sternſchnuppe aus ſeinem Himmel!“

„Nun, bei Ihnen, Anſelm,“ bemerkte Ottilie, „war das wohl nur eine optiſche Täuſchung! Ich denke, Sie haben Ihren Himmel in der Kunſt gefunden, an welchem Sie noch immer als einer unſerer hellſten Sterne glänzen und leuchten. Mögen Sie im Leben recht bald ein Herz finden, deſſen Liebe Ihnen die ſchönſten Träume Ihrer Poeſie verwirklicht.“

„Einem Manne, der wie Sie, Kunſt und Leben ſo harmoniſch zu vereinen weiß,“ fügte der Baron bei, „kann das nicht ſchwer werden.“

„Gewiß nicht!“ rief Sophie darein, und verſtummte plötzlich erröthend, als ob ſie etwas Unziemliches geſagt hätte. Der Baron warf ihr einen forſchenden Blick zu, während ſie Ottilie mit klugem Lächeln beobachtete. Anſelm fühlte ſich durch das ganze Geſpräch ſeltſam bewegt. Aehnliche Momente kehrten im Verlaufe des Abends noch manche wieder. Jedenfalls war es für ihn ein merkwürdiger Abend, ein Abend, welcher eine freud- und leidvolle Periode ſeines Lebens zum befriedigenden Schluſſe führte. — Ob er vielleicht auch den Anfang einer neuen bezeichnete? — Wenn Träume mitunter Ahnungen der Zukunft ſind, ſo mochte Anſelm es nicht mit Unrecht ahnen.

7.

Finden und Verlieren iſt Loſung auf Erden. Wenn man immer voraus bedächte, wie ſchwer dem Herzen das Verlieren fällt, man würde ſich hüten, zu finden, geſchweige denn zu ſuchen. So bereute Anſelm faſt, ſeinen Amtsvorſteher auf ſeiner Badereiſe begleitet, ſich an die table d'hôte geſetzt, mit ſeinem Tiſchnachbar irgend ein Wörtchen gewechſelt, vor Allem aber, die Schwelle

ſeiner Wohnung betreten zu haben, — denn die Badetour war um, und am nächſten Morgen ſollte er mit ſeinem Chef in die Hauptſtadt und an den Arbeitstiſch zurückkehren. Nicht einmal der letzte Abend ward ihm frei gelaſſen. Sein Chef hatte ihn zu ſich geladen, um ihn zugleich, wie er ſagte, einigen Herrn vom Fache, deren Einfluß ihm einſt nützen könnte, vorzuſtellen. Er mußte daher von dem Baron und ſeiner Familie am hellen Tage Abſchied nehmen. Und was iſt ein Abſchied am hellen Tage gegen ein letztes, trauliches Zuſammenſein beim heimlichen Kerzenflimmer, wenn es außen ruhig geworden iſt und die Sterne neugierig durch die Scheiben äugeln, und der enge, beleuchtete Kreis, in welchem man ſitzt und plaudert, durch's verſchwiegene Dunkel gleichſam abgegrenzt und umfriedet iſt? Da läßt ſich ſo Manches fühlen und ſo Vieles ſagen, wofür das rückſichtsloſe Sonnenlicht zu grell iſt; da gehen Herzen auf und Vorurtheile unter, und die Innigkeit, die duftende Nachtviole, erſchließt ihren Kelch und haucht verſchwenderiſch ihren erquickenden Wohlgeruch. Tiefbetrübt, mit zögerndem Schritte, ſchlich Anſelm nach der Tafel, an welcher er ſeiner nahen Abreiſe nur vorläufig erwähnt hatte, in die Wohnung des Barons, um förmlich Abſchied zu nehmen. Seine Traurigkeit fand zu nicht geringem Befremden nur heitere

Geſichter. Auch Sophie, von der er, ohne ſich eben ſagen zu können, warum, am erſten eine düſtere Miene erwartet hatte, blickte munter drein, und ſah ihn wohl mit herzlichen, aber nichts weniger, als traurigen Augen an. „Das iſt der Fluch des Tages", tröſtete er ſich ſelbſt. „Abends wär' es gewiß anders geweſen!" — Uebrigens gehörte Anſelm zu jenen Menſchen, welche, trotz aller Mühe, nicht verbergen können, was in ihrem Innern vorgeht. Seine Befremdung entging auch dem Baron nicht; ja, es ſchien, als ob er nur gewartet hätte, bis ſie ſich kund gäbe.

„Verhehlen Sie es nicht, werther Freund," begann er, ihm warm die Hand ſchüttelnd, „daß Ihnen wehe geſchieht! Es freut mich innig, an Ihnen ſo ſchnell einen Freund gewonnen zu haben. Sie verlaſſen uns ſchwer, und glauben vielleicht, daß es uns leicht fällt, Sie zu verlieren. Bei Gott! es iſt nicht ſo. Es war eine kleine Neckerei von meiner Frau, es Ihnen bis jetzt zu verſchweigen, daß wir Sie bald wieder zu ſehen hoffen. Das Gut, welches meiner Schweſter aus der väterlichen Erbſchaft zufiel, und welches ich einſtweilen für ſie verwalte, liegt in dieſer Provinz, unfern der Hauptſtadt. Sophie ſelbſt hat es ſeit ihrer Kindheit nicht mehr beſucht, ich habe Manches dort in Ordnung zu bringen, und gedenke nach vollendeter Badetour mit meiner

Familie mein Standquartier für einige Zeit in der Hauptſtadt aufzuſchlagen. Sie liegt dem Gute ſo nahe, daß es wenig Unweg macht; hat, wie ich oft rühmen hörte, geſunde, herrliche Umgebungen, iſt uns Allen noch unbekannt — und gewann für uns ein neues Intereſſe dadurch, daß ſie der Aufenthalt eines ſo wackeren Mannes iſt. Nun können Sie ſich erklären, warum wir Ihren Abſchied ſo leicht nehmen, wir erblicken ja knapp hinter ihm ſchon das Wiederſehen!“

Anſelms Ueberraſchung ſuchte verlegen nach Worten. Die herzliche Freude Aller, ihren Plan von ihm mit ſolchem innigen Vergnügen aufgenommen zu ſehen, konnte nur von ſeinem eigenen Entzücken überboten werden. Er hatte den Gang zu Oldenheim mit ſchweren Herzen gethan, und kehrte mit leichtem Schritte zurück, um den Abend der Etikette zu opfern. „Wenn es mir,“ ſprach er zu ſich ſelbſt, „heute nicht gelingt, liebenswürdig zu ſein, ſo gelingt es mir nie!“

Was er im Scherze ſich ſelbſt prognoſtizirt hatte, traf wirklich ein. Obwohl ſich unter den Herren, denen er vorgeſtellt wurde, einige verknöcherte, milzſüchtige Patrone befanden, bei denen Lächeln ein Phänomen iſt, ſo wußte er doch ſelbſt dieſen einen Schimmer von Laune abzugewinnen, und noch am andern Morgen im Reiſe-

wagen begann ſein Chef das Geſpräch mit den Worten: „Junger Freund, ſo aufgeräumt und geſellig, wie geſtern, hab' ich Sie noch nie geſehen. So iſt's recht; das macht mehr Freunde, als alle Verſe der Welt, ſo gut ſie auch klingen mögen!“

Zurückgekehrt in die Hauptſtadt, fand Anſelm, zu ſeiner freudigen Ueberraſchung, bereits Seraphins Antwort auf den Brief, den er ihm vom Kurorte aus, geſchrieben hatte. Haſtig erbrach er ihn; es war noch die nämliche warme, innige, bilderreiche Sprache, das nämliche treue, offene Herz, wie vor mehr als fünf Jahren. Das eben hat Jugendfreundſchaft Göttliches an ſich, daß ſie ewig jung bleibt. Freunde, die man im Mannesalter wirbt, bewahrt man nur durch den Umgang. Selteneres Begegnen oder Trennung, wenn ſie ſolch ein Verhältniß auch nicht ganz auflöſen, benehmen ihm doch die lebhafte Friſche, den ätheriſchen Firniß, welcher Freundſchaft von andern, durch Gewohnheit oder materieles Bedürfniß geknüpften Verbindungen unterſcheidet. Jugendfreundſchaft aber leidet nie eine Unterbrechung, ſie webt ihr Band im Stillen fort, wie auch immer die äußeren Verhältniſſe ſich geſtalten mögen, und Jugendfreunde,

die ſich Jahrzehende lang nicht ſahen, noch ſich ſchrieben, treten einander beim Wiederſehen ſo innig, ſo traulich, ſo ganz und gar nicht fremd gegenüber, als ob ſie ſich erſt den Abend vorher zum letzten Male geſehen hätten. Da bedarf es weiter keiner Entſchuldigungen; man hat ſich wieder, man fühlt, daß Fernſein und Schweigen nichts veränderte, und man genießt dankbar und fröhlich, was die Minute darbietet. Auch Seraphins Schreiben enthielt, fern von allen Formeln und Redensarten, nichts, als eine lebhafte Schilderung deſſen, was ihm ſeit ſeinem Aufenthalte in Italien begegnet war. „Eine Kontrole deines Lebens,“ hieß es unter Anderm in dem Briefe, „fand ich fortwährend in deinen Liedern, die ich allenthalben, ſo weit die Falter der Literatur, Tagesblätter und Almanache, hinausflattern, las und wieder las. Was du mir jüngſt in ſchlichter Proſa geſtandeſt, hatt' ich längſt ſchon aus Deinen Verſen weg. Ich wußte, daß Du lebſt, liebteſt, litteſt, Dich ſelbſt verlorſt und endlich wieder fandeſt, ſo gut, als ich es jetzt weiß. Von mir wollte ich Dir, ſo lang ich unſtät in der Welt umherzog, nichts ſchreiben, einestheils, weil eben wegen meines Wanderlebens meine Korreſpondenz nur eine einſeitige hätte bleiben können — denn wo hätten mich Deine Antwortbriefe finden ſollen? — dann, weil ich

Dir überhaupt kein Reſultat hätte melden können. Alles war bei mir im Werden, Alles in der Gährung; viel Einzelnes, mitunter Gutes, aber kein Ganzes. Viel für den Ruf, wenig für die Kunſt, und das, weiß ich, liebſt Du nicht. So verging Monat um Monat, und endlich ein Jahr und ſo fort, und zuletzt hatt' ich nicht Herz genug zum Anlaufe. Wenn du feſt ſitzeſt, ſagte ich mir, wenn du ſagen kannſt, das hab' ich errungen, das hab' ich geleiſtet, dann klopfe wieder bei deinem lieben Anſelm an, und wär's auch nicht eher, als in der anberaumten Sylveſternacht, auf die ich ſo oft und oft gedacht hatte, wenigſtens in jeder Sylveſternacht. — Ja, lieber Anſelm, dabei bleibt's. Was Du Dir wegen meiner Kunſt ſagteſt; iſt wahr, Dein neuer Freund, auf deſſen Beſuch ich mich noch wohl entſinne, hat Dich gut berichtet. „Was iſt Kunſt ohne Liebe?“ war mein Wahlſpruch. „Ein Räthſel ohne Löſung, eine Peri, die das Wort nicht finden kann, das ihr den Himmel öffnet.“ Ich habe das Wort gefunden; es heißt: „Antonie!“ Ja, meine Antonie, die Tochter eines begüterten Bürgers dieſer Stadt, hat mir das Räthſel der Kunſt gelöſt. Was ich je geträumt, gehofft und in halbklaren Anſchauungen, in undeutlichen Offenbarungen geahnet habe, in ihrem Weſen, in ihrer Seele und Form, in ihrem in-

neren und äußeren Leben trat es mir klar, deutlich ausgeprägt entgegen. Jetzt — jetzt — doch wozu das Alles Dir, der Du mir immer voraus warſt, den die Liebe dahin führte, wohin mich die Kunſt geführt. Ja, lieber Anſelm, ich wurde durch meine Antonie ganz glücklich, war es vollkommen, bis vor zwei Monaten, der Tod mir mein Mädchen nahm, das Bild ſeiner Mutter. Wie wehe das thut, Anſelm, wie das hineinwühlt in die Wurzeln der Seele, das begreifſt Du noch nicht; ich wünſchte meinem Todfeinde nicht, daß er es begreifen lerne. Doch ich habe ja meine Antonie noch; ein ſchlummerndes Leben unter ihrem Herzen verſpricht uns zwar nicht Erſatz für unſern Verluſt, doch Troſt. Nur dieſes Bewußtſein hielt mich aufrecht; — mein Schutzgeiſt iſt die Liebe, wie der Deinige die Kunſt war. Doch ja, die Kunſt! — Du wirfſt mir vor, daß ich ſie vernachläſſiget zu haben ſcheine? Nach Außen wohl, nach Innen gewiß nicht. Ich arbeite zwar wenig, größtentheils nur als Lehrer Anderer; aber die bildende Kunſt hat wie die redende ihre Saat- und Erntezeit; bei mir iſt jetzt die erſtere. Ich ſammle, empfinde, lebe. Ich habe mich nicht losgeſagt von der Kunſt, ſie iſt nur identiſch geworden mit meiner Liebe. Das Räthſel meines Lebens iſt gelöſt, und jede Löſung iſt ſcheinbar der Tod des Räthſels.“

Solcher Ideen war das Schreiben voll, Anſelm freute ſich über die Innigkeit und Herzensreinheit ſeines Freundes, wiewohl er ſich ſelbſt geſtehen mußte: „Armer Seraphin, Du wirſt noch manchen Kampf zu kämpfen haben, denn klar biſt Du Dir noch nicht geworden!“ Er ſpielte auch in ſeinem nächſten Schreiben darauf an und bat ihn, recht eifrig dafür zu ſorgen, daß die verabredete Zuſammenkunft am Schluſſe des Dezenniums eine recht erfreuliche ſein möge.

Indeß verfloſſen die Tage für unſern Anſelm ſchneller als je. Im Amte hatten ſich Arbeiten angehäuft, welche gefördert werden mußten; auch literariſche Verbindungen nahmen ſeine Thätigkeit in Anſpruch. Er wollte aufräumen, ſo viel als möglich, um für Oldenheims Beſuch freie Zeit zu ſparen. Mit ungeſtümer Sehnſucht ſah er der Stunde entgegen, wo er die werthe Familie wieder begrüßen ſollte. Wohl hundert Mal im Tage dachte er an ſie, — und ſonderbar! ſo oft er an ſie dachte, trat ihm Sophiens Bild immer zuerſt vor ſeine Seele. Da half kein Läugnen, keine Selbſttäuſchung: — Sophie war ihm beim erſten Begegnen intereſſant geworden; — je länger er nun ihres Anblickes entbehrte, deſto lebhafter fühlte er, welch' tiefen Eindruck ſie auf ſein Herz gemacht habe. — Endlich kam ſie. Jede freie Stunde an

den Tagen, welche ſie in der Stadt zubrachte, weihte er dem Umgange mit ihr. Ihr reines, engelgutes Gemüth, ihr klarer Verſtand, ihre natürliche Grazie feſſelten ihn täglich mehr. Er brauchte nicht lange, um ſich ſelbſt klar zu werden; aber durch ſeine erſte unglückſelige Täuſchung gewarnt, hütete er ſich wohl vor jedem Schritte, der ihn zu einer zweiten führen könnte. Vor Allem ſuchte er Ottilien auszuholen und durch ſie den Baron. Beide machten ihm kein Geheimniß daraus, daß ihm Sophie gut ſei. Zweimal war Oldenheims Abreiſe beſtimmt; zweimal wurde ſie verſchoben, und gerne ließ es Sophie ſich gefallen, für die Urſache zu gelten. — „Iſt es wahr,“ ſagte einmal ſein Chef zu ihm, ein Mann, der nicht leicht den Mund aufthat, ohne Gründe zu haben, „iſt es wahr, daß Sie die Baroneſſe Oldenheim heirathen wollen? Eine gute Partie, die Sie aber leider unſerem Gremium entziehen dürfte!“ Anſelm war betroffen; er getraute ſich nicht, als möglich zu denken, was er wünſchte. „Machen Sie nur Ernſt,“ ermunterte ihn Jener. „Die Sache lohnt der Mühe. Man wartet nur, bis Sie ſprechen. Ich weiß es aus guter Quelle; ſonſt würd' ich's nicht ſagen.“ — Dieſe Ermuthigung wirkte. „Er hat Recht!“ ſagte er ſich. „Nur Klarheit; entweder

ein beſtimmtes „Ja" oder ein feſtes „Nein." Nur keine Ungewißheit, nur keine Enttäuſchung!"

Sein Entſchluß war gefaßt; aber an wen ſich wenden? An wen anders, als an Ottilien. Das nämliche Weſen, welches ſein Talent geweckt, welches den erſten Tribut desſelben, die Blüthen ſeiner Jugend, unbewußt hingenommen, ſollte nun den ganzen Reichthum der Gefühle, den es einſt mißkennend, von ſich wies, einem andern weiblichen Herzen überantworten. Wahrlich! der Zufall iſt ein großer Diplomat! Wie fein weiß er auszugleichen, wie gerecht zu vergelten! Anſelm erkannte das echt Humoriſtiſche der Situation, und eben das machte ihm vielleicht die Zunge geläufiger.

Der alte Bureaumann hatte Recht gehabt. Anſelm merkte an Allem, daß man nur auf einen Anlaß gewartet hatte. Ottilie verſicherte ihn von Sophiens Liebe; über alles Andere beruhigte ihn der Baron ſelbſt, den Ottilie freudig herbeirief. „Halten Sie mich nicht für kleinlich," ſprach er, als Anſelm auf den Abſtand der Geburt und des Vermögens anſpielte. „Sie ſind Ritter von der Poſe, ein Adelsgeſchlecht, das einen Homer, einen Shakeſpeare, einen Schiller zu ſeinen Ahnen zählt, — und die Muſe wirft Ihnen Apanagen aus, für welche die ganze Welt zu Kaufe ſteht.

Sie können meiner Sophie das Beſte geben, was ein Mann zu bieten hat, ein edles Herz, einen männlichen Charakter, ein reiches Talent. Ich bin überzeugt, unſer ſeliger Vater droben, wird Sophiens Wahl eben ſo freudig ſegnen, wie er — ich fühl' es — meine Wahl geſegnet hat. — Jetzt nur noch eine Frage. Käm' es Ihnen wohl nicht allzuſchwer an, Ihr Amt aufzugeben? Noch auf dem Sterbebette ſprach unſer Vater den Wunſch aus, die Güter, die er uns nach Kräften meliorirt hinterließ, bei der Familie erhalten zu wiſſen. Des Herrn Auge thut Alles. Könnten Sie wohl, Ihrer Frau und und unſerm Vater zu Liebe, ſich entſchließen, mir es nachzumachen und Dekonom zu werden? Ich weiß, das Wort ſchreckt, aber beim Lichte betrachtet, iſt die Dekonomie doch noch poetiſcher, als die Juriſterei, das Muſeum der Natur noch tauſend Mal intereſſanter, als die Regiſtratur einer Verwaltungskammer. Auch iſt Ihre Wirkſamkeit dadurch dem Staate nicht entzogen. Oder wirkt denn der nicht auch für ſein Vaterland, der einen kleinen Fleck desſelben nach Möglichkeit veredelt? Der, wie Sie, Werke ſchafft, welche die Herzen einer Generazion für's Gute und Schöne begeiſtern? Glauben Sie, dieſes Opfer bringen zu können?“

„Für Sophiens Beſitz — jedes!“ rief Anſelm begeiſtert. — „Wohlan, Schwager, nimm ſie hin!“ — Sophie lag an ſeinem Herzen. Einſt hatte Liebe ihn der Kunſt in die Arme geführt; jetzt gab ihn dieſe ſegnend der Liebe zurück.

Mit Bedauern fand Anſelms Chef ſeine Vorherſage erfüllt; allein er ſah ein, daß es zu ſeinem Glücke diene und entließ ihn mit ehrenden Lobſprüchen und herzlichen Wünſchen. Anſelm reiſte mit Oldenheim nach Wien, wo er ſowohl wieder im Hauſe des Hofrathes, als bei des Barons Verwandten die freundlichſte Aufnahme fand. Noch war ſeit dem Tage, wo er ſeine Sophie zum erſten Mahle ſah, kein volles Halbjahr verfloſſen, als im Hauſe des Hofraths, in dem nämlichen, von der alabaſternen Schwebelampe matt erleuchteten Zimmer, wo er einſt vom Sofa mit höhniſchem Lächeln in's bunte Walzertreiben hinausſtarrte, der Tag beſtimmt wurde, an welchem er durch Sophiens Hand auf ewig beglückt werden ſollte.

Allein „des Lebens ungetrübte Freude iſt keinem Irdiſchen gegönnt.“ So warf denn auch auf Anſelms nahen Jubeltag ein Brief Seraphins, der ihm aus der Provinz nachgeſchickt wurde, einen unwillkommenen Schatten. Mit dem troſtloſen Ausdrucke der innerſten Zerriſſen-

heit theilte ihm ſein Freund die Trauerbotſchaft mit, daß er eben in dem Augenblicke, wo er den Erſatz für ein verlornes Kind, wo er das ſicherſte Pfand einer frohen Zukunft erwartete, durch den Hohn des Schickſals um ſein ganzes Glück betrogen worden ſei. „Lies den beiliegenden Zettel,“ ſchrieb Seraphin, „und Du weißt das Entſetzliche, wovor ſich meine Feder ſträubt.“ Zitternd entfaltete er das ſchwarz geränderte Blatt, es enthielt die gedruckte Anzeige von dem Abſterben der innigſt geliebten Antonie ſeines Freundes. Sie ſtarb, indem ſie das Leben einem Kinde gab, welches ſeiner Mutter in wenigen Stunden nachfolgte. — Die paar Worte, die der Brief noch enthielt, glichen einem wiederholten Schmerzensſchrei, ſie ſchienen mit Blut und Thränen geſchrieben.

Auf Anſelm machte das Schreiben einen tiefen Eindruck. Es war ihm, als hörte er den Jammer ſeines Freundes; er erinnerte ſich an die Größe des Schmerzes über den Verluſt einer Liebe, die er doch nur in ſeinem Wahne beſaß; und maß daran nun mit Schaudern den Schmerz, den der Verluſt einer wirklich innig erwiederten Liebe bringen mag. Nicht ungetrübt konnte er mehr an ſeinen Vermählungstag denken, denn es war ihm, als erhübe ſich das Schickſal rieſengroß aus geſpaltener Erde, und riefe, höhniſch,

grinſend, mit drohendem Finger: „Siehſt Du ihn ſtehen am Abgrunde, der ſein Glück verſchlang? auch Du wandelſt einer ſolchen Kluft durch Blumen zu! — Ergriffen, wie er war, ſetzte er ſich hin, den Brief zu beantworten. Was aber läßt ſich einem Manne, wie Seraphin, in einer ſolchen Lage ſagen? „Dulde; denke, was ohne dein Zuthun kommt, iſt Gottes Schickung, alſo gut, obgleich Du es nicht begreifſt. Halte Dich an Dein beſſeres Selbſt, greife zu dem Höheren, was über dem Schmerze ſteht, wirf Dich in die Arme der Kunſt!“ So lauteten auch Anſelms Troſtworte.

Endlich kam der Tag der Vermählung; ſie fand unter lebhafter Theilnahme Statt. Die Woche darnach reiſte Anſelm mit ſeiner jungen Frau nach dem Gute ab, deſſen Verwaltung er zu übernehmen verſprochen hatte. Zum zweiten Male in ſeinem Leben trat er in eine gänzlich neue Sphäre; allein dießmal an der Hand der Liebe, die Alles lehrt, Alles vergeſſen macht. So vergaß denn auch er nicht nur auf ſeine ganze Vergangenheit, ſondern ſogar — auf die Muſe. Selbſt ſein unglücklicher Freund Seraphin beſchäftigte ihn mehr in Träumen der Nacht, als im bewegten Treiben des Tages, wo es ſo viel zu ſchaffen, zu ordnen, und wohl auch zu tändeln und zu küſſen gab. Der Sommer war aus-

ſchließend dem Landleben gewidmet. Der Winter wurde in Wien zugebracht, mehr um in Allem, was Leben und Kunſt das Jahr über Neues und Intereſſantes gebracht, auf dem Niveau erhalten zu bleiben, als rauſchender Vergnügungen wegen, wie ſie die Großſtadt bietet. Bei einer ſolchen Gelegenheit war es, wo Anſelm zum erſten Male wieder, nach langer Zeit, etwas von ſeinem Seraphin erfuhr, oder vielmehr las. Ein Kunſtblatt, die Beilage eines renommirten Journals, enthielt nämlich eine ausführliche Kritik über einen Kupferſtich, welcher Seraphin's neueſtem Gemälde nachgebildet war, und einige Notizen über des Malers Leben und Wirken. — „Alſo doch nicht untergegangen! — Brav Seraphin, das heißt Mann ſein!“ rief Anſelm, und durchflog den Aufſatz mit theilnehmender Begierde. Er pries Seraphin's Werk als ein Meiſterſtück. — „Alle Vorzüge,“ hieß es, „welche an den früheren Leiſtungen dieſes allzuwenig geſchätzten Malers hin und wieder gerühmt wurden, finden ſich in dieſem Bilde vereint und zur vollkommenſten Klarheit entwickelt vor. Der Form nach gehört es der Landſchaftsmalerei an; allein was ſcheinbar Staffage iſt, gibt dem Ganzen eine höhere, poetiſche Bedeutung. Nicht der Baumſchlag, nicht die Luft, nicht der kräftige Ton, nicht die weichen Halbtinten, die man am Ori-

ginale bewundern muß, um den Kupferſtich zu verſtehen, — ſondern die Kompoſizion im Allgemeinen liefert den Beweis, mit welcher künſtleriſchen Innigkeit der Meiſter die Geſtalten und Gefühle ſeiner Seele der Natur unterzulegen, oder vielmehr ſie aus ihr zu entwickeln wußte. Das Bild enthält nur wenige Figuren; allein die Gruppirung derſelben iſt ſo bezeichnend, ſo ausdrucksvoll, daß Niemand ihre ſymboliſche Beziehung verkennen kann. Es iſt die ſchönſte, rührendſte Apotheoſe des Schmerzes, eine wahre Thränenverklärung der Liebe, und wir freuen uns herzlich, daß ein Mann, den traurige Erlebniſſe, wie es verlautete, faſt an den Rand des Grabes geführt hatten, ſich ſelbſt ſo ſiegreich wieder gewonnen und in der ſchönen Kunſt, die ihn zu ihren begabteſten Prieſtern zählt, ſolch' eine reiche Quelle des Troſtes und der Erhebung gefunden hat.“

Anſelm fühlte ſich durch dieſes Urtheil innig erquickt, und nahm ſich vor, ſeine unterbrochene Korreſpondenz unverzüglich wieder anzuknüpfen; aber das Glück iſt egoiſtiſch und vergeßlich; beim beſten Willen kam er nicht dazu. Die Leſer dürften ihm deßhalb einen Vorwurf machen; ich aber finde wieder nur einen Ausgleich von Seite des Schickſals darin: denn auch Anſelm erhielt während ſeiner Prüfungs-

zeit keine tröſtliche Zeile von Seraphin, der doch, wie er ſelbſt ſchrieb, aus manchem Liede ſeines Freundes entnahm, wie ihm um's Herz ſein mochte.

8.

Zehn Jahre waren dahin gefloſſen. Die letzte, düſtere Sylveſternacht hatte ganz Wien in einen dichten Nebel eingehüllt, durch welchen die Straßenlampen trüb flimmerten. Vom Stephansdome klangen zwei langhallende Schläge in das öde Schweigen der Stadt hinab.

Da ſchritten zwei Männer Arm in Arm dem abgelegenen, wenig beſuchten Kaffeehauſe in der einſamen Seitengaſſe zu; — es war Seraphin und Anſelm.

„Du lieber Himmel, ſo haben die Herren richtig Wort gehalten!“ ſprach der Marqueur, ſie erkennend. Mit freundlicher Miene machte ſich der altgewordene Burſche flink an die halbverglühten Kohlen, um den verlangten Punſch zu bereiten.

„Da ſind wir wieder!“ rief Anſelm, „Alles iſt noch, wie es war, Stube, Tiſche, Billard, Marqueur und Feuerküche, und wir ſelbſt ſo wenig verändert, daß uns Augen ſogleich wieder erkannten, die uns doch nur Einmal im halben Schlafe ſahen! — Und wieviel iſt indeß

an uns vorübergegangen! — Wir haben geſchwärmt und gearbeitet, wir haben gegrollt und geliebt, gelitten und gejubelt, wir haben einander aus den Augen verloren, und im Herzen wieder gefunden! — Laß uns nun Rechnung abſchließen, lieber Seraphin; ich hoffe, das Decennium, welches wir durchmachten, dürfte wohl das bewegteſte unſeres Lebens geweſen ſein, wenn uns der Himmel auch manches fernere noch gönnen ſollte. — Vor Allem: wie haſt Du Deinen Wahlſpruch bewährt gefunden?“

„Was iſt die Liebe ohne Kunſt!“ begann Seraphin wehmüthig. „Ich habe feſtgehalten an dieſem Wahlſpruch, er hat mich nicht getäuſcht, Mit unbefriedigter Sehnſucht durchzog ich halb Europa, wußte den Schöpfungen meiner Kunſt allenthalben Geltung zu verſchaffen, erntete Ruhm und Gold, — aber eine gewiſſe Leere in meinem Herzen konnte ich nicht los werden. Da fand ich meine unvergeßliche Antonie. Was ſie mir war, weißt Du; und noch immer iſt ſie, ewig wird ſie bleiben, was ſie mir war. Die Liebe zu ihr nahm mein ganzes Daſein in Anſpruch. Kunſt iſt das Ringen nach einem Ideale; ihre Flüge darnach ſind unſere Darſtellungen. Ich hatte mein Ideal gefunden, es war eins mit mir geworden, die Kunſt löſte ſich auf in Liebe. — Da traf mich der ſchrecklichſte Schlag des Schick-

ſal's — Weib und Kind, die ganze Welt meiner Liebe, der Raub einer kurzen Stunde! — Ich ſtand wieder allein, gedankenlos, ohne Halt, ohne Kraft. — Da kam Dein Brief. — „Dulde, greife zu dem Höheren in Dir, was über dem Schmerze ſteht!“ waren Deine goldenen Worte; ſie riefen mich zur Erkenntniß zurück. — Was Du hier vor zehn Jahren zu mir ſprachſt, tönte mir laut durch die Seele: „Die Kunſt erhebt verſagte Wünſche zur Höhe des Ideals, und ſie werden Beſitz. Die Geliebte wird — zur Liebe; das Verlierbare — zum Unverlierbaren!“ — Ja, lieber Anſelm! Du hatteſt Recht! — Nur ſo konnte ich ſie, die mir Alles war, retten aus dem Schiffbruche der Sterblichkeit, nur ſo die Liebe, die mein Leben war, über Zeit und Zufall erheben. Mein erſtes Bild, das ich ſeit jenem verhängnißvollen Tage gemahlt, war Symbolik des Schmerzes im Rahmen der Natur, war die Trauergeſchichte meiner Liebe, abgedruckt in die Roſenpaſte einer Frühlingslandſchaft. Die Welt verſtand, was ich wollte, ſie würdigte meinen Schmerz, ihre Empfänglichkeit dafür wurde mein Troſt. So ging die zweite Metamorphoſe in meinem Leben vor ſich, die Liebe löſte ſich in Kunſt auf, und wehmüthig rufe ich nun mit Dir: „Was iſt die Liebe ohne die Kunſt?“

„Du glaubſt alſo,“ verſetzte Anſelm, „daß ich meinem Wahlſpruche ſo ganz und gar bis auf's Wort getreu geblieben bin? — Beim Himmel, ich hatte ihn, wie Du aus meinen ſchriftlichen Geſtändniſſen weißt, nicht zu bereuen, er erhielt mich aufrecht, als eine ſchmerzliche Enttäuſchung mich um alle Beſonnenheit zu bringen drohte. — Aber jedes Leben hat ſeine Phaſen; damals machte das meinige die erſte durch, und — ſonderbar genug! — gerade in umgekehrten Verhältniſſen zur faſt gleichzeitigen in Deinem Leben. Bei Dir ſchlug die Kunſt in Liebe über, während ich kurz vorher für eine zerſtörte Liebe Erſatz in der Kunſt gefunden. Was Du jetzt in ihren Gebilden darzuſtellen ſtrebſt, das ſtrömte ich damals in meinen Liedern aus. Iſt Dein treffliches Gemälde, welches Dir in dem theilnehmenden Beifalle der Welt gleichſam Genugthuung für die Unbill des Schickſals verſchaffte, eine Apotheoſe Deines Liebesſchmerzes, ſo hielt ich damals meiner Schmerzensliebe auf der Bühne eine Konſekrazion, welche kein fühlendes Herz kalt, kein zärtliches Auge trocken ließ. Und ſo erging es mir auch mit meiner zweiten Lebensphaſe, die ich eben jetzt durchmache. Während Dich Deine hiernieden erloſchene Liebe zur Kunſt zurückführte, um in ihr neu und unverlöſchbar aufzulodern, puppte ſich meine Kunſt ſcheinbar ein, um als Apollofalter

„Liebe“ verjüngt auszuſtattern. Was ich einſt von Liebesgluth ſang, genieße ich nun täglich, ſtündlich in hundert Blicken, Mienen, Aeußerungen und Geſtändniſſen. Jeden Pulsſchlag der Poeſie zähle ich nach an der Hand meiner Sophie, die ſelige Wirklichkeit iſt mir zur ſteten Kontrole meiner Phantaſie geworden. Wie man nur ſagen kann, was man geträumt hat, oder was man zu träumen wünſcht, hingegen, ſo lange man träumt, des Traumentzückens ſtumm genießt, ſo geht es mir mit meiner Poeſie, ſeit ich Sophiens Gatte bin; mein ganzes Leben iſt ein Gedicht, und eben darum kann ich nicht aus mir heraustreten, es der Welt nicht ſagen, kann nicht — dichten. Ich wünſche mir's auch gar nicht; gern will ich mich mit dem Schärflein Lobes begnügen, das ich mir von der Welt mit Thränen erkauft habe, und meinen Wahlſpruch umkehrend, wie Du den Deinigen, dankbar und zufrieden ausrufen: Was iſt Kunſt ohne Liebe!“

„Glücklicher Anſelm!“ rief Seraphin aus, ſeinem Freunde das Punſchglas reichend, welches er unbeachtet vor ſich ſtehen hatte, „Deine Sophie ſoll leben, das Pfand Deiner Liebe, das euch der Himmel um leichtern Preis geſchenkt hat, — mit ihr!“

Tief ergriffen erwiederte Anſelm den Trinkſpruch: „Auf herzinnigen Beſtand unſerer

Freundſchaft! Auf tröſtliches Gedeihen Deiner Kunſt!“

Gerührt klangen ſie mit den Gläſern an, und ſchüttelten ſich treuherzig die Hände. Da dröhnten von Außen wieder zwölf ſchwere Hammerſtreiche, den Abſchied des alten Jahres verkündend, und gellend, wie das verſpätete Echo derſelben, hallten die zwölf Schläge nach, die der Nachtwächter mit ſeinem Knotenſtock an den Eckſtein der Straße that. Leiſe ſchauernd ſahen die Freunde einander an, und riefen zugleich: „Der alte Felix!“ Der letzte Schlag war kaum noch vor dem pfeifenden Nachtſturme verſchlungen, als die Thüre aufging, und der Nachtwächter, tief eingemummt in ſeinen abgetragenen Mantel, hereintrat.

„Brav, Brav!“ rief ihm Seraphin entgegen, „das nenn' ich Wort gehalten, wackerer Felix! Nur her zu uns!“

„Wahrhaftig, das ſind die Herren!“ ſprach der Nachtwächter halblaut, ſtellte den Knütte bei Seite, ſtreifte ſeine Fauſthandſchuhe ab, warf den breiten Hut von ſich, und band das Tuchlos, mit welchem er ſich das Geſicht gegen die Kälte verwahrt hatte.

Aber wie ſtaunten die Freunde, als nicht der alte Felix, ſondern ein junger, rüſtiger Mann vor ihnen ſtand.

„Ich bin des alten Felix Sohn,“ begann dieſer, „mein Vater iſt vor drei Jahren geſtorben. Kurz vor ſeinem Tode rief er mich an's Bette, gab mir da dieſen Kronenthaler, und ſprach mit ſchwacher Stimme: „Da, Hans, nimm; wenn du nach drei Jahren noch lebſt, ſo geh' in der Sylveſternacht, nach Zwölf, in's Kaffehhaus neben dem Eckſteine, wo du immer die Geiſterſtunde nachſchlägſt. Dort wirſt du vielleicht zwei Herren finden. Zeig' ihnen das Silberſtück, damit ſie dir glauben. Sag', der alte Felix habe in ſeinem Sterbeſtündlein nicht auf ſie vergeſſen; er laſſe ſie ſchön grüßen, und werde, weil er ſelbſt auf Erden nicht mehr kommen kann, im Himmel zur Stunde für ſie beten!“

„Vielleicht betet eine Frau mit zwei Kindern droben mit!“ ſeufzte Seraphin, während Anſelm auf den alten Kronenthaler unvermerkt einen neuen ſchob, und beide dem Nachtwächter gerührt in die Hand drückte.

„Tauſend Dank!“ ſprach der Beſchenkte, und machte ſich über das Punſchglas her, welches ihm der Marqueur auf den Wink der Freunde vorgeſetzt hatte.

„Da,“ bedeutete Anſelm dem letzteren, „mache dich bezahlt, was darüber iſt, behalte! — Und nun, lieber Seraphin, im feierlichen Bewußtſein, daß vielleicht manche fromme Seele

jetzt für uns betet, laß uns noch einmal anklingen auf gut Glück im neuen Jahr, auf alle Lieben jenſeits und hiernieden, auf Kunſt und Liebe. — Ja

Zwei Engel Gottes wandeln
Hin über's Erdenland,
Sie heißen: „Kunſt und Liebe,“ —
Glückſelig, wer ſie fand.

Wohl ſelten leihen Beide
Zugleich uns ihren Stab;
Sie löſen, uns zum Frommen,
Einander freundlich ab.

Bald leitet uns die Muſe
Zu frohem Liebesglück,
Bald führet uns die Liebe
An's Herz der Kunſt zurück.

Sie ſind die Dioskuren
Für unſern Pilgerlauf:
Die eine ſinkt hinunter,
Die and're ſteigt herauf!“

„Und Du dichteſt nicht mehr?“ bemerkte Seraphin lächelnd.

„Bei Gott!“ verſetzte Anſelm, „es ſind die erſten Verſe wieder ſeit Jahren. Art läßt nicht von Art! Es leben die Sonderlinge!“

Die Freunde küßten ſich; der Nachtwächter ſchob ſeine beiden Thaler kopfſchüttelnd zwiſchen den Fingern hin und her, der Marqueur betrachtete wohlgefällig ſeine erhaſchten Silbergröſchchen.

II.

Der

Vogel Kurios.

Was ich auf den nachfolgenden Blättern erzählen werde, iſt zwar Erlebtes, aber nicht von mir ſelbſt; ein intereſſantes Bruchſtück aus dem Leben eines meiner Freunde, eines wackeren Offiziers. Er erzählte es mir ſo lebhaft, ſo wahr und warm, daß ich kein anderes Verdienſt anſprechen zu dürfen glaube, als das: einen treuen Dollmetſch ſeines Berichtes abzugeben, und ein Bruchſtück aus ſeinem militäriſchen Leben, zu deſſen ſchriftlicher Mittheilung er vielleicht nur zu bequem iſt, mit ſeinen eigenen Worten ihm nachzuerzählen. Ich laſſe ihn ſelbſt ſprechen, und bin überzeugt, daß die Leſer ihm eben ſo geſpannt zuhören werden, als ich es gethan habe:

———

— — — Wir waren ſchon ſechs Stunden lang marſchirt, das Ziel unſeres Weges, eine anſehnliche italieniſche Stadt, immer im Auge. Endlich ſtand das erſehnte Ziel vor uns. Der

Major, welcher vor unſerem Bataillon auf ſeinem Braun gemächlich einhertrabte, ließ Halt machen. Auf der großen Heide vor einer Oſteria, welche rechts von der Straße lag, wurden die Gewehre in Pyramiden geſtellt, die Mantelſäcke und Torniſter aufgeſchnürt, und die Parade-Uniformen und Galla-Monturen herausgenommen. In weniger als einer Viertelſtunde ſtand das ganze Bataillon wie ausgewechſelt da, und forderte durch ſeine edle Haltung und ſein geſchmackvolles Aeußeres kühn ſein Jahrhundert in die Schranken. Zum Glücke war die Oſteria wohl fournirt. Wer bei Gelde war, ließ es an Erfriſchungen für ſich und ſeine Kameraden nicht fehlen. Inzwiſchen ward wieder eingepackt und aufgeräumt und Vergatterung geſchlagen; das herrlich adjuſtirte Muſikkorps ſtellte ſich an die Spitze des Bataillons, und mit frohem Muthe und unternehmender Miene ging es der Stadt zu, in welcher man ſich übrigens, da ſie, als ein Hauptherd aufrühreriſcher Bewegungen verrufen war, eben keine freundſchaftliche Aufnahme verſprach. Wir rückten gegen die erſten Häuſer der Vorſtadt an. Ein kriegeriſcher Marſch wurde von unſeren vierzig Hautboiſten mit gewohnter Energie und Präziſion angeſtimmt, um der Menſchenmaſſe, welche in der Ferne aufgeſtellt war, zu zeigen, daß wir uns vor ihr nicht fürchten,

wenn ſie auch feindſelige Demonſtrazionen im Schilde führen ſollte. Aber was wir oft anderwärts erfuhren, geſchah auch hier. Statt eines lärmenden „a basso“ ſcholl uns, als wir anrückten, ein freudiges „bravi Tedeschi!“ entgegen; die ganze Menge machte Rechtsum und bildete unſere Avantgarde, und unter fraterniſirendem Zurufe zogen wir in die Stadt ein, deren Hauptſtraße, die wir paſſiren mußten, mit einem bunten Spaliere friedlicher Gaffender beſetzt war. Unſere martialiſchen Geſichter thaten das Ihrige bei Männern und Frauen; Erſtere belobten ſo laut, daß wir es im Vorbeidefiliren deutlich vernehmen konnten, unſer kriegeriſches Anſehen, und Letztere wehten uns aus den bunt behängten Fenſtern und von feſtlich geſchmückten Balkonen mit flatternden Tüchern und Schleifen einen unerwarteten Willkommsgruß entgegen.

Auf der Piazza grande ſtellten wir uns auf. Es war Mittag. Ein tiefblauer Himmel hing über uns her, und die Sonne blitzte, von blanken Bajonetten hundertfach zurückgeſtrahlt. Jetzt wurde zum Gebethe getrommelt: das Muſikkorps fiel mit einer erhebenden Preghiera ein; die ganze Bevölkerung feierte den ſchönen Moment durch ehrerbiethiges Schweigen mit. Hierauf wurde bei Fuß gemacht. Mit dienſtfertigem Eifer näherte ſich der Podeſtà ſammt ſeinen Gehilfen

unſerem Major, um der Truppe ihre Quartiere anzuweiſen. Die Stimmung ſchien allgemein die beſte; ſorglos gingen wir auseinander.

Auch ich folgte einem kleinen, ſchwarzbärtigen, lebhaften Manne, welcher mich, unter fortwährenden Bücklingen mit einem Strome echt italieniſcher Artigkeiten übergoß, deren Sinn darauf hinausging, daß er ſich es zur größten Ehre anrechne, einen ſo braven Offizier, als ich bin, beherbergen zu dürfen. An Gegenkomplimenten nicht zurückbleibend, folgte ich ihm in ſeine Wohnung.

Ein pallaſtähnliches Haus nahm mich auf. Mein Begleiter präſentirte ſich mir an der Schwelle des Gebäudes, zu welcher eine ſchöne Marmortreppe empor leitete, als den Pächter desſelben. Der Eigenthümer, ein Marcheſe aus altadeligem Geſchlechte, war ſchon ſeit Jahren über dem Meere abweſend.

„Hier ſind Sie zu Hauſe,“ begann er mit der ſeinem Lande und dem Idiome desſelben eigenen Geläufigkeit, „die ganze Vorderſeite des Hauſes ſammt allen Zimmern, Sälen, Kabineten, ſteht zu Ihrer Verfügung. Die Rückſeite bewohne ich mit meinen Dienſtleuten, ſeit ich Witwer bin, allein und unvergnüglich, weshalb

es mich unendlich freuen würde, wenn Sie ſich bisweilen auf die Rückſeite verirren wollten. Wir haben hier die braven deutſchen Offiziere herzlich gern, auch meine Selige war eine große Verehrerin derſelben, und in dieſem Hauſe iſt der militäriſche Geiſt, ſo zu ſagen, heimiſch geworden.“

Ich erwiederte ſein Anerbieten und Zuvorkommen mit jener trockenen Gleichgiltigkeit, welche man auf einem ſechsſtündigen Marſche, während deſſen man das unerreichbar ſcheinende Ziel unverrückt vor Augen hat, unwillkührlich annimmt, und ließ mich in der Wohnung umherführen, um das freundlichſte Zimmer für mich und das tauglichſte für meinen Burſchen zu wählen. Ein hoher Saal mit bunten Deckengemälden wurde mir als das ſchönſte Gemach von meinem Hausherrn zugedacht, welcher mir es durch die Bemerkung, daß Grafen, Fürſten, Generale und Biſchöfe ſchon darin ihr Abſteigequartier genommen, am beſten zu empfehlen wähnte. Ich war nie ein Freund großer Gemächer; deutſche Sitte hatte mich an die lieben, lauſchigen Stübchen von Jugend an gewöhnt. Zudem ſah ich durch die hohen Fenſter dieſes Prunkſaales, wenn man ihn nach deutſchem Maßſtabe beurtheilt, ganz unverſchämt mitten in das Herz eines gegenüberſtehenden Hauſes, was mir, aufrichtig geſagt,

unlieb war, indem ich nicht belauſchen, aber auch nicht belauſcht ſein will. Auch kam es mir vor, als ob, wegen der Wendung des Hauſes, ein knapp anſtoſſendes Stübchen, wenn es ein ſolches gäbe, jenes läſtigen Vis-à-vis entbehren, und gerade zu in's Freie hinausſehen müßte. Wirklich glaubte ich gegen jene Seite hin eine Tapetenthüre zu bemerken.

„Iſt denn da nicht noch ein Stübchen?“ fragte ich meinen Begleiter, deſſen Antlitz eine ſeltſame Miene annahm, als ich nach dem kleinen Meſſingſchieber an der Wand griff, um zu öffnen.

„O ja,“ erwiederte er, wie ausbeugend, „ein kleines, ſchmales Stübchen ohne Ausſicht!“ —

„Deſto beſſer, ich liebe kleine Stübchen; und wohin ſieht das Fenſter?“

„Ueber die Gärten weg auf den Kirchhof von Santa Croce.“

„Ei, das iſt ja gar romantiſch! Wir wollen das Territorium uns näher beſehen.“

Ein freundliches Stübchen nahm mich auf, als ich die Wandthür öffnete, eben geräumig genug für die Bedürfniſſe eines Kriegsmannes. Dem Fenſter gegenüber war die Bettſtelle, über welcher ein verdecktes Bild hing, das ich Anfangs nicht beachtete, weil ich darunter auch nichts Anderes vermuthete, als eine jener, in Italien ſo häufig vorkommenden, mit grellen Deckfarben

gemalten Anſichten des Veſuv, des Aetna und anderer Naturwunder. Ein blaßgrünes Rebengeländer umrankte das Fenſter, durch welches, vom glühenden Mittage dunſtig beleuchtet, eine intereſſante Fernſicht, mit dem bezeichneten Kirchhof im Mittelgrunde, ſich zeigte.

„Da bleibe ich!“ rief ich meinem Hausherrn zu, welcher ein lächerliches Staunen affektirte.

„In dieſem Zwinger,“ erwiederte er ungläubig, „wo Ihnen fünf fürſtliche Gemächer zu Gebote ſtehen? Der Saal, durch den man hier eintritt. . . . . . ?“

„Iſt eben paſſend für meine Bedienung, und bei Regenwetter ſogar ein paſſender Exerzierplatz für meine Compagnie.“

„Aber — Sie wiſſen nicht — Herr Offizier!“

„Was weiß ich nicht? — Ich weiß, daß es mir da gefällt, und damit Punctum!“

„Aber — —“

„Kein aber! Ich bin zufrieden, und Sie mögen Ihre Säle getroſt an Generale und Biſchöfe vermiethen! — Es poltern doch keine Geſpenſter in dieſem Kabinete?“

„Das nicht, aber ich könnte Ihnen Dinge erzählen, die noch viel ärger ſind. Und mit Einem Worte, es thut mir leid um Sie, junger, braver Herr Offizier!“

Das ſprach er mit einer Miene, welche mich in Zweifel ließ, ob ſie mehr Beſorgniß oder Ironie ſpiegle.

Gleichſam um das Geſpräch auf einen andern Gegenſtand zu lenken, wendete ich mich gegen das Bild über der Bettſtelle, und fragte, ehe ich es noch anſah, was es vorſtelle.

„Ach, San Benedetto!“ rief er aus, mich zurückziehend, „ſehen Sie nicht hin, — es iſt der Vogel Kurios!“

Mit großen Augen ſah ich den erblaſſenden Cicerone an, deſſen „Vogel Kurios“ mir um ſo lächerlicher vorkam, als ich keinen Begriff damit zu verbinden wußte.

Mich ſeinem zurückhaltenden Arme entwindend, trat ich zur Bettſtelle, über welcher das Bild hing, während mein Hausherr mit dem Schrei: „Er hat ihn ſchon!“ ſich das Geſicht verhüllte.

Ich war überraſcht. Ein alter Goldrahmen, deſſen dünne Metalldecke ihren Glanz verloren hatte, und ausſah, als ob ſie mit Blutflecken beſprengt wäre, umſchloß das ſeltſamſte Bild, das ich mein ganzes Leben hindurch geſehen. Allgemein bekannt ſind die Höllenfratzen und Hexenſzenen eines Breughel. Dieſes Gemälde überbot ſie insgeſammt an Kaprice der Erfindung und Bizarrerie der Zuſammenſtellung. Das Ganze

etwa zwei Schuh hoch und achtzehn Zoll breit, ſtellte, ſeinen Umriſſen nach, den fabelhaften Vogel Greif vor, mit ausgebreiteten Flügeln, krampfhaft gekrümmten Krallen und aufgeſperrtem Schnabel. Aber jedes einzelne Glied war ein Konglomerat der abſcheulichſten Geſtalten. Zuſammengeballtes Gewürme, traubenförmig an einander gekrallte Teufelsfratzen, Klumpen halbvermoderter Leichen, Kränze aus Todtenſchädeln, kurz, was das Auge Ekelhaftes, Abſchreckendes, Empörendes und Unausſprechliches kennt, war mit ſataniſchem Geſchicke zu einem baroken Ganzem hier vereint, und unter ſo wunderbare Beleuchtung gebracht, daß jeder Standpunkt, welchen man annahm, einen gleichen Eindruck bewirkte. Zudem geſtalteten ſich die Züge des wunderbar komponirten Geſichtes der Fratze zu einer ſo widrigen Menſchenlarve, daß man verleitet war, zu glauben, das Ganze ſei die beißendſte Satyre, die ein Menſchenfeind auf die Außenſeite ſeines eigenen Geſchlechtes machen konnte.

Anfangs mit Ekel, dann mit ſteigendem Intereſſe, hing ich an dem ſonderbarem Bilde.

„Iſt Ihnen das Stück nicht feil?“ fragte ich meinen Hausherrn, der mich ſchweigend beobachtete.

„Feil?“ antwortete er, indem er es verſuchte, mich zurück zu ziehen, „ach, wollte Gott!

ich dürfte es veräußern; aber ein eigener, klar ausgeſprochener Punkt in meinem Pachtkontrakte, verpflichtet mich, das Teufelswerk zu behalten! — Darum noch einmal, quartieren Sie ſich irgend wo anders ein, liebenswürdiger Herr Offizier! In dieſem Zimmer iſt es nun und nimmermehr geheuer! Ich könnte Ihnen Geſchichten erzählen, Geſchichten . . . . . . !"

"Nun, dieſe auf ein andermal!" erwiederte ich, der Reden und Tollheiten des ängſtlichſten Warners überdrießig. "Für jetzt haben Sie die Güte, wenn es Sie im Uebrigen nicht beläſtigt, dieſes Kabinet mir, und den Vorſaal meinem Diener einzuräumen!"

Damit war es, trotz aller weitern Einſprüche, abgethan, wie wohl ich nicht läugnen kann, daß der Eindruck, den der Vogel Kurios auf mich machte, mich ernſtlich beſchäftigte.

Die Geſchichten, welche mir mein Hausherr verſprochen hatte, blieben mir nicht geſchenkt, und ich bin ihm dafür jetzt recht dankbar. Er gab ſie mir durch einige Zeit, wo ich ſein Gaſt ſein mußte, als Nachtiſch zum Beſten, und ſie waren mir in der That die einzige Würze eines Males, welches, nach italieniſchen Begriffen, von Feinſchmeckerei, recht lecker und gaumen-

reizend ſein mochte, dem Deutſchen aber in ſeiner fetten Polenia, ſeinen wohldurchöhlten Artiſchocken und ſeinem Konfekte von Waſſermelonenkernen wenig Ueppiges darbot.

Die Genealogie des Vogels „Kurios“ ſo weit ſelbe zu verfolgen war, wurde mir gleich das erſte Mal ausführlich mitgetheilt.

Zu dem Eigenthümer des Hauſes, dem Marcheſe C**, einem wunderlichen, nicht ſehr menſchenfreundlichen und den braven Deutſchen am allerwenigſten gewogenem Manne, wie ihn Sior Moſcito, mein Hausherr nannte, kam eines Morgens ein Weib mit fliegenden Haaren. Sior Moſcito, damals Haushofmeiſter, war eben im Zimmer, als die Unglückliche, etwas Verhülltes unter dem Arme tragend, ſich dem Marcheſe zu Füßen warf. Dieſer, befremdet, fragte ſie, was ſie wolle, — und ohne ſich zu erheben, rief ſie: „Hört Ihr?“

Tiefe Pauſe. —

Die Armenſünderglocke ſcholl durch's offene Fenſter.

„Hört Ihr?“ fuhr das Weib ſchluchzend fort, „das gilt meinem Gatten.“

Der Marcheſe verſprach ihr Beiſtand. Sie erzählte unter Wehklagen, daß ihr Mann Maler ſei, daß er für einen Deutſchen ein weibliches Porträt zu malen hatte, was ihm trefflich gelun-

gen war; dieſer damit unzufrieden, ihn einen elenden Stümper geſcholten, und er, vom Künſtlerſtolz entflammt, dem fremden Tadler das Bild ſammt Rahmen ſo gewaltig vor die Stirne geſchlagen habe, daß dieſer todt zu Boden ſank. Nun werde er zum Tode geführt. Verlaſſen, verſpottet, verhöhnt, habe ſie nichts, um ihr Leben zu friſten, ja nicht einmahl ſo viel, um auf die nächſte Inſel überzuſetzen, wo ihre Eltern leben. Das Bild, welches ſie unter dem Arme trage, ſei das einzige Erbe, das ihr unglücklicher Gatte ihr hinterlaſſen, und das ſei ein Höllenſtück, im Kerker gemalt, mit Herzblut und Todesſchweiß.

Das Höllenſtück war der Vogel „Kurios,“ vielleicht eine Allegoriſirung der Schreckensbilder, welche ſich dem unglücklichen Gefangenen in einſamen Mitternächten auf die moderige Wand ſeines Kerkers malten.

Der Marcheſe zahlte der Gattin des Delinquenten für das Gemälde eine anſtändige Summe aus, welche mehr als hinreichend war, um ihr, nach Beſtreitung der Ueberfahrt zu ihren Eltern, noch einen kleinen Vorſchuß für die nächſte Zukunft zu bieten.

Vielleicht trug der Gedanke, daß ein Fremder des Malers Opfer ward, zur Steigerung ſeiner Großmuth das Seinige bei.

Seit jener Zeit nun hing das Gemälde in dem kleinen Kabinete, und der Marcheſe ſetzte ein eigenes Vergnügen darein, wenn er einen Deutſchen beherbergen mußte, ihn in jenes Stübchen einzuquartiren.

Aber mit dieſer grauenhaften Entſtehungsgeſchichte des Bildes, die allein hingereicht hätte, mich aus meinem abgelegenen Kabinete zu verbannen, war es noch nicht abgethan. Mein Hausherr wußte durch geheimnißvolle Mienen, mitleidiges Achſelzucken, hingeworfene Fragen und abgebrochene Zwiſchenreden meine Neugier in Betreff des verhängnißvollen Bildes ſo mächtig zu wecken und allmählig zu einem ſolchen Heißhunger zu ſteigern, daß wirklich nur ſeine Unerſchöpflichkeit dazu gehörte, um ihn zu erſättigen. Er benützte zu dieſer planmäßigen Beſtürmung meiner wohl verbollwerkten Fantaſie vornehmlich die Sonntage, an welchen mich ſeine Gaſtfreundſchaft nie vom Hauſe wegließ.

Ich mußte faſt über ihn lachen, als er mich mit beſorgter Aengſtlichkeit befragte, ob es mir noch in ſeinem Hauſe gefalle, wie ich mit dem Vogel „Kurios“ zurecht käme, und ob mir noch nichts Böſes geträumt habe, und, auf die Aeuße-

rung meiner vollkommenſten Zufriedenheit, ganz ungläubig den Kopf ſchüttelte.

„Möge der Himmel Sie gnädigſt in ſeinen Schutz nehmen,“ ſprach er, „und Sie vor dem Vogel „Kurios“ behüten und bewahren, der Keinem hold iſt, auf den er herabſieht. Es iſt nicht Aberglaube; — ich habe Beweiſe dafür.“

Auf meine Verſicherung, daß ich in dieſer Beziehung ziemlich indifferent ſei, erzählte er mir folgende Geſchichte:

„Ich war das erſte Jahr Pächter dieſes Hauſes, und hatte faſt alle Gemächer desſelben, bis auf das bewußte Kabinet ſammt dem großen Vorſaale, ſchon an Mann gebracht, und zu guten Preiſen vermiethet; da kam eines Tages ein junger blaſſer Mann, mit langen blonden Locken zu mir, und fragte mich, ob er im Hauſe hier nicht ein unbelauſchtes, abgelegenes Stübchen haben könne. Seine Beſchäftigung ſei mehr von der Art, daß er Andere damit ſtören, als daß er ſelbſt geſtört werden könnte; er ſei nämlich Muſikus, und wolle nichts weiter, als ein Obdach, wo er ſich ſeiner Kunſt widmen könne, ohne irgend Jemand zu behelligen.

Ich führte den ſeltſamen Gaſt in das Kabinet, ohne ihn auf den Vogel „Kurios“ aufmerkſam zu machen, welcher bis dahin ſich dieſen Namen noch nicht verdient hatte. Er fuhr,

als er das Bild ſah, entſetzt zuſammen, und verſicherte mich, in dem Bilde liege Porträtähnlichkeit, und es dünke ihn ein Wink des Schickſals, dieſen Zügen hier begegnet zu ſein. Wie das Alles zuſammenhing, erfuhr ich erſt in der Folge genauer. Um ſo unerklärlicher mußte mir daher das Benehmen meines Zinsmannes erſcheinen, da ich anfangs keine Ahnung von dem Leiden hatte, das ſeine Seele mit ganzer Macht beherrſchte.

In unſerer Stadt lebte damals ein Maeſtro, weit berühmt durch ſeine Opern und ſeine Sonderlingslaunen. Der kleine, leidenſchaftliche Mann mit dem mächtigem Backenbarte und den dicken Brauen, hatte eine Tochter, von welcher die Welt behauptete, daß ſie ſchöner und anmuthiger ſei, als alle Andantino's und Larghetto's, welche ihr Vater ſein ganzes Leben hindurch zu Tage gefördert.

Das Mädchen ſtand eben in vollſter Blüthe, als der junge blonde Mann, der nachher bei mir einzog, in unſere Stadt kam. Was er für ein Amt bekleidete, weiß ich nicht. Er ſchien mir einer jener deutſchen Luſtreiſenden, welche in unſerem Lande ſchon oft etwas Anderes fanden, als was ſie ſuchten. So wollte auch er in unſerem milderen Klima wahrſcheinlich die Geneſung finden, und ward bei uns erſt recht be-

denklich krank, inſofern Herzenskrankheiten die unheilbarſten ſind. Er ward verliebt in des Kapellmeiſters Tochter, ſterblich verliebt, und ſuchte alle erdenkliche Mittel hervor, um ſich bei dem Vater bekannt und beliebt zu machen. Aber der alte Maeſtro, ein Erzpedant, kannte nichts als Muſik, oder that vielleicht, als ob er nichts Anderes kennte, um für einen Erzmuſikus zu gelten. Kurz, er erklärte dem armen deutſchen Blondkopfe rundweg, daß er ſeine Tochter nur einem Virtuoſen zum Weibe geben wolle, und daß ihm der Böſe eher über all' ſeine Partituren fahren ſolle, als er ſeinen Schwur bräche.

Der arme Deutſche wußte nun nicht, wo aus, wo ein? — Statt ſich über den Verluſt eines Mädchens zu tröſten, deſſen Beſitz an eine für ihn faſt unerfüllbare Bedingung geknüpft war, gerieth er auf den unglückſeligſten Einfall von der Welt: er faßte nehmlich Knall und Fall den feſten Entſchluß, ein Virtuoſe zu werden, kaufte ſich um eine bedeutende Summe eine alte Violine, ſuchte ſich ein abgelegenes Quartier, und nahm ſich vor, in Jahresfriſt die Stadt von ſeiner Virtuoſität ſprechen zu machen.

In dieſe Zeit fiel ſein Erſcheinen in meinem Hauſe und ſeine Ueberſiedlung in dieſe Stube. Anfänglich hielt ich den blaſſen Blondkopf für verrückt. Stundenlang ſtand er vor dem ſeltſa-

men Bilde, und ſpielte ihm einen und denſelben Lauf mit widerſpenſtigen, ungelenken Fingern wohl hundert Mal vor, und ſtarrte dann regungslos auf die Teufelsfratze an der Wand, als ob er ihr ein beifälliges Lächeln abzwingen wollte. Aber die Fratze blieb unbeweglich und grinſte ganz unheimlich auf den ächzenden und ſchweißtriefenden Fiedler herab. Oft guckte ich verſtohlen durch den Spalt der Thüre, denn mir bangte um ſeinen Verſtand, wenn er ſo die Pauſen während ſeiner Studien mit halblauten Monologen ausfüllte. Ich belauſchte ihn mehr aus Sorgfalt, als aus Neugier. Halbe Nächte ſaß er im Kamin, wohin er ſich verſchloß, um die Umgebung weniger zu ſtören, und quälte ſich mit einer Paſſage ſo unermüdlich ab, daß die Eulen im Schornſteine, des widerlich eintönigen Saitengeſchnarres überdrüßig, mit ſchwirrendem Gekreiſche aufflatterten, und andere Wohnſtätten ſuchten. Es war jammervoll zu hören, wie der gute Mann ſich abmühte, ohne Frucht und Erfolg. Für jedes geſunde Ohr war, was und wie er ſpielte, gräßlicher Mißton; das ſeinige hingegen, für die Akkorde der himmliſchen Muſik taub und unempfänglich, fand Wohlklänge und Troſtmelodien darin, und freudiger von Tag zu Tag lebte er, in unbegreiflicher Selbſttäuſchung, der ſüßen Hoffnung entgegen,

recht bald den Moment herbeizuführen, wo er vor den ſtrengen Vater ſeiner Angebeteten hintreten könnte.

Mit ungläubigem Hohnlächeln empfing der ſtolze Maeſtro den armen Geiger, welcher ſich ihm nach Jahresfriſt wieder vorſtellte, um ſeine Talentprobe zu beſtehen, und, als Preis des Sieges, die Hand ſeiner Geliebten davonzutragen. Ein Kreis enthuſiaſtiſcher Verehrer des Maeſtro war verſammelt, um über die Ebenbürtigkeit des neuen Virtuoſen zu entſcheiden, welcher ſchon ſeiner ausheimiſchen Abkunft wegen mitleidiges Achſelzucken erregte. Ueberhaupt ſchien das Ganze nur lediglich auf einen Schwank berechnet, welchen der Kapellmeiſter ſeinen Freunden, auf Koſten des armen Deutſchen, zum Beſten geben wollte. Das Mädchen ſelbſt hielt ſich dabei ziemlich indifferent, indem es in den Bewerbungen zehn anderer leidenſchaftlicher Liebhaber einen baldigen reichlichen Erſatz für den möglichen Verluſt ihres blöden, blonden Schäfers ſah.

Der arme Virtuoſe ohne Beruf machte total Fiasko. Ein allgemeines Verdammungsurtheil war die Folge ſeiner übermenſchlichen Anſtrengung, welches ihm noch dazu auf die wehthuendſte Weiſe, nämlich im Tone der beißendſten Ironie, mitgetheilt wurde. — „Braviſſimo,“

ſagte der Maeſtro mit ſataniſchem Lächeln zu dem halb ohnmächtigen Konzertiſten, „Ihr habt für einen Nordländer erſtaunliche Anlagen. Ich kenne einen alten Schulmeiſter im nächſten Dorfe, einen tüchtigen Geiger; — wenn Ihr's zufrieden ſeid, will ich zur Ausbildung ihm Euch anempfehlen. Wenn Ihr in Eurem Eifer fortfahret, möget Ihr's wohl in einigen Jahren dahin bringen, daß ich Euch zum Sekund in einem Orcheſter anſtellen kann. Uebrigens müßt Ihr die verliebten Grillen aufgeben; ſie zerſtreuen nur, und Ihr braucht Euren ganzen Kopf, wenn Ihr Eurer Violine Ehre machen wollt. Eine Braut, wie mein Mädchen, würde Euch der Kunſt nur entfremden; Eure Braut ſei — Eure Violine!“

Von Spotte bis in's Innerſte verwundet, mit der vollſten Ueberzeugung von gänzlicher Hoffnungsloſigkeit, ſtürzte der Unglücksvirtuoſe nach Hauſe, und warf ſeine Violine ungeſtüm auf ſein Bett hin, über welchem noch jetzt der Vogel „Kurios“ hängt.

Der arme Mann war aus dem Geleiſe gerathen. Hätte irgend ein Vater zu ihm geſagt: „Mein Edam muß Arzt ſein, oder Soldat oder Kaufmann!“ der innig Liebende würde gewiß bei ſeinem Eifer es dahin gebracht haben, nach Jahresfriſt ſagen zu können: Seht, noch bin ich zwar nich ganz, was Ihr von mir fordert,

aber hier ſind die Beweiſe, daß ich den Fond in mir habe, es zu werden!“ Und er wäre es auch geworden, denn er war ein verſtändiger, thätiger, ausdauernder Kopf. Allein ſo ließ ihn das Schickſal auf einen Tollkopf ſtoßen, der etwas von ihm verlangte, was ſich nicht erzwingen läßt, wozu auch nicht ein Keim in ihm lag, und das vergiftete ſein Leben. Weil er ſich verſtändig genug fühlte, um Alles zu erlernen, was die Wiſſenſchaft zur Löſung vorlegt, glaubte er ſich auch fähig, etwas zu lernen, was die Kunſt als Aufgabe ſtellt. In dieſem Wahne verlor er den Maßſtab für ſeine Beſtrebungen und deren Erfolge ſo ganz und gar, daß er die Wirkung nach der Mühe beurtheilte, und des Elementes, mit welchem er rang, unkundig, wie kaum ein Zweiter, weit vorgeſchritten zu ſein vermeinte, weil er im Schweiße ſeines Angeſichtes ſich anſtrengte. Selbſt das traurige Reſultat ſeiner Talentproben, ſo klar es ihn über des Maeſtro Willensmeinung enttäuſcht, ſo wenig überzeugte es ihn von der Fruchtloſigkeit ſeiner Studien. Er hielt es nicht für en unmittelbares Ergebniß ſeiner eigenen Untüchtigkeit, ſondern für Verkennung, unverdiene Zurückſetzung, böswillige Verkleinerung. Zu dem ſchmerzlichen Gefühle mißglückter Bewerbung um die Hand eines Mädchens, das ſeinr unwerth

war, geſellte ſich gekränkter Künſtlerſtolz, Ingrimm über erlittene Ungerechtigkeit. Er war bis in's Innerſte vernichtet, jeder Zoll ſeiner Seele — Wuth und Gram. Erfaßt von dieſer lebenzerſtörenden Stimmung ergriff er nochmal die weggeſchleuderte Violine, und entlockte ihr, mit krampfhaft zitternder Hand, die gräßlichſten Mißtöne, welche vielleicht je die Wände eines italieniſchen Hauſes durchdröhnten.

Mit ſtarren Augen ſtierte er, wie gewöhnlich, wieder auf das Höllenbild oberhalb ſeines Bettes; der helle Mondſchein fiel darauf, und beleuchtete ſeine Umriſſe mit blaſſem Schimmer. Es war, als ob der Vogel „Kurios“ mit den Flügeln zuſammenſchlüge, und ſein Antlitz, deſſen Züge, wie der arme Fiedler ſich einbildete, denen des Maeſtro glichen, zu höhniſchem Grinſen verzerrte.

„Lachſt du, Unhold!“ ſchrie er wüthend auf, „warte, ich will einen Schirm vor dich hinhängen, damit deine Satanslarve keinen armen Fremdling mehr um ſein Lebensglück bringe!“

Und im wilden Ungeſtüme riß er die Saiten von der Geige, die er mächtig an die Wand ſchleuderte, daß ſie dumpf nachtönend in tauſend Splitter ſprang, und flocht eine Schlinge aus den Därmen, an welcher am andern Morgen ſein Leichnam als gräßlicher Schirm vor dem

Bilde hing, das ſeine Sinne ſo arg zerrüttet hatte.

Die Geſchichte machte, wie natürlich, gewaltiges Aufſehen in der Stadt. Mit Entſetzen ſchrieb ich meinem Pachtgeber, was ſich zugetragen, und bat ihn, um meine Wohnungen wieder in Kredit zu bringen, über das verhängnißvolle Bild anderwärts verfügen zu wollen; er erklärte aber ganz trocken, daß es an ſeiner Stelle, laut kontraktmäßiger Bedingung, zu verbleiben habe.“

Dieſe Hiſtorie war das Konfekt, mit welchem er am erſten Sonntage die Tafel beſchloß. Sie war mir zu grell, um mich ernſtlich zu ergreifen. Ich machte mir zwar meine Gedanken darüber; ſchlief aber deſſen ungeachtet ganz ruhig ein, und beſorgte von dem Vogel „Kurios“ kein Unheil.

Am nächſten Sonntage bekam ich eine zweite Geſchichte von dem Vogel „Kurios“ zu hören.

„Lange blieb mir,“ begann Sior Moſcito, „die Stube leer ſtehen, ja ſelbſt meine übrigen Zimmer und Säle, ſo ſchön und billig ſie waren, fanden nur geringen Anwerth.

Endlich erſchien ein ältlicher Mann mit vernachläſſigtem Aeußeren. Seine Kleider waren dürftig, ſeine Haltung gebückt, ſein Blick unſtät. Er ſuchte ebenfalls bei mir eine ruhige Stube,

wo er, wie er ſich ausdrückte, ſeine Studien ungeſtört fortſetzen könnte. Er ſprach mich deutſch an, und als ich ihm auf italieniſch antwortete, daß ich nur meine Mutterſprache und der Franzöſiſchen mächtig ſei, führte er das Geſpräch abwechſelnd in beiden mit ſolcher Fertigkeit durch, daß ich jene, in der er eben ſich ausdrückte, für ſeine Mutterſprache gehalten haben würde.

Ich wies ihm das bewußte Zimmerchen an, mit welchem er vollkommen zufrieden ſchien. Alles ſagte ihm zu, und als ich ihn auf das Bild aufmerkſam machte, und ihm bemerkte, daß ich mich verpflichtet fühle, des Vorgefallenen zu erwähnen, lächelte er, mit zugedrückten Augen, leiſe in ſich hinein und ſprach: „Das wird mich nicht anfechten! Ich habe meine Liebe einer Braut zugewendet, deren Vater keinen Eidam verſchmäht, welcher ſich ernſtlich bewirbt. Ich bewerbe mich, Gott ſei Dank! ſchon ſeit dreißig Jahren um ihre Gunſt; ich weiß ihr in ſieben Zungen zu huldigen, und hoffe es bald in mehreren zu können. Ich habe dießfalls, denke ich, nichts zu befürchten.“

Nachdem er das Bild lange mit ſteigendem Intereſſe betrachtet hatte, verſicherte er mich, daß es ihm ausnehmend gefalle. Es komme ihm wie eine ſinnige Allegorie des Sprachthums vor. Mir war zwar, was er ſagte, faſt unverſtändlich; deſſen ungeachtet behielt ich es ganz genau im

Gedächtniſſe, weil er ſich oft bemühte, es mir begreiflich zu machen. „Da im Bilde,“ ſprach er, „verſchlingen ſich hundert und abermal hundert wunderliche Züge und Schnörkel abenteuerlich durcheinander, und dennoch bilden ſie Ein Ganzes, das, wiewohl auf den erſten Anblick einem fabelhaften Vogel ähnlich, doch näher betrachtet, faſt menſchlichen Charakter annimmt. Gerade ſo iſt es mit den Runen und Hieroglyphen, deren ſich der Menſch bedient, um ſeine Gedanken in Laute, ſeine Laute in Schriftzüge umzuſetzen. Sie bilden ein wunderbares Gewürme von unerklärbaren Formen und Typen. Und dennoch verſchlingt ſich dieſes räthſelhafte polypenähnliche Letterngewürme vor dem Blicke des Geweihten zur Rieſengeſtalt jenes Sprachen-Mammuths, deſſen Glieder als Ueberbleibſel einer verſchleierten Urwelt durch die Länder der Erde hin verſtreut ſind. Sieben Knochen dieſes Ungeheuers habe ich erſt betrachtet, und durchprüft und neunhundert wenigſtens bilden ſeinen Körper. Jeder Blick auf dieſes Bild, die erhabenſte Allegorie dieſer Art, die ich noch ſah, wird mich lebhaft an das mahnen, was mir noch zu leiſten übrig blieb!“

Aus allen dieſen fantaſtiſchen Aeußerungen entnahm ich, daß mein Zimmerherr ein Sprachforſcher ſei.

Am früheſten Morgen lehnte er ſchon im Fenſter und blätterte in ſeinen Quartanten. Den Vormittag brachte er in unſeren Buchdruckereien zu, deren eine an zwanzig Alphabete lebender und todter Sprachen zählte; dann vergrub er ſich in die Bibliotheken der Stadt mit ſolchem Eifer, daß ihn gewöhnlich die ungeſtüme Mahnung des Bibliothekars erſt aus ſeiner Verſunkenheit zu wecken im Stande war.

Ungelegenheit machte mir mein ſtiller, zurückgezogener Sprachforſcher durchaus nicht. Im Umgange war er freundlich, ja ſogar nicht einſylbig, was bei Leuten ſeiner Art ſelten der Fall iſt. Eine unerſättliche Wißbegierde nach Allem, was Ausdruck und Sprache betrifft, war ein Hauptzug ſeines Charakters, und, wiewohl in gewiſſer Beziehung höchſt löblich, doch vielleicht im Umgange mit ihm gerade der abſtoßendſte. Man mußte jedes Wort, das der Volksſprache angehörte, oder das in der Konverſation ſeltener vorkömmt, ſorgfältig meiden, denn er fing jedes ähnliche mit Haſt auf, wiederholte es, fragte nach deſſen Urſprung, drehte es wohl zehnmal im Munde herum, bis er einen Haltpunkt für deſſen Ableitung fand, und endete das gelehrte Spiel gewöhnlich mit einer lauten, für einen Alltagsmenſchen wie ich, wenig intereſſanten Rekapitulazion der Ausdrücke, womit derſelbe Begriff in

den ſieben ihm bekannten Sprachen bezeichnet wird.

„Sie ſtudiren zu viel," ſagte ich ihm oft warnend; aber er ſprach dann immer lächelnd: „Der Vogel über meinem Bette hat noch viele Federn, die ich nicht kenne. Studium iſt Leben, und Leben iſt Studium!" — Und ſo ſaß er denn halbe Nächte beim matten Scheine der Ampel, in ſeinen Büchern wühlend, oder ſchritt, Wörter und Redensarten aus den verſchiedenen Sprachen wiederkäuend im Zimmer auf und nieder, wobei er gewöhnlich, um ſeine Gedanken zu fixiren, ſein Auge von dem Vogel „Kurios" nicht abwendete. Mir bangte in der That um ihn. Oft ſchlich ich vor dem Schlafengehen, aus purer Beſorgniß, noch an ſeine Thüre, und legte das Ohr an die Schwelle und das Auge an's Schlüſſelloch, um zu ſehen, wie es ihm gehe. Während ich Oper und Ballet verdaut und im Kafee noch eine gute Weile Eis genommen und gekannegießert hatte, ſaß er ſchon in ſeine Grammatiken und Lexika vertieft, und blieb noch ſitzen, wenn ich lange ſchon im Bette lag.

Nach Verlauf von drei Jahrvierteln erkrankte er, wie ich es vorausgeahnt hatte, in Folge ſeiner übermäßigen Anſtrengungen. Ein heftiges Kopffieber warf ihn auf das Lager. Der Arzt, den ich wider ſeinen Willen rufen ließ, beſorgte

eine Zerrüttung des Geiſtes. Er lag in beſtändiger Aufregung der Nerven bei völliger Abſpannung der übrigen Kräfte dahin, den Blick ſtarr auf das Bild über ſeinem Bette gerichtet, das er durchaus nicht wegnehmen ließ, indem er behauptete, daß es ihm große Erleichterung gewähre, und ſprach in einem Gemiſch aus allen Sprachen, deren er kundig war, das wunderlichſte Zeug durcheinander, ſo daß der Arzt, der nichts als Italieniſch und Latein genau verſtand, aus ſeinen Mittheilungen nicht klug werden konnte.

Ich erinnere mich recht wohl, was er mir entgegen rief, als ich am fünfzehnten Morgen ſeiner Krankheit zu ihm in's Zimmer trat. Der Arzt hatte dieſen Tag als den Moment der Kriſis bezeichnet. Der Patient richtete ſich krampfhaft von ſeinem Lager auf, ſah mich ſtarr an, ſtreckte mir die abgemagerte Hand feierlich entgegen und ſprach ernſt und abgemeſſen, mit ſo deutlichem Ausdrucke, daß ich mir die einzelnen Worte genau merken konnte: „Ich have honorem, euchesthai á vestra usted un dobro giorno!“ was, wie mir der Arzt verdollmetſchte, in einem aus Deutſchem, Engliſchen, Lateiniſchen, Griechiſchen, Spaniſchen, Franzöſiſchen, Slaviſchen und Italieniſchen zuſammengewürfelten Satze, ſo viel heißt, als: „Ich habe die Ehre, Euch einen guten Tag zu wünſchen!“ — Mit Schaudern er=

kannte ich ſeinen Zuſtand, und willigte, der Nothwendigkeit nachgebend, darein, daß der Arme in das Lazareth gebracht wurde, wo er im Zuſtande des ausgebildeten Wahnſinnes ſtarb.

Er war das zweite Opfer, das der Vogel „Kurios“ zur Ruhe geſungen.

Mein Pachtgeber, dem ich den Vorfall mit der wiederholten Bitte, das verhängnißvolle Bild wegnehmen zu dürfen, meldete, erwiederte abermal: „Das Bild bleibe laut Kontrakt hangen, indem es nur einem Fremden gegolten.“

Dieſe Hiſtorie war das Konfekt am zweiten Sonntage. Ich hörte ſie mit großer Ruhe hinſichtlich meiner an, wiewohl mich das Schickſal des armen Gelehrten tief ergriff.

Der dritte Sonntag brachte mir, was ich erwartet hatte, nämlich eine dritte Geſchichte. Nicht ohne Lächeln bemerkte ich, welche weiſe Steigerung mein Erzähler beobachtete, um meine Fantaſie zu beſtechen. Die erſte Geſchichte, die er mir erzählt hatte, betraf einen Fantaſten, mit dem ich wohl nichts Aehnliches aufzuweiſen hatte, als daß er ein Deutſcher war. Die zweite zeigte mir einen Menſchen, an welchem nichts Ungewöhnliches war, als ſein übertriebener Eifer. Was aber einem gebildeten, verſtändigen Men-

ſchen begegnet, hält man für weit natürlicher, und daher auch für gefährlicher. Dieſer zweite Unglückliche war ein vernünftiger Deutſcher; ich hatte alſo ſchon zwei Berührungspunkte mit ihm gemein. Noch näher betraf mich die dritte Geſchichte, die mich in der That unangenehmer berührte, als ich erwartet hatte. Es war folgende:

„Als vor einem Jahre,“ begann Sior Moſcito, „die Truppen Ihres Monarchen zum erſten Male in unſere Stadt einrückten, um die Ruheſtörer, die uns von allen Seiten bedrohten, zurecht zu weiſen, erhielt auch unſer Haus Einquartirung.

„Mann! Der iſt für einen Menſchenfeſſer zu ſchön,“ ſagte meine Selige, als ſie den ſchmucken Adjutanten unter dem Fenſter vom Pferde ſteigen ſah. — Sie müſſen nämlich wiſſen, Herr Offizier, daß man, ohne Ihnen damit zu nahe treten zu wollen, die Deutſchen, ehe man ſie kannte, bei uns allgemein für Menſchenfreſſer hielt, gegen welche nicht aufzukommen wäre, weil ſie feſt zuſammenhalten, und Einer will, was Alle, wollen, und Alle was Einer will. Allein die Erfahrung brachte uns bald auf eine günſtigere Meinung von den fremden Truppen. Das muſterhafte Benehmen der Mannſchaft, eine unmittelbare Wirkung des humanen Betragens der Kommandanten, die ſtrenge Mannszucht, die Friedlichkeit nach außen, und

die brüderliche Eintracht unter einander, ließen bald alle Gutgeſinnten in Segenswünſche für das Wohl derſelben ausbrechen.“

Ich dankte meinem Hausherrn flüchtig für ein Kompliment, das vielleicht wahrer ausfiel, als er es ſelbſt gemeint haben mochte.

„Der beſagte Adjutant,“ fuhr Moſcito fort, „wählte ſich ebenfalls das Kabinet, welches Sie bewohnen. Als ich ihn auf das Bild aufmerkſam machte, und ihm die bedauernswerthen Ereigniſſe meldete, welche ſich daran knüpften, würdigte er beides kaum einer flüchtigen Aufmerkſamkeit. Er ſchien nur in den Beſchäftigungen ſeines Standes zu leben, brachte den Vormittag außer dem Hauſe, in der Kaſerne oder auf dem Exerzierplatze, den Nachmittag am Schreibtiſche mit ſeinen Rechnungen und Ausweiſen zu, dagegen war er aber auch außer Dienſte ganz — Soldat, d. h. feiner Lebemann, liebenswürdiger Geſellſchafter, galanter Ritter. Ich hatte es bald weg, daß er meiner Seligen den Hof machte, oder vielmehr ſie ihm. Doch kam mir die ganze Geſchichte nicht gefährlich vor; trotz aller Galanterie gegen ſie, ſchien mein Gaſt nicht im geringſten geſonnen, ein förmliches Cicisbeat übernehmen zu wollen.

Meine Frau war aber damit nicht ſehr zufrieden, wiewohl ſie ihm durchaus nicht zürnen

konnte. Allein etwas anderes nahm ſie ihm bald höchſt krumm. Wie denn die Weiber Alles erfahren, was ſie nichts angeht, ſo kam auch ſie dahinter, daß der Adjutant vielleicht nur darum gegen ſie ſo ſpröde ſei, weil er zwei Miglien außer der Stadt ein Mädchen fand, gegen welches er minder ſpröde thue. Sie wußte mir ſogar zu ſagen, das der Adjutant ernſtliche Abſichten habe, und nur abwarten wolle, bis die Ruhe im Lande hergeſtellt und eine gegründete Ausſicht auf geordnetere Verhältniſſe wäre. Sie kleidete zwar ihre Bemerkungen in den Ton ängſtlicher Bedenklichkeiten; allein ich erkannte gar wohl, was eigentlich dahinter ſtecke, und konnte meine heimliche, boshafte Freude kaum verbergen.

Faſt alle Tage ritt der Offizier hinaus zu ſeiner lieben Natalie, denn ſelbſt den Namen wußte mir meine Frau zu ſagen, und die Zerſtreuung der Ruheſtörer in die nahen Gebirge war ſeinen Liebesabenteuern lange Zeit hindurch günſtig.

Plötzlich hieß es aber, daß die Ruheſtörer ſich zuſammengerottet hätten, und in Maſſe einen Angriff auf die Beſatzung unſerer Stadt beabſichtigten. So wenig man auch dieſem Gerüchte Glauben beimaß, ſo glaubte der Kommandant unſerer Truppen dennoch die ſtrengſten Maßregeln handhaben zu müſſen. Schon ſeit dem Ein-

rücken der fremden Macht war es den deutſchen Offizieren unterſagt, öffentlich in Zivilkleidern zu erſcheinen. Dieſer Befehl wurde dießmahl in ſo weit verſchärft, daß auf die Uebertretung desſelben Kaſſazion ſtand. Um die Stadt aber war ein ſtrenger Kordon gezogen, den bei Strafe des Niederſchießens Niemand von auswärts überſchreiten durfte, welcher ſich über ſein Vorhaben nicht bündig auszuweiſen im Stande war.

Es war an einem Sonntage. Mein Gaſt, meine Selige und ich ſaßen guter Dinge beiſammen. Ich wollte über die neue Maßregel ſprechen, aber der Herr Adjutant hielt mir nicht Stich. Etwa um die fünfzehnte Stunde des Tages entfernte er ſich, begab ſich auf ſein Zimmer und huſchte bald darauf in Zivilkleidern aus dem Hauſe hinaus. Ich hatte nichts bemerkt, aber meine Selige, der nichts entging, theilte es mir mit einem Gemiſche von Mitleid und Schadenfreude mit. „Gewiß,“ fügte ſie hinzu, „zog es ihn wieder zu ſeiner Natalie; dieß kann ihm theuer zu ſtehen kommen!“

Ich achtete ihrer Rede eben nicht ſehr; denn ſie pflegte viel umſonſt zu ſprechen, und ging gemächlich ins Kaffeehaus, wo viel politiſirt und debattirt wurde. Etwa durch zwei Stündchen war ich dort mit einer intereſſanten Dominopartie beſchäftigt, als ein ungewöhnlicher Auf-

lauf auf der Straße alle Gäſte vor die Thüre des zahlreich beſetzten Saales zog.

Soldaten des deutſchen Regiments trugen auf einer, aus Baumäſten und Laubwerk zuſammengefügten, Tragbahre einen Mann daher, in welchem ich auf den erſten Blick meinen Gaſt, den Adjutanten, erkannte. Sein Geſicht hatte die Farbe der Wand, ſeine Augen waren verſchloſſen, ſeine Hand krampfhaft auf die Bruſt gepreßt, und durch das Laub rieſelte Blut und zog eine kennbare Spur die ganze Straße entlang. Entſetzt eilte ich nach bis zu meinem Hauſe, an deſſen Treppe meine Frau mit lautem Weinen dem Zug entgegeneilte.

Die Soldaten trugen ihn hinauf, meine Frau folgte, und ich, ohne eigentlich noch zu wiſſen, was vorgefallen war, hatte Mühe, die neugierige, ungeſtüme Menſchenmaſſe zu zerſtreuen, unter welchen ſich die verſchiedenartigſten Aeußerungen kund gaben.

Sie hatte ſich noch kaum verlaufen, als bereits der Regimentsarzt kam und zu dem Verwundeten hinauf eilte. Endlich ward Ruhe vor dem Hauſe, und in der bänglichſten Erwartung, begab ich mich in das Zimmer des Verwundeten. Er war bei vollkommenem Bewußtſein; der Arzt war unabläſſig damit beſchäftigt, Eisumſchläge auf ſeine Bruſt zu legen, welche von einer Flin-

tenkugel durchbohrt war. Nur wenige Stunden wurden ihm noch Friſt gegeben. Er benützte ſie dazu, um ſeine Familienſachen in Ordnung zu bringen, von ſeinen Kameraden Abſchied zu nehmen, und uns ein Detail des unglücklichen Vorfall's mitzutheilen, welcher ihm ſo früh das Leben koſtete.

Sein männliches Ehrenwort war die Urſache ſeines Unglückes. Er hatte nemlich, in der Vorausſetzung, daß die politiſchen und militäriſchen Verhältniſſe ſich ſobald nicht ändern dürften, ſeiner Natalie das Wort gegeben, am nächſten Freitage förmlich um ſie zu werben, und die dießfälligen Bedingungen in Ordnung zu bringen. In der Zwiſchenzeit ward jener ſtrenge Tagsbefehl gegeben, welcher Keinem, wer es auch immer wäre, geſtattete, unter irgend einem Vorwande, den gegen die Umgebung der Stadt gezogenen Kordon von außen her zu überſchreiten.

Mein Gaſt wußte wohl, welcher Gefahr er ſich ausſetzte; aber ſein gegebenes Ehrenwort erlaubte es ihm nicht, hinter ſeinem feierlichen Verſprechen zurück zu bleiben. Im Kleide ſeines Standes durfte er über die beſtimmte Abgrenzungslinie nicht hinausſchreiten. Er wählte daher das einzig mögliche aber gefährlichſte Mittel, ſein gegebenes Wort einzulöſen, und nahm Zivilkleider.

Beim Ueberſchreiten des Kordons auf dem Hinwege hielt ihn, wie natürlich, Niemand an. Glücklich gelangte er zu ſeiner Geliebten, welche von der Größe der Gefahr, der ſich ihr Bräutigam unterzog, nichts ahnte, und brachte bei ihrer Familie alles in Richtigkeit. Feſtvertrauend auf ſeinen Glücksſtern und den Schutzgeiſt der Liebe, begab ſich der junge Bräutigam auf den Rückweg, und erreichte ohne Anſtand den Kordon. Er hatte ſich zum Uebergange einen Punkt ausgewählt, welcher durch kleine Baumgruppen verſtellt war, hinter denen er ungeſtört durchzuſchlüpfen hoffte. Auch wollte er abſichtlich nicht auf den Anbruch der Dämmerung warten, indem, wie er wohl wußte, die Vorpoſten es bei Tage ſich bequem machten, um Abends, wo die Dunkelheit mehr befürchten ließ, ihre Wachſamkeit zu verdoppeln. Unbemerkt war er bereits hinter die Wall-Linie gelangt, und ſchickte ſich eben an, ſeinen Fuß wieder vorwärts zu wenden, um die Poſten glauben zu machen, er ſei von der Stadt aus gekommen, als ihn ein Soldat von weitem anſchrie und ſtill zu ſtehen befahl.

Erſt in dieſem entſcheidenden Augenblicke erkannte er die ganze Tollkühnheit ſeines Wagſtückes, und ſah zugleich ein, daß er verloren ſei. Entdecken durfte er ſich nicht, denn ſchon auf ſeine Verkleidung ſtand Kaſſazion. Ohne Angabe ſeines

Charakters aber würde er als ein verdächtiges Individuum ergriffen, vor ein ſtrenges Gericht geſtellt, und zuletzt doch erkannt worden ſein. Er griff daher zu dem letzten, verzweifelten Mittel, zur Flucht; bog im Fluge durch die Bäume, und wollte eben einen Sprung in den Graben zur Seite der Straße hinabthun, als ihm eine Kugel nachpfiff, und eben in dem Augenblicke, als er nach ſeinem Verfolger nochmals umſah, ihm die Bruſt durchbohrte.

Nun hatte er ſein Vergehen ſtreng genug gebüßt; er fühlte, daß er ſterben müſſe, und nahm alſo weiter keinen Anſtand, ſich dem herbeieilenden Kriegsgefährten, welcher dieſe Kordonlinie kommandirte, ohne Rückhalt zu entdecken. Mit innigem Bedauern ließ ihm dieſer auf einer Tragbahre ſchnell in die Stadt zurücktragen, weil der Verwundete die kurze Friſt, die ihm der herbeigeeilte Feldarzt noch anberaumte, zur Ordnung ſeiner Angelegenheiten zu benützen wünſchte.

Dem Offiziere, der ihn fortbringen ließ, vermachte er ſeinen Degen, dem Soldaten, deſſen Blei ihn tödtlich getroffen, ſeine volle Börſe, ſeiner Braut ſein wohl getroffenes Porträt, mir ſchenkte er ſeinen goldenen Siegelring und meiner Frau — ſeine Kaffemaſchine. Was ſonſt noch vorfindig war, ſollte verkauft, und der Ertrag

unter die Mannſchaft ſeiner Kompagnie vertheilt werden. Seine Kameraden übernahmen es, ſeine Familie von dem traurigen Ereigniſſe zu benachrichtigen.

Vier Stunden lebte der arme Mann noch, ohne, troß der unſäglichſten Schmerzen, Beſinnung und Ruhe zu verlieren.

Nie werde ich des ſchauerlichen Eindrucks vergeſſen, den es auf mich machte, als er die halbverſchloſſenen Augen noch einmal krampfhaft aufriß, zu dem Vogel „Kurios“ mit ſchmerzverzehrter Miene lang emporſtarrte, und unter tiefem Stöhnen zurückſank und verſchied.

Auf Fürbitte der Kameraden des Verblichenen und in Anbetracht der bisher immer tadelloſen Aufführung und eifrigen Verwendung desſelben, ertheilte der General die Erlaubniß, ihn bei Nacht, unter militäriſcher Bedeckung, begraben zu dürfen.

Es war eben eine rabenſchwarze, ſtürmiſche Nacht. Ein ſchwüler Sirocco jagte die Wolken am Himmel wild durcheinander. Nur manchmal blickte der Mond durch zerreißendes Gewölke, um eben ſo ſchnell wieder zu verſchwinden. Im Süden ſtieg ein Gewitter auf, und kündigte durch einzelne grelle Blitze und wachſendes Murren ſein Näherrücken an. Es mochte ſchon auf Mitternacht zugehen, als in aller Stille ein Detachement

deutſcher Soldaten vor meinem Hauſe aufzog. Das ganze Offizierskorps des Bataillons, welchem mein Gaſt angehörte, folgte demſelben. Die Offiziere ſeiner Kompagnie ſtiegen die Treppe empor, und begaben ſich mit zwölf Mann, welche zu Leichenträgern beſtimmt waren, in das Zimmer, wo der Todte, bewacht von einer Ordonnanz und zwei Gemeinen, beim flackernden Scheine der Trauerkerzen aufgebahrt war. Sie hoben den Sarg herab, nagelten ihn zu, und trugen ihn über den langen Vorſaal, durch welchen ihr Fußtritt ſchauerlich hallte, auf die Straße. Zwölf andere Soldaten, welche rothſtrahlende Fackeln in den Händen hatten, umgaben den Sarg, welchem eine halbe Kompagnie ohne Trommelſchlag und Trauermuſik, nur von einem Manne mit dem Todtenkreuze angeführt, voranſchritt. Hinter ihnen ging der Feldkaplan. Dem Sarge folgte das Offiziers-Korps in Mäntel eingehüllt, die dem immer heftigeren Winde, welcher auch bald einzelne Fakeln ausblies, zum willkommenen Spiele dienten. Die andere halbe Kompagnie beſchloß den Zug. Nur wenige Menſchen begegneten uns, denn auch ich folgte dem Verblichenen zur letzten Ruheſtätte.

Tiefes Schweigen herrſchte auf dem Kirchhofe von Santa Croce, welchen wir etwa in einer halben Stunde, langſam und feierlich einherſchrei-

tend, erreichten. Der Wind hielt plötzlich inne, die Soldaten zündeten ihre Fakeln wieder an, der Prieſter trat in den Kreis und ſprach ſein Gebet, dumpf rollte der Sarg in das Grab, und mit unheimlichem Gepolter kollerten die erſten Schollen herauf. Statt der üblichen Salven, welche das ſtrenge Geſetz dem Geſchiedenen verweigern mußte, feuerte ihm der Himmel einige Blitze mit dumpfen Donnerſchlägen nach, in welchen ſich das ferne Gewitter erſchöpft zu haben ſchien, denn kaum war das Grab zugeworfen, als der Mond aus den Wolken hervortrat, und es mit ſeinen Strahlen beleuchtete. Wir kehrten bei freundlichem Mondlichte zurück.

Als ich wieder in das Stübchen trat, aus welchem der wackere, junge Mann herausgeſtorben, konnte ich den Vogel „Kurios“ nicht ohne Grauen betrachten, und dennoch ließ es mein Pachtgeber, auf meine abermalige Anfrage, beim Alten.“

Mit dieſer dritten Geſchichte, welche — ich kann's nicht läugnen — meinen Kopf mit ſonderbaren Bildern erfüllte, glaubte ich den Novellenvorrath meines Wirthes erſchöpft, allein er hatte mir auch für den vierten Sonntag noch eine Gabe aufgeſparrt, welche, meines Erachtens,

beſſer zur Einleitung als zum Schluſſe getaugt hätte.

„Denken Sie ſich,“ ſprach er, wie die undankbare Beſtie, die ich ſo lange an der Wand meines Zimmers hangen ließ, auch mir ſelbſt mitgeſpielt hat. Als im vergangenen Herbſt auf der Ebene vor unſerer Stadt die große Truppenkontrakzion Statt fand, zu welcher einige Tauſend Mann hermarſchirten, waren unſere Häuſer faſt zu eng, um die Maſſe von Generalen, Stabsoffizieren, und aller Art Fremden und Einheimiſchen zu beherbergen. Mein Haus fand, ſeines ſchönen Aeußeren und ſeiner bequemen Lage wegen, vorzüglichen Anwerth, und ich wollte die Gelegenheit zu ſo ſchönem Gewinn nicht unbenützt laſſen.

So gut es in der Eile ging, ließ ich alle Zimmer und Säle des Hauſes für Gäſte herrichten, und beſchränkte mich mit den Meinigen auf die bewußte Stube, und den daran ſtoßenden Vorſaal. Von letzterem nahm ich Beſitz mit unſerer Dienerſchaft, erſteres räumte ich meiner Seligen ein. Vor ihr, dachte ich, würde ſelbſt der Vogel „Kurios“ gehörigen Reſpekt haben. Aber zu meinem nicht geringen Erſtaunen unterlag ſogar meine ſonſt ſo feſte Frau dem verderblichen Zauber dieſer Höllenfratze. Wie angeflogen kam ein bösartiges Fieber über ſie, welches ſchon

am zweiten Tage einen gefährlichen Charakter annahm. Ehe ich noch Anſtalten machen konnte, ſie aus dem Bereiche des unheilvollen Wunderthieres wegzubringen, war ſie ſchon intransportabel geworden, und hatte bereits alle Kraft ihres krankhaft entzündeten Gehirns auf das leidige Satansbild konzentrirt, welches in ihren Fieberträumen und Kriſen eine ſtereotype Rolle ſpielte. Manchmal that ſie mir ſogar das Unrecht an, meine Züge mit denen des abſcheulichen Todtenvogels zu verwechſeln, bis wieder eine Erinnerung an ihren Vorgänger auf dieſer Leidensſtelle dieſe fixe Idee in den Hintergrund drängte und ein ſanftes Lächeln über ihr verändertes Antlitz hauchte. Eben dieſe gänzliche Umſtimmung ihres Weſens überzeugte mich von der Bedenklichkeit ihres Zuſtandes, und als ſie mich eines Tages mit ſanfter, faſt rührender Stimme zum Bette rief, und mir zärtlich die Hand drückte, da wußte ich, daß es um ſie geſchehen ſei, indem ſie das ſeit unſerm Hochzeitstage nicht gethan hatte.

Am zehnten Tage ſah der Vogel „Kurios“ auf ihr Leichenbett herab.

„Und Sie warfen das Teufelsbild noch nicht zum Fenſter hinaus?“ unterbrach ich ihn, faſt unwillig über die Narrheit, ſich von einem dummen Gemälde, wenn auch nur in der Fantaſie, ſo lange necken zu laſſen.

„Ach, Sie wiſſen ja, der Marcheſe,“ fuhr er fort, — „und jetzt knüpft ſich ja für mich ſelbſt ein intereſſantes, wenn auch trauriges Andenken an dieſes Bild.“

„Nun ſo will ich denn,“ verſetzte ich, „jedes üble Anzeichen dieſes Bildes in Zukunft zu Schanden machen, und für dieſes Stübchen eine neue Aera herbeiführen!“

„Ach, nur nicht gefrevelt, Herr Offizier!“ bat der fatale Warner mit zweideutiger Beſorgniß. Ich bemerkte ihm jedoch ganz kurz, daß ich weniger zu fürchten hätte, als irgend Jemand, indem ich weder ein Fantaſt, noch ein Gelehrter, noch überhaupt ein Verliebter, am allerwenigſten aber ein Weib wäre, und die feſte Ueberzeugung hegte, daß ſein Vogel „Kurios“ über Jeden vielleicht mehr vermöge, als über einen luſtigen Vogel!

Mein Hausherr würde die Geſchichte von dem Vogel „Kurios“ vielleicht noch um einige Kapitel verlängert, und mir das Meſſer noch drohender an die Kehle geſetzt haben, wenn nicht plötzlich ein Tagsbefehl eine Aenderung in allen Verhältniſſen hervorgebracht hätte.

Wir mußten nämlich mit einem Mahle aufbrechen und eine förmliche Kampagne gegen die

Ruheſtörer eröffnen, welche unter Anführung eines Ueberläufers die Offenſive ergriffen. Mit Vorbehalt unſerer bisherigen Standquartiere rückten wir aus, und hatten in der That leichte Arbeit. Die Rebellen, welche uns als wahre Poltrons mit den drohendſten Demonſtrazionen entgegenrannten, kehrten uns überall, wo wir ernſtlich auftraten, den Rücken, und warfen ſich von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken. Gewöhnlich brauchte es nichts mehr, als das Auffahren einer Feldbatterie, um uns alle Thore zu öffnen, und ſelbſt da, wo man ſich ſtellen zu wollen ſchien, genügte ein drohendes Manöver, um uns freien Weg zu bahnen. Wir hatten nicht ein einziges Mal einen nahmhaften Verluſt, und in wenigen Wochen war die ganze Gegend gereinigt. Was Zeit zur Flucht gewann, floh in Maſſe auf's Meer, wo es bald von uns eingeholt und zu Gefangenen gemacht wurde, und was die Gelegenheit dazu verſäumte, ergab ſich ohne Widerſtand. In einem Monate war an keinen Feind mehr zu denken. Mit leicht errungenen Lorbeern geſchmückt, den Ruf der Unwiderſtehbarkeit zu unſerm Vorläufer, zogen wir zurück, und rückten unter den freudigſten Akklamazionen der Bevölkerung wieder in unſere alten Stazionen wohlbehalten ein.

Mein Wirth empfing mich mit Freuden. Er war von ſeiner fixen Idee noch nicht geheilt, und begrüßte mich mit dem Zurufe: „Seien Sie mir willkommen! Nun, der Vogel „Kurios“ hat Ihnen doch nichts angehabt.“

Am erſten Sonntage nach unſerer Rückkunft gab unſer Brigadier ein glänzendes Mittagmahl, zu welchem das ganze Offizierskorps, nebſt den Autoritäten der Stadt, beigezogen wurde. Die anfängliche Steifheit wurde bald von deutſcher Herzlichkeit verdrängt, und ſchon gegen die Mitte der Tafel, als kaum der Champagner das zweite Mahl gekreiſt hatte, fraterniſirte faſt Alles. Den Schluß der Tafel machte ein allgemeiner Jubelchor auf das Wohl unſeres Monarchen, den keine Kehle mitzuſingen vergaß. Fröhlichen Muthes ſchritten wir auseinander, und ich freute mich herzlich, den ſchönen Tag mit einer ſanften, ruhigen Nacht gemächlich und gemüthlich beſchließen zu können. Mit etwas duſeligem Kopfe, in welchem das deutſche Lied mit wälſchem Geplauder und franzöſiſchem Weine ſich in's Gleichgewicht zu ſetzen ſuchte, kam ich nach Hauſe, warf mich, vom Schlaf übermannt, angekleidet auf's Bette,

und ſank, meinem garſtigen Wächter muthwillig eine gute Nacht zunickend, in ſüßen Schlummer.

Ich weiß nicht, wie lange ich etwa geſchlafen haben mochte, als mich ein heftiges Unwohlſein weckte. Mir war zu Muthe, als ob mich der Schlag rühren ſollte; kalter Schauer rieſelte mir den Rücken hinab; das Blut ſtieg mir gegen den Kopf und preßte mir Schweißtropfen auf die Stirne, und der tiefe Schlaf, welcher mich anfangs mit unwiderſtehlicher Macht gefaßt hatte, war einer höchſt beängſtigenden Unvermögenheit, wieder einzuſchlafen, gewichen. Ich ſchrieb mein Mißbehagen dem Umſtande zu, daß ich mich unmittelbar nach einer ſo ſchwelgeriſchen Tafel, ohne mich auszukleiden, hingeworfen hatte, und wollte eben aufſpringen, um es zu thun, als es mich, wie ein gewaltiger Schwindel übermannte. Der Mond ſchien hell durch's Fenſter und beleuchtete den abſcheulichen Todtenvogel über meinem Bette ſo grell und überſchwenglich, daß er mir zum erſten Male widerlich auffiel. Den Blick auf ihn geheftet, hielt ich mich halb aufrecht; da war mir's als ob er ſich leiſe bewege, und zugleich ertönte ein dumpfes Brauſen unter mir, ein hagelartiges Rieſeln an den Wänden, als ob etwas aus ſeinen Fugen gehen wollte. Ich ſprang auf, um meinem Diener zu wecken, aber der Ruf

erſtarb mir im Munde; drei plötzliche Riſſe, deren erſchütterndes Gepolter dem Raſſeln eines, über das Straßenpflaſter ſchwer hinrollenden Wagens glich, warfen mich faſt auf das Lager zurück. Zu gleicher Zeit ſchienen ſich die Wände zu biegen und zu winden, als ob ſie durch Streckwalzen gezogen würden; der Vogel „Kurios" hüpfte an der Wand ſchauderhaft ſpaßig hin und wieder; die Fenſterſcheiben klirrten, als ob ein mächtiger Südhauch ſie eindrücken wollte, mein Bett ſchwankte wie eine Wiege, und das ganze ſchreckliche Ereigniß währte ſo lange, daß ich die vollkommenſte, klarſte Ueberzeugung gewann: es ſei ein gewaltiges Erdbeben. Das Treiben auf der Gaſſe beſtätigte mich darin. Während ich mich unter die Thürſchwelle flüchtete, wo ich für den erſten Anfall noch am geſichertſten zu ſein hoffte, ertönte von der Straße herauf Geheul und Gebeth, durchdröhnt von den dumpfen, fernem Kanonendonner ähnlichen, Schlägen einſtürzender Bauten, durchſauſt von unterirdiſchem Brauſen und Murren, durchwimmert von dem Sturmgeläute anſchlagender Glocken und berſtender Glasfenſter.

Ich erinnere mich aus meinem ganzen Leben keiner ſchauerlicheren Szene, wo ich ſo bis in's innerſte Mark erſchüttert geweſen wäre, als damals. Ich ſtand in die Höhlung der Thüre,

die in den Vorſaal führte, regungslos gepreßt, unvermögend, nur ein Glied zu bewegen, faſt erdrückt von bangem Herzklopfen, das Auge unwillkührlich auf das garſtige Gemälde geheftet, welches in dieſem Augenblicke meine ſonſt ziemliche zahme Fantaſie iſo mächtig aufregte, daß ich nichts anderes erwartete, als der Vogel „Kurios“ würde ſich beim nächſten Stoſſe aus ſeinem Rahmen losreißen, und wie ein Aasgeier auf mein klopfendes Herz herſtoßen. Die ganze Natur ſchien in Aufruhr empört, nur der Mond beleuchtete mit großer Ruhe und Klarheit dieſen Krampf ſeiner wankenden Planetenſchweſter.

Uebrigens gewöhnt ſich der Menſch an Alles, und ſo hatte ich mich denn auch in wenigen Minuten an das Entſetzliche meiner Lage gewöhnt, blickte hinter mich, und ſah, zu meinem nicht geringen Erſtaunen, meinen Burſchen, den ich im tiefen Schlafe wähnte, dicht hinter mir, in die andere Ecke der Thürſchwelle gedrängt, wo er, mit der Blendlaterne, die er in der Eile angezündet, blaß und zitternd, Poſto gefaßt hatte. Ich mußte trotz meiner eigenen Gefahr, über ihn lächeln, und hatte damit dem Schrecken das Recht abgetrotzt. Es iſt in der That wunderbar, wie der Menſch plötzlich an Kraft gewinnt, wenn er nur einen zweiten Menſchen, und wär's

auch der unbehilflichſte, ſich zur Seite weiß. Trotz der fortdauernden Schwankungen des Bodens machte ich mich mit meinem Diener in vollſter Haſt über die Treppe hinab, und fand vor dem Hauſe mitten in der Straße, umgeben von einer Schaar heulender Männer und Weiber, meinen Hausherrn, welcher im weißen Nachthemde, von gleich koſtumirten Nachbarn umringt, einem wahrhaft lächerlichen Geſpenſte glich. Nun war's gewonnen: der Anblick ſo vieler Entgeiſterter rief all' meinem Muth zurück, und ich, der ich vor Kurzem, ich kann es nicht läugnen, ſelbſt zitterte wie Eſpenlaub, hatte nun auf einmal alle Faſſung gefunden, und ſtand, als tröſtender Halbgott, unter den Verzweifelnden.

Die Erdſtöſſe wiederholten ſich bis zum Grauen des Tages noch einige Mahle, ohne jedoch bedeutenden Schaden anzurichten. Wie ein Retter in der dringendſten Noth erglänzte im Oſten der erſte morgenröthliche Streif des anbrechenden Tages, und brachte, von mir mit freudiger Stimme begrüßt, eine energiſche Wirkung auf die ganze Umgebung hervor. Indeſſen durchzogen bereits Prozeſſionen die Stadt in allen Richtungen, die Heiligthümer aller Kirchen wurden in feierlichen Aufzügen umhergetragen. Die Allarm-Trommel ertönte, und die ganze Beſatzung trat unter Waf-

ſen. Da ich ſeit dem Vortage meine Uniform nicht abgelegt, war ich einer der erſten am Platze, und das Zuſammentreffen mit allen meinen Kameraden, von denen auch nicht einer Schaden genommen, entfernte die letzte Beſorgniß aus meiner Bruſt. Die allgemeine Furcht ging nun ſchon in allgemeine wechſelſeitige Mittheilung des Erlebten über, und unter Geſpräch und Erzählung brach der Tag an.

Die Natur ſchien endlich wieder ihre Ruhe gewonnen zu haben, und Alles dankte dafür mit inniger Freude, wenn auch noch nicht mit ganz feſtem Vertrauen. Erſt gegen Mittag, als die Erdſtöſſe gänzlich aufgehört hatten, und die Sonne hell und friedlich wie immer, vom klaren, wolkenloſen Himmel herablächelte, glaubte man ſich vollkommen geborgen, und ſchritt wieder an das gewöhnliche Tagwerk.

Mein Hausherr war entzückt durch mein Anerbiethen, Mittags ſein Gaſt zu ſein, welches ich ihm bloß zu ſeiner eigenen Beruhigung machte.

„Sehen Sie,“ ſprach er zu mir, „daß meine Landsleute doch noch etwas verſtehen!“ Mit dieſen Worten zog er ein kleines, ſchlecht gedrucktes Büchlein hervor und reichte es mir zur Einſicht. — „Leider ſind wir aber noch nicht außer aller Gefahr! Leſen Sie da, was uns in acht Tagen bevorſteht.“

Ich nahm das Büchlein, und beſah es mit lebhafter Neugierde. Es war ein ſogenannter „Caſamia.“ — Unter dieſer Firma erſcheint nämlich in der Stadt Faenza jährlich ein Volkskalender, betitelt: „Il giro astronomico e pronostico“ oder: „tesoro nascosto,“ welcher gemeinhin nur mit dem obigen Namen des Verfaſſers bezeichnet wird. Er gibt die Erklärung der venti quattro segni dell' anno; zu dem iſt jedem Monatstage eine Anmerkung beigefügt, welche entweder eine Witterungsregel, oder eine ökonomiſche Andeutung oder die Ankündigung einer merkwürdigen Natur-Erſcheinung enthält. So ſtand denn auch bei dem Tage, welcher uns ein ſolches Entſetzen einjagte, die Bemerkung: „un gran miracolo!“ das große Wunder war denn wirklich eingetroffen, und noch verſpürten wir am Zittern unſerer Glieder ſeine überzeugende Nachwirkung. Damit war es aber noch nicht abgethan. Mit dem Ausdrucke der entſetzlichſten Gewißheit wies mir mein Hausherr auf das Datum desſelben Wochentages in der nächſtfolgenden Settimana, und zeigte mir mit zitterndem Finger auf die beigefügte Bemerkung: „ancor un gran miracolo!“ — „Wir wiſſen nun,“ begann er, „worin das angekündete Wunder beſtehe, wir wiſſen, was wir in acht Tagen wieder zu erwarten haben. Uns

ſteht das Aergſte bevor! Unſer Caſamia iſt ein Mann, auf welchen man bauen kann!“

So neu und lebhaft auch noch der Eindruck des Wunders war, das der gute Caſamia auf den kaum überſtandenen Tag angekündiget hatte, ſo konnte ich mich von ſeiner Sehergabe doch nicht überreden, ſondern machte meinem Hausherrn, der feſt darauf zu glauben ſchien, die begründetſten Einwürfe. Allein er blieb taub gegen alle, und beharrte darauf, daß man von der nächſten Woche ein Gleiches zu fürchten habe.

Wie er, waren Tauſende in der Stadt geſtimmt; denn Caſamia's Kalender iſt allgemein verbreitet, und in manchem Hauſe das einzige Buch, welches mit Aufmerkſamkeit geleſen wird. Allgemein war daher auch die Aufregung, welches jenes traurige Prognoſtikon in den Gemüthern der leicht entzündbaren Italiener verbreitete. Die anberaumte Friſt war zu kurz, um den Eindruck durch Beſonnenheit oder Leichtſinn zu verwiſchen, welchen das Eintreffen der erſten Prophezeiung des populären Aſtronomen und Phyſikers gemacht hatte. Man betrachtete ſich faſt als völlig exponirt, und verſetzte ſich, durch wechſelſeitiges Hineinreden in die Gefahr, in einen proviſoriſchen Zuſtand, welcher mit jedem Tage peinlicher zu werden begann. Eine düſtere Stimmung, gegen welche

ſich nichts thun ließ, bemächtigte ſich aller Gemüther. Entmuthigende Vorkehrungen wurden getroffen: Leute, die nie auf etwas Ernſteres dachten, ſchloſſen ihre zeitliche Rechnung ab; Teſtamente wurden gemacht, Zwiſte ausgeglichen, Sicherheitsmaßregeln getroffen, Schutzmittel in Vorſchlag gebracht, und mit fanatiſchem Eifer Alle verfolgt und angefeindet, welche etwas dagegen einwenden wollten.

So durfte ich denn auch meinem Hausherrn nicht widerſprechen, ſo ſehr ich auch bei wiedergewonnener Faſſung dazu geneigt war. Selbſt der Umſtand, daß der Vogel „Kurios“ bei dem letzten Erdſtoß von der Wand gefallen war, und ſein ſcheußliches Antlitz an der Ecke meines Bettes bedeutendem Schaden genommen hatte, machte keinen Eindruck auf ihn.

Der verhängnißvolle Tag, welcher das fürchterliche Wunder wiederholen ſollte, rückte immer näher. Die Vorbereitungen in der Stadt grenzten faſt an's Unausſprechliche, und trotz dem, daß ich ſelbſt an die mögliche Erfüllung des geſtellten Prognoſtikons glaubte, konnte ich nicht umhin, über die Tollheit zu lachen, durch welche man ſich ſo eigentlich in die Furcht hineinzuverſetzen bemüht war. Da man in jedem Falle Unordnungen beſorgte, indem kein Ereigniß zu ſchauerlich

iſt, um Gauner, Beutelſchneider und böswillige Unruhſtifter von ihren Verſuchen abzuhalten, ſo erachtete es auch unſer Kommandant für nöthig, die deutſchen Truppen an dem beſtimmten Tage für mögliche Fälle bereit zu halten. Der Tagsbefehl lautete folgender Maßen: „In der Nacht von morgen auf übermorgen haben ſämmtliche Truppen im Hofe ihrer Kaſernen, wie zum Ausmarſche gerüſtet, aufgeſtellt zu ſein. An jeder Straßenecke ſtehen zwei Kavalleriepoſten aufgeſtellt, um nöthigen Falls die Truppen in möglichſter Eile dahin zu beordern, wo man ihrer bedürfen ſollte. Ein Offizier von jeder Truppen-Abtheilung hat ſich, um den Schein jeder Beſorgniß unſererſeits zu verſcheuchen, unter das Publikum zu miſchen, während die übrigen bei ihrer Truppe bleiben. Ueber alle dieſe Maßregeln ſoll das tiefſte Schweigen beobachtet werden.“

Endlich war die Schreckensnacht angebrochen, von deren Ende man den Beginn der entſetzlichen Erſcheinung erwartete. Die Straßen waren von Fackeln erhellt; in den Häuſern ſelbſt ging Niemand zu Bette; Alles ſtand gerüſtet, um bei der erſten Anmeldung in's Freie zu fliehen. Wer Ge-

legenheit dazu hatte, war ſchon früher auf's Land geeilt, wo derlei Ereigniſſe wegen Iſolirung der Gebäude weniger Gefahr drohen. Aengſtliche Fragen, ſcheue Blicke, blaſſe Geſichter, ſtummes, bei dem ſprachluſtigen Italiener um ſo auffallenderes, Umherrennen, lautes Gebet auf öffentlichen Plätzen, ſah und hörte man auf allen Ecken, und die bekannteſten Züge waren ſo ſeltſam entſtellt, daß man ſich in eine Karnevalsnacht verſetzt wähnte, wo Alles maskirt in planloſer Geſchäftigkeit durch einander läuft.

Der ungeſtüm erwartete Tag brach an, und mit ihm kehrte einiges Vertrauen in die Herzen der Geängſtigten zurück. Ein wolkenloſer, blauer Himmel, von der freundlichſten Sonne beſtrahlt, ſpannte ſich über die Stadt aus; ſanfte Morgenlüftchen fächelten, alle Barometer, welche man zu Rathe zog, ſprachen uns Troſt ein; aber Caſamia prophezeite ein gran miracolo, und Caſamia hatte vor acht Tagen Recht gehabt. Man unterſtand ſich daher ja nicht, an ſeiner Unfehlbarkeit zu zweifeln. Daß übrigens die Straßen ein anderes Geſicht gewannen, als ſie bei Nacht hatten, iſt leicht erklärbar. Aus dem qualvollen unſinnigen Hin- und Wiederrennen wurde ein förmlicher Corſo, eine ununterbrochene Promenade und Spazierfahrt, welche ſich vom Teatro

nuovo durch die ganze Stadt bis hinaus auf den Prato dei fiori ausdehnte, welcher mit ſeiner ſchönen Ebene den Vereinigungspunkt der Maſſen bildete. Mit dem reifendem Tage reifte das Vertrauen; die Blicke erheiterten ſich; die Lippen fanden die Sprache wieder; man wagte bereits zu hoffen, und Gründe gegen ſeine Furcht aufzubringen.

Als einer jener Offiziere, welche beordert waren, ſich unter das Publikum zu miſchen, hatte ich eben auf dem genannten Prato Poſto gefaßt, und lehnte, an das angeſagte miracolo kaum mehr denkend, ruhig an einem Baum, als mich ein gewaltiger Lärm aus meinen Betrachtungen weckte. Die Leute ſtoben wie Spreu aus einander, und ein dumpfes Gepolter quer über das Steinpflaſter, welches den Prato im Kreuze durchſchnitt, machte mich im erſten Augenblicke faſt glauben, das verkündigte Erdbeben ſei wirklich im Anzuge. Raſch umgewendet überzeugte ich mich zu meinem Schrecken von der Urſache der plötzlichen Bewegung. Eine Equipage wurde von vier ſcheuen Roſſen in Sturmeseile fortgeriſſen, der Kutſcher taumelte eben, als ich hinblickte, von ſeinem Sitze und wand ſich ſchreiend zwiſchen den Rädern, die neben ihm weggingen, ohne ihn, wie es ſchien, berührt zu haben. Ein

weibliches Weſen rang, unter durchdringendem Hilfsgeſchrei, im Wagen die Hände; während ein ſtaubbedeckter Mann mit blutigem Geſichte hinten nachrannte. Mein Entſchluß war ſchnell gefaßt; ich rieß den Degen aus der Scheide, ſtellte mich zum Entſetzen der Umgebung dem herantobenden Viergeſpann in den Weg, und führte auf die Köpfe der vorderſten Pferde, welche mich faſt ſchon mit ihren ſchnaubenden Nüſtern berührten, einen ſo gewaltigen Querhieb, daß meine Klinge in Splitter ſprang. Die ſchwer getroffenen Roſſe fuhren wild aufwiehernd zurück, und ſtießen ſo kräftig an die nachfolgenden, daß dieſe auf die Hinterbeine zuſammenknickten, und alle vier plötzlich in einem verworrenen Knäuel durch einander ſtürzten. Ein paar nahe befindliche Kavalleriſten ſprengten im Fluge herzu, und hieben, ehe die betäubten Thiere ſich aufrichten konnten, die Stränge entzwei. Die Rettung war wie durch ein Wunder gelungen, und unter dem allgemeinen Rufe: „Bravi Tedeschi!“ hob ich die ohnmächtig gewordene Dame aus dem Wagen.

Sie war blaß wie der Tod, aber ſchön wie ein Engel. Jetzt kam der Mann herbei, welcher dem Wagen nachgerannt war. Er war beim erſten Stoße aus dem Wagen geſchleudert worden, und hatte ſich im Sturze leicht verletzt. Auch der

Kutſcher fand ſich ohne bedeutende Verletzung wieder ein.

Tief in die Seele drang mir der herzliche Dank der Wiedererwachten. Mit Freudenthränen fiel ſie dem jungen Mann, welcher ſie Schweſter nannte, um den Hals, und pries mich ihm als ihren Retter. Er drückte mir innig gerührt die Hand und bat mich um meinem Namen. Ich bedeutete ihm, mein Name ſei „Offizier der deutſchen Truppen, und es gereiche mir zur Freude, ihnen gedient zu haben,“ und verlor mich unter der Maſſe der Neugierigen, welche ſich, auf Caſamia und Erdbeben vergeſſend, zu den Geretteten hinzudrängte.

Der Eindruck, den die Dame auf mich gemacht hatte, war zu groß, als daß ich mich hätte ſeiner entſchlagen können. Ich wendete mich daher nach einer Weile, während welcher die Menge ſich verlaufen, an einen jener dienſtfertigen Menſchen, deren Italien ſo viele zählt, welche einem Fremden ſogleich die ganze Biographie eines bezeichneten Individuums mitzutheilen wiſſen. Das Mädchen war, wie ich hörte, die Tochter eines angeſehenen Banquiers, welche mit ihrem Bruder, dem Chef des Hauſes, ebenfalls den Corſo mitmachte, um, im Falle eines ungewöhnlichen Ereigniſſes, im Freien zu ſein. Statt des im Ca-

ſamia angedrohten Wunders, begab ſich aber mit ihr ein anderes, — das Wunder ihrer Rettung durch mich.

Nach wenigen Tagen, während welchen in die Stadt Ruhe zurückgekehrt, und in allen Herzen die Beſorgniß vor dem gefürchteten Ereigniſſe vollkommen verſchwunden war, erhielt ich einen prächtigen Degen nebſt einem Billete, in welchem mir der Bruder der Geretteten zuſchrieb, daß es ihm gelungen ſei, meinen Namen zu erfahren, und daß er mich bitte, für den Verluſt meiner Klinge dieſen kleinen Erſatz hinnehmen, und die Einladung in ſein Haus nicht verſchmähen zu wollen.

Ich konnte nun wohl, ohne unhöflich zu ſein, dem artigen Antrage nicht widerſtehen, und machte am andern Tage im vollſten Staate meine Aufwartung. Man kam mir mit einer Herzlichkeit entgegen, die ich in dieſer Stadt noch nicht gefunden, die mich aber weniger Wunder nahm, als ich erfuhr, das ich es mit Deutſchen zu thun habe, welche hier ein glänzendes Geſchäft begründet, und ihren Namen, um ihn den Italienern mundgerecht zu machen, nur in einen ita-

lieniſchem Model gegoſſen hatten. Das von mir gerettete Mädchen war ein Ideal von Anmuth und Bildung, ein Weſen, an welches Natur und Erziehung ihr Beſtes in reichlicher Fülle verſchwendet hatten. In kurzer Zeit war ich im Hauſe heimiſch geworden, und was ich von meiner hausbackenen Fantaſie nie vermuthet hätte, für die liebe, gute Adele Enthuſiaſt. Die Fülle meiner erſten, wahren Liebe war auch weder an einen unwürdigen noch an einen unempfänglichen Gegenſtand verſchwendet. Wir waren miteinander bald im Reinen; Adele liebte mich, ſo wie ich ſie, der Bruder war einverſtanden; die Mitgift betrug zehnmal mehr, als die Kauzion, die ich legen mußte, und ſobald die Verhältniſſe ſich friedlicher zu geſtalten verſprachen, fand unſere Verlobung Statt.

„Nun, lieber Sior Moſcito,“ ſagte ich zu meinem Hausherrn, als meine Verbindung mit Adele kein Geheimniß mehr war, „Ihr Caſamia hatte doch Recht, als er auf den bewußten Tag ein gran miracolo anſetzte. Bei mir traf es ein. Das miracolo war die Liebe, der ich meine Adele verdanke. Aber wer an mir zu Schanden geworden iſt, und ſeine Verſtümmlung vollkommen verdient hat, iſt der Vogel „Kurios!“ — Ich habe ihn bereits ausfliegen laſſen; ſchreiben

Sie das dem Marcheſe; da Sie es nicht thaten, kann er's Ihnen auch nicht verüblen, und wenn's ihm nicht Recht iſt, ſo weiſen Sie ihn nur an mich. Das böſe Thier ſoll keinem braven Deutſchen mehr ein Grablied krächzen!“

Der gefällige Hausherr lächelte ganz zufrieden, und war vollkommen glücklich, als ich ihm verſprach, ſein trauliches Stübchen nicht vergeſſen, ſondern, wenn ich überſiedelte, es einem meiner Freunde, einem jungen, geſprächigen Kriegsmanne, einräumen zu wollen. —

III.

Das

Uhrmacherhaus.

Digitized by Google

Einige Jahre meines Lebens, vielleicht die ſchönſten, brachte ich in einem Landſtädtchen zu, in welchem man eben nicht viel Poeſie geſucht hätte. Allein die Poeſie hat ihre Laune, wie jedes Frauenzimmer, und ſtattet oft dort am eifrigſten Beſuche ab, wo man ſie am wenigſten erwartet, während ſie anderwärts, wo Alles zu ihrem Empfange geſchmückt und erleuchtet iſt, zu kommen zögert. So wandelte ſie denn auch in dem ſchlichten Landſtädtchen gar oft inkognito herum, und ließ ſich freundlich von mir finden. Ich bewahre manche Erinnerungen aus jener Zeit; folgendes Geſchichtchen iſt eine davon.

Neben dem ſtattlichen Hauſe, deſſen erſtes Stockwerk ich bewohnte, ſtand ein kleines, armſeliges Häuschen. Erdgeſchoß, Dachboden und Keller waren die geſammten Beſtandtheile desſelben; das erſtere theilte die Eigenthümerin, eine alte gebrechliche Witwe, mit einer beſcheidenen Zinspartei, welche an Zimmer und Kammer

genug hatte, und ſich dazu bequemte, ihr mäßiges Mahl in gemeinſchaftlicher Küche zu kochen. Es mochte wohl mancherlei Volk ſchon aus = und eingezogen ſeyn, ſeit ich nebenan wohnte, ohne daß es mir auffiel, denn ich hatte bisher keine Veranlaſſung gefunden, mich um meine Nachbarſchaft zu kümmern. Sie beunruhigte mich nicht; was wollte ich mehr?

Ein beſonders ſchwüler Sommer zwang mich einmal, die Nacht zum Tage zu machen. Erſt wenn die Sonne untergegangen war, ging das wahre Leben mit Luft und Kühlung auf; erſt wenn die Sterne emporſtiegen waren, fühlte ſich der erquickte Leib aufgelegt, dem denk = und arbeitſeligen Geiſte die gebührenden Dienſte zu leiſten. Da ſaß ich denn oft bis Mitternacht, ließ durch weit geöffneten Fenſter die balſamiſche, duftdurchathmete Nachtluft in vollen Zügen hereinſtrömen, und verbrachte vor meinem Pult in halbbewußtem Sinnen und Brüten manches Stündchen, bis mich der öfter wiederholte Ruf des Nachtwächters mahnte, daß es Schlafenszeit ſeyn müſſe.

Der größte Lärm ſtört mich nicht in meinem Denken und Dichten, ſobald ich nur weiß, woher er kommt, und meine beiden Kinder mögen nebenan tollen und poltern, als ob ſie das Oberſte nach unten kehren wollten, ſo wird's mich

wenig aus der Faſſung bringen. Hingegen beunruhigt mich das geringſte Geräuſch, wenn ich ſeine Entſtehungsurſache nicht weiß, wenn es mir neu, ungewohnt iſt, wenn ich in der Eile nichts finde, woraus ich es mir erklären könnte, zumal wenn es etwas Eintöniges, Tonloſes an ſich hat. Das Picken eines Holzwurmes, wenn ich ſeiner geheimnißvollen Werkſtätte nicht auf die Spur kommen kann; der Fall eines Tropfens, wenn ich nicht ergründe, woher und wohin er fällt; ein undeutliches Murmeln, das Alles kann mich ſo gewaltig behelligen und erregen, daß ich ſchon öfter als einmal unwillig dem neckenden Tone wich, meinen Platz am Pulte räumte, und auf mich ſelbſt erboſt, unter die Decke kroch.

So ging es auch in jenem ſchwülen Sommer, wo ich bei offenem Fenſter ſchrieb und las. So lange Leute die Straße auf und nieder gingen, bemerkte ich nichts Ungewöhnliches. Sobald aber das Leben ſich in Stuben und Betten geflüchtet hatte, ſobald der Wachtpoſten vor dem Gerichtsgebäude, und der patrouillirende Nachtwächter die einzigen menſchlichen Weſen wurden, die ſich noch im Freien bewegten, ſobald bei Vollmondſchein und Sterngeflimmer jene lautloſe Stille einbrach, bei welcher man hören zu können wähnt, was ſich im Kerne der Erde, was ſich bei den Antipoden regt, — da ſcholl

es immer von Außen an mein Ohr: „Tick—tack“ und wieder „Tick—tack“ und ſo fort in gleichmäßigen Pauſen, wie der Pendelſchlag einer Wanduhr, einförmig, klanglos, gleich dem Pochen eines Fingerknöchels an eine moderige Bretterthür. Der geſpenſtige Knöchel hatte nicht umſonſt gepocht; meine Phantaſie öffnete alsbald Fenſter und Pforten, und ſetzte die beiden Pendelnoten, ſo zu ſagen, unverzüglich in Text. Bald klang es mir, wie: „Komm, — komm!“ — bald wie: „Mir — Dir!“ bald wie: „Roth — todt!“ und bald noch trübſeliger. Manchmal war's, als ob ein zweiter, ähnlicher Kobold mit dem erſten einen Wettſtreit begönne, und ſich überholend und nacheilend klang es in kontrapunktoriſchem Vierſchlage. Manchmal ging's: „Tick“ und das „Tack“ blieb aus, wie der unterbrochene Abſchiedsſeufzer eines Sterbenden, der nur das „Lebt —“ mehr ſtöhnen könne, während ihm das gedachte „wohl!“ ſchon vom Tode erſtickt wird.

„Eine Pendeluhr muß es ſeyn!“ ſprach ich zu mir ſelber — aber: „Wo?“ — Das mußt' ich heraus haben, ſonſt war an keine Ruhe zu denken. — „Vielleicht zu ebner Erde im Hauſe?“ Ich nahm gleich am anderen Morgen einen Vorwand, und ſtattete meinem Hausherrn, welcher ſich mehr aus Oekonomie, als aus Beſcheidenheit den unterſten Platz im Hauſe zum Wohnſitze

vorbehalten hatte, einen ganz überraſchenden Beſuch ab; beſah ſeine Wohnung, belobte ſeine alte, unter dem mächtigen Glasſturze, wie unter einer Luftpumpe, kaum hörbar ſchlagende Stockuhr; fragte ihn, ob er kein Liebhaber von Wanduhren ſei, und forſchte ſo lang und ſo genau, bis ich mich vollkommen überzeugt hatte, daß jener Pendelſchlag aus dieſen Wänden nicht kommen könne. Das Stockwerk über mir ſtand unbewohnt und unmeublirt. Auf dem Dachboden, welcher mir zur Benützung ganz überlaſſen war, ſtellte ich an einem regneriſchen Nachmittage ſelbſteigene Unterſuchung an. Er enthielt nichts, was gehen konnte, als einige Mäuſe; und nichts, was einer Maſchine glich, als einen maſſiven, dichtbeſtaubten Garnhaſpel, ein Erbſtück von der Urgroßmutter meines ſechzigjährigen Hauspatrons. Im eigenen Hauſe erhielt ich alſo keinen Aufſchluß.

Ich beſchloß in der nächſten Nacht, außer dem Hauſe die Ronde zu machen. Es ging auf Mitternacht zu. Schon über eine Stunde hatte ich dem folternden „Ticktack“ vom Fenſter aus zugehorcht. Ich ſtahl mich zum Thor hinaus, ſo vorſichtig, als ob ich verhindern wollte, daß der unbekannte Kobold, der mich forttrieb, von meinem Spähergange etwas merke. Jetzt ſtand ich mitten in der Straße. Kreideweiß wie große

Grabſteine, ragten die Häuſer im hellſten Voll=mondlichte; man hörte den Fluß herüberrau=ſchen, der, wohl eine Viertelſtunde weit vom Städtchen, am Gebirge hinabrinnt; man hörte noch weiter her das Quacken und Quarren der Fröſche am Föhrenteiche, von ferne ſchallend, wie Klirren verhallender Schellenkränze. Ich ſammelte in meinen Ohren alle Kraft, die mir das Schickſal zum Spion verliehen. Wahrhaftig: „Tick — tack!“ — dorther — in gerader Rich=tung; denn ich ſtand mit dem Geſichte meiner Wohnung zugekehrt. — Ja — dorther, wie aus meinem Fenſter. Es überrieſelte mich faſt kalt. — Gibt's Irrtöne, wie's Irrlichter gibt, die uns täuſchen, die immer dort ſind, wo wir nicht ſind? — Nein, nein! — Es iſt nur die Rich=tung, nicht das Haus. Vielleicht alſo nebenan? — Ich ſchreite auf das armſelige, unbeachtete Nachbarhaus zu, der Schall verſtärkt ſich. — Durch's Fenſter im Winkel ſchimmert Licht; ich ſchleiche hinzu; ein Kleidungsſtück deckt die Schei=ben ſo gut, als möglich, ſtatt eines Vorhanges. Das Fenſter nebenan ſteht offen, und das Räth=ſel iſt gelöſt; denn in der Fenſterbrüſtung ſelbſt hängt eine Schwarzwälder=Uhr, deren Pendel=ſchlag mich ſo lange geneckt hatte: andere Uhren — ſo viel mich der Mondſchein entnehmen läßt, liegen und ſtehen umher. Meine Neugier hinſicht=

lich des Pendelſchlages war befriedigt, und ich konnte nun hoffen, an einem Tone, welcher bisher mich gequält hatte, in Zukunft eine recht freundliche Begleitung zu meinen Gedanken zu finden.

Allein Neugierde iſt eine Wucherpflanze, die, kaum beſchnitten, weiter treibt. So reizte mich jetzt ſchon wieder das erleuchtete Fenſter und der diskrete Vorhang, der einem Späher nicht viel Mühe machte. Ich trat auf den Zehen hin, und legte das Auge an die trüben Scheiben, Da gab's eine recht mitternächtliche Szene. Im Hintergrunde der Stube, die ein tief herabgebranntes, hinter dem Ofen ſtehendes Kerzenlicht ſpärlich erleuchtete, lag auf dem Bette eine alte, abgezehrte, Habitus und Farbe des Todes tragende Frau. Mit ihr beſchäftiget war ein junges; wie es ſchien, nicht unſauberes Weibchen, das ſich ein um das andere Mal die Thränen trocknete. Etwas abſeit gegen das Licht hin ſaß ein junger Mann, ein echtes Werktagsgeſicht, ein Ideal deſſen, was der Franzoſe „bon ouvrier" nennt, aus einem großen Gebetbuche mit fingerlangen Lettern (faſt in ſolcher Entfernung einzeln unterſcheidbar) Troſtformeln und Herzerleichterungen murmelnd. Daneben am offenen Fenſter ſchnarrte das Gewicht der Schwarzwälderin ab, das Schlagwerk ſchlug Eins; der

Ouvrier ſchloß das Buch; das junge Weib verhüllte das Geſicht mit den Händen; was die Alte that, weiß ich nicht, — denn tiefergriffen eilte ich fort, öffnete ungeſtüm das Hausthor, ſtolperte die Treppe hinan, warf mich halbentkleidet aufs Bett, und verfiel in einen unruhigen Schlaf.

Am andern Morgen in früheſter Frühe klang das Sterbeglöcklein, am Morgen des nächſten Tages gab's einen Leichenzug im Nachbarhäuschen, ein ärmlich Grabgeläute, ein bäuriſch bemalter Sarg, gefolgt von einem Prieſter, dem Ouvrier an der Seite des jungen Weibchens, und einem Dutzend gebrechlicher Pfründner und Straßenbettler.

Ich erkundigte mich bei meinem Hauspatron um das Nähere. Die Hausbeſitzerin war geſtorben. Der junge Mann mit dem Werktagsgeſichte war ein eingewanderter Uhrmacher aus Württemberg, welcher an der Seite ſeines fleißigen, erſt hier im Lande geheiratheten Weibchens ſeit kurzer Zeit das Erdgeſchoß mit der Witwe theilte, und mit ſeinen Schwarzwälder-Uhren reichlichen Abſatz fand.

„Ein betriebſamer Schwabe!“ — äußerte ſich mein Hauspatron (der, als echter Spießbürger, auf „Eingeſchwärzte,“ wie er Angeſiedelte nannte, eben nicht am beſten zu ſprechen war) — „der wird ſich behelfen! Wahrſchein-

lich wird er jetzt die Hütte an ſich kaufen; freilich mit Schulden. Nu, — wenn's Glück will, iſt er in Jahr und Tag mit dem Kaufſchilling im Reinen!“ —

So war's auch. Die Witwe hatte einen liederlichen Sohn in der Fremde, dem die paar hundert Thaler lieber waren, als vier baufällige Wände. In wenigen Monden war der Uhrmacher Hausbeſitzer, und mein Nachbarhaus hieß von nun an allgemein — das Uhrmacherhaus.

Fleißige Menſchen im Bau ihres Glückes zu ſehen, machte mir von jeher Freude. Ich fing an, mich im Stillen für das junge Ehepaar zu intereſſiren. Ohne es zu ahnen, hatte es an mir die ſtrengſte Kontrole. Es gewährte mir ein inniges Vergnügen, es in ſeinem Thun und Treiben, in ſeiner Ameiſenſorgfalt und ſeinem Biberfleiße zu belauſchen. Bald waren Spuren des beſſeren Fortkommens bemerkbar. Das alte, ſchmutzige Häuschen gewann ein nettes, freundlicheres Anſehen. Neue Tünche, ein einfaches, paſſendes Aushängeſchild, Blumen vor den Fenſtern, ein wohlbeſtelltes Gärtchen auf der Rückſeite, kurz Alles verkündete Ordnungsliebe und Betriebſamkeit. In ſtiller Nacht hämmerte und pickte es um die Wette, und wenn eine Stunde um war, ſo gab es immer ein wahres Pelotonfeuer

von Schnarrwerk und Glockenſchlag. An jedem Markttage hatte der Schwabe ſeinen Kram ausgelegt, und die kleinen, wohlfeilen Uehrchen fanden allgemeinen Anwerth bei Bauer und Bürger. Schon wurde hin und wieder der Neid laut, ein ſicheres Zeichen, daß es dem emſigen Arbeiter gut ging.

Im Herbſte ſah ich das Weibchen mit einem Kinde an der Bruſt. Nach vierzehn Monden hatte ein Mädchen die Stelle am Mutterherzen erſetzt, während das erſte, ein Knabe, bereits umherkroch und die erſten kindlichen Schritte wagte. Trotz dieſer Vergrößerung der Familie ſchien der Wohlſtand keinen Eintrag erlitten zu haben. An Sonn- und Feſttagen, wenn die Glocke zur Meſſe rief, erſchien der Uhrmacher recht anſtändig ſchwarz gekleidet, und die Frau Meiſterin war ſo nett und ſauber herausſtaffirt, daß die übrigen Bürgersfrauen mit ſcheelen Blicken auf ſie hingafften. Auch den Kindern ward mehr Sorgfalt gewidmet, als man es gewöhnlich in ſolchen Familien zu finden pflegt. So verging ein Jahr.

„Jetzt werden Sie's in Ihrem Studierzimmer auch bald finſterer haben!“ bemerkte eines Tages mein Hauspatron, als ich ihm den Miethzins entrichtete.

„Wie ſo?“

„Auf's Uhrmacherhaus wird ein Stockwerk geſetzt; dadurch wird Ihnen ein Fenſter verbaut!“

„Iſt's dem Meiſter zu eng geworden im Erdgeſchoße?“

„Zu enge nicht; aber du lieber Gott! Jeder hat lieber ein Haus als eine Hütte. So will denn auch er das Seinige thun, — und mit den Nachbarn gleichen Schritt halten!“

„Hat er denn ſo viel ſchon zurückgelegt, um den Bau zu beſtreiten, und wird er auch ſeine Rechnung dabei finden?“

„Die Bürgerſchaft ſtreckt ihm, was er braucht, um billige Prozente vor. Was das, „Rechnung finden“ betrifft, ſo ſieht nichts heraus dabei. Die Wohnungen vermehren ſich; die Bevölkerung bleibt ſich gleich; die Miethzinſe fallen. Ich fürchte, er wird ſich verbluten und ſtatt einer Hütte zuletzt weder Haus noch Hütte haben!“

„Da ſoll man ihm ja abrathen! Vielleicht verſteht er's nicht, Uhren und Häuſer bauen iſt zweierlei.“

„Iſt Alles geſchehn; hab' als Nachbar ſelbſt mein Redliches gethan. Aber er iſt nun einmal in der Bauwuth; der Kamm iſt ihm gewachſen. Das will höher hinaus, rechnet und rechnet, ſchlägt Alles zu gering an und findet in Jedem einen Neider, der zum Klügern räth!“

Die Sache ging mir zu Herzen. Ich intereſſirte mich nun einmal für das Ehepaar, und ſo war es eine Pflicht, die ich gegen mich ſelbſt

übernommen hatte, es vor Fehlgriffen möglichſt zu ſchützen. Das Glück iſt argliſtig. Es folgt dem Menſchen aus Laune oft plötzlich und eine gute Weile. Mit einem Male iſt es ſeiner überdrüßig geworden, und will ſich von ihm losſagen. Allein inkonſequent will es doch nicht ſcheinen; der aufgegebene Günſtling ſelbſt ſoll Veranlaſſung zum Bruche geben; es lockt, es verſucht, es reitzt ihn, wo es nur kann. Ein unbewachter Augenblick, — er iſt überliſtet, und — farewell, happiness! das Glück iſt verſchwunden — für immer!«

„Vielleicht ſteht der arme, verblendete Ouvrier auf einem ſolchen Wendepunkt!“ ſprach ich zu mir ſelbſt und ging ungeſäumt am nächſten Morgen zu ihm hinüber, ließ mich unter dem Vorwande, als ob ich auf die projektirte Wohnung mein Auge geworfen, mit ihm in ein Geſpräch ein. Mein Hauspatron hatte Recht gehabt, es war mit dem Manne nichts mehr zu machen. Er zeigte mit lachendem Herzen den zierlich kolorirten Plan; rechnete vor mir den Koſtenüberſchlag nach, den er in Allem auf's Höchſte angeſetzt fand; deckte nach ſeinem Kalkul das entliehene Kapital ſammt Zinſen in wenigen Jahren, und malte die Ehre und den Gewinn und die Freude, die er durch dieſen Umbau finden würde, in ſeinem breiten, ſchwäbiſchen Dialekte ſo laut

und überſchwänglich aus, daß ich mich wehmüthig zurückzog, und mir dachte: „Das Rad iſt im Rollen; aufzuhalten iſt es nicht mehr; nun frägt ſich's nur, auf welche Seite es läuft!“

Schon war das beſcheidene Häuschen mit einem mächtigen Baugerüſte umzäumt. Im Hofe qualmte die Kalkgrube: vor dem Thore lagen Sandhaufen und ganze Berge von Bruchſteinen und Ziegeln umher. In aller Frühe knarrten ſchon die Schiebkarren, ſchallten die Hammerſchläge, rieſelte der Schutt, und dazwiſchen ertönte manchmahl der ſingende und ſchleifende Kommandoruf des Bauführers und ſeines ebenſo geſchäftigen Weibchens.

Dritthalb Jahre mochten indeß eben vergangen ſein, ſeit der Schwabe das urſprüngliche Häuschen an ſich gebracht hatte.

Eines Tages gab's einen gewaltigen Zuſammenlauf an der Bauſtätte. Das murmelnde Gebrauſe, das, wie Bienengeſumme, zu meinem Fenſter emporragte, hatte mich aufmerkſam gemacht. Ich ſprang auf, zu ſehen, was es gäbe? — Entſetzlicher Anblick! — Theilnehmende, ſchaudernde und gaffende Zuſchauer umher; die Arbeiter müßig von allen Gerüſten herabſtarrend; mitten ein enger Kreis; darin ſchreiend und händeringend die Eltern, vor ihnen regungslos am Boden, mit einer Kalkkruſte bedeckt, ihr

zweijähriges Söhnlein. Im Gewühle der Arbeit dem Mutteraug' entronnen, war es in die dampfende Kalkgrube gefallen. Der herbeieilende Arzt ſprach beim erſten, flüchtigen Hinblick auf das Kind: „Verloren!“ — Als er es anfaßte, blieb ihm das Fleiſch wie Zunder in der Hand.

Mich ſchauderte. — „Arme Leute!“ rief ich vor mich hin, — „Ihr habt die Grenze überſchritten! des Unglücks erſter Gruß! — aber ach! es wird noch ärger kommen!“

Geſchäfte riefen mich auf's Land, und gleich darauf eine leichte Unpäßlichkeit in ein nahe gelegenes Heilbad. Ich kam in der Zwiſchenzeit kaum ein paar Male in's Städchen. Faſt ängſtlich warf ich jedesmal meine Blicke hinüber auf die rüſtig emporſtrebende Baute, welcher man, wie dem Baume die Jahrringe, ihren vierteljährigen Anwuchs deutlich abmerkte. Der Schwabe kommandirte wie vor und ehe. Sein blaues Auge, ſeine blutrünſtige Naſe ließen ahnen, daß es abermal ein Malheur gegeben habe; ich hörte, daß er vom Gerüſte gefallen, ohne ſich jedoch bedeutend zu beſchädigen. Nun — immerhin eine kleine Mahnung an das nie ſchlummernde Unglück! Uebrigens hatten drei Monate und der fortſchreitende Bau das Ihrige gethan, um ihn über den erlittenen ſchmerzlichen Verluſt zu trö-

ſten. Es iſt wunderbar, wie zauberkräftig die Zeit und ein Steckenpferd wirkt. Auch der Meiſterin merkte man nicht viel mehr an, zudem ſchien Mutter Natur, fürſorgend, die in der Familie entſtandene Lücke bald durch ein neues Pfand der Liebe erſetzen zu wollen.

Vorſichtiger, mit unbeholfneren Schritten, trippelte das emſige Weibchen zwiſchen den Arbeitern umher. Das kleine Mädchen, welches indeß in die Fußſtapfen des verunglückten Brüderchens zu treten begann, klammerte ſich, wie von bewußtloſer Aengſtlichkeit getrieben, feſt an Hemd und Kleid der Mutter an, die es nicht aus den Augen ließ.

So fand ich es die wenigen Male, wo ich mein Zimmer betrat. Kräftiger aus dem Heilbade zurückgekehrt, hatte ich die Freude, von einem alten Schulfreuude, beſucht zu werden, welcher auf der Durchreiſe in unſerm Städtchen Mittagsſtazion hielt. Sein Weg führte ihn nach der Hauptſtadt der Nachbarprovinz; er reiſte allein, mit eigenem Fuhrwerke. — „Begleite mich, wenn du Zeit haſt,“ ſprach er, „in drei Wochen ſetz' ich dich hier wieder ab!“ — Ich hatte eben nichts Wichtiges zu ſchaffen. Reiſen, wozu man ſich ſchnell entſchließt, fallen gewöhnlich am vergnüglichſten aus. —„Warte ein Stündchen zu,“ — entgegnete ich, „ſo bin ich Patron!“ Um drei

Uhr Nachmittags rollte ich mit meinem Freunde wohlgemuth zum weſtlichen Stadtthor hinaus.

Die drei Wochen waren wie weggeflogen. Was man doch Alles ſehen und genießen kann in kurzer Friſt! Was ſich doch in wenigen Wochen ändert!

Als ich zurück kam, fiel mein erſter Blick auf das neue Nachbarhaus. Es ſtand faſt vollendet, am Dachfirſte prangte ein buntbebänderter Tannenſchößling.

„Schönen Gruß!“ rief ich meinem Hauspatron zu, der mir freudig an der Thorſchwelle entgegentrat. — „Wie iſt's gegangen? Was gibt's Neues?“

„So Manches, ſo Manches,“ entgegnete er ernſter.

„Doch nichts Schlimmes?“

„Für uns zwei eben nicht! — Aber für unſern armen Nachbar! Hat kein Glück mit ſeinem Hauſe; wäre beſſer geweſen, wenn er die Hütte Hütte gelaſſen hätte!“

„Hat er beim Bau ſchon wieder ein Unglück gehabt?“

„Unglück über Unglück! Für's Erſte geht's mit dem Gelde ſchlecht. Der Trödel koſtet mehr als das Doppelte deſſen, was der Ueberſchlag auswies. Doch Geld iſt nicht das Höchſte. Seit

Sie fort ſind, iſt der arme Mann Witwer geworden.“

„Witwer? ſtarb ſeine Frau vielleicht im Wochenbette? Oder gebar ſie zu früh?“

„Ja und nein, wie man's nimmt.

„Wenn Einer etwas recht Trauriges erdichten wollte, ſo könnte er's nicht beſſer. Hören Sie nur! Vierzehn Tage mögen's ſein, da ſteht die Meiſterin eines Morgens im Hofe, ihr Mädchen an der Hand, um zuzuſehen, wie die Maurer mächtige, zu den Kanten gehörige Bruchſteine abladen. Der Meiſter war eben auf dem Stadthauſe beim Bürgermeiſter wegen eines neuen Geldvorſchuſſes. Ein Steinklotz, wohl einige Zentner ſchwer, lag noch auf einem Wagen, und viele Hebel waren den Taglöhnern ſchon unter den Händen gebrochen, ehe der Satansklumpen ſich regte. — „Auf, auf!“ ſchrie jetzt der Polier, die Leute ermunternd, und auch die Meiſterin trat näher hinzu, und warf etwas von einem guten Trinkgelde hin. Da ging's; der Stein wendet ſich und rollt auf den untergeſetzten Bock. — „Zurück!“ ſchrie der Polier. Aber ſchon war's zu ſpät; der morſche Bock krachte unter der Laſt zuſammen, und das Felsſtück, wie eine Bombe, ſprang auf und ſchmetterte das Mädchen aus der Mutterhand weg zu Brei zuſammen. Das war auch der Mutter Tod; au-

genblicklich ſtürzte ſie nieder; in einer Viertelſtunde kam das Würmlein, das ſie unter'm Herzen trug, todt zur Welt; ehe die Stunde um war, lag auch ſie — eine Leiche! Seh'n Sie, das hat jener ſchwarze Stein dort in der Ecke gethan!“

„Furchtbar, furchtbar!“ rief ich fröſtelnd aus, „zwei Schaudergrüße des Unglücks auf einmal. Und wie ertrug denn der Mann das Entſetzlichſte?“

„Er verfiel vor Schrecken und Schmerz in ein hitziges Fieber, in welchem er noch darniederliegt!“

Da ſcholl Jubel und Gläſerklirren vom Nachbarhaus herüber. „Was ſoll das bedeuten!“

„Sie ſehen ja den Feſtbaum auf dem Firſte! die Bauleute halten ihren Ehrentrunk!“ —

Nach einigen Wochen erſchien der Meiſter wieder unter den Arbeitern, blaß, abgemagert, hüſtelnd, kaum erkennbar. — „Der wird ſein neues Haus nicht lang bewohnen,“ dacht' ich mir.

Das Haus ſtand blank uud freundlich von Außen, mit lächelnder Stirnſeite zu friedlicher Einkehr einladend. Man ſah es ihm nicht an, daß der Mörtel, der die Steine verkittete, mit Thränen und Blut verdünnt war. Mit höhni-

ſchem Lächeln betrachtete mancher Neidhart das wohnliche Gebäude. — „Wird ſchlechte Zinſen tragen!“ hieß es. — „Gehört ja ſchon jetzt kein Stein mehr dem Erbauer!“ — „Auf dem Hauſe liegt der Fluch, ich möchte nicht drinnen wohnen!“ — So hörte man ſie ſchmälen und flüſtern.

Dem armen Meiſter ging es indeſſen übler. Gram über ſeinen Verluſt, Geldnoth, verſäumte Arbeit, Krankheit, Alles arbeitete an ſeinem Geiſt und Körper mit zehrender Gewalt. Jetzt, wiewohl zu ſpät, ſah er ein, daß er etwas über ſeine Kräfte gethan; daß jene falſche Freunde waren, die ihm riethen und aushalfen; daß es am Ende nur geſchah, um auf mittelbare Weiſe eines Eingewanderten los zu werden. Alles Unglück, was ihn ſeit dem Bau betroffen, der Verluſt ſeiner Kinder, ſeines braven Weibes, ſeines ganzen häuslichen Glückes, das Stocken ſeines Geſchäftes, ward nun zum quälenden Vorwurf, der noch tödtlicher, als das ſchleichende Fieber, an ſeinem Leben nagte. Peinliches Heimweh nach dem ſtillen Schwarzwalde, nach dem friedlichen Murgthale faßte ihn. In wenig Wochen erlag er ſeinem doppelten Leiden. An dem nämlichen Tage, wo der letzte Nagel in die Wand des ſchönen, vollkommen bewohnbaren Hauſes geſchlagen wurde, ſchlug

auch der Todtengräber den letzten Nagel in den Sarg des Unglücklichen.

Der Verlaß des Verſtorbenen war leicht abgehandelt. Das Haus gehörte ſchon bei ſeinen Lebzeiten der Bürgerſchaft, die ihm das Geld zum Baue vorgeſtreckt.

Der arme Uhrmacher ruht nun bei Weib und Kindern unter einem einfachen Holzkreuze, und das freundliche, mit ſeinem Lebensglücke gemauerte Gebäude heißt noch immer das **Uhrmacherhaus**.

IV.

Die
Schweden vor Olmütz.

1.

Narrheit erſcheint am Thoren nicht ſo hart,
Als an dem Klugen, iſt er erſt vernarrt;
Denn der verwendet allen Witz daran,
Daß er die Thorheit Klugheit nennen kann.

Shakeſpeare.

Ein wüſtes Geſchrei tönte durch die niedere Stube des ſogenannten „Stammhauſes,“ einer kleinen abgelegenen Schenke in Olmütz, wo ſich allabendlich die Brüder in studio zu verſammeln, und ihrer Luſtbarkeit freien Lauf zu laſſen pflegten; da ward an den maſſiven Eichentiſchen umher getrunken, gewürfelt, geſungen und geſalbadert, daß der Sprechende ſich oft ſelbſt nicht verſtand, und die geſteigerte Bemühung, ſich einander verſtändlich zu machen, gewöhnlich in allgemeine Unverſtändlichkeit ausartete. Auch an tollen Raufſzenen fehlte es nicht, denn die jungen Herren Studenten trugen ihre wohlgeſchliffenen Klingen jederzeit an der Seite, und ließen ſich ein unebenes Wort nicht zweimal ſagen. Zudem ſchnitten ſie gar ſchiefe Geſichter, ſobald ein Menſch eintrat, der nicht zu

ihrem Bunde gehörte, oder von demſelben nicht geduldet war. Da ward des Federleſens nicht viel gemacht, der ungebetene Gaſt mußte ſich über die Maſſen beſcheiden fügen und ſchmiegen, wenn er nicht den Schauplatz, auf welchen er eben mit zu agiren begann, in kürzeſter Zeit von außen, und zwar oft in der unbequemſten Lage, betrachten wollte.

„Zauſ' ihn, Wallach!“ war die gewöhnliche Loſung, wenn es auszumuſtern galt. Dieſer Wallach war Niemand anderer, als ein Student Namens Valentin Schmidt, der Sohn des gleichnamigen reichen Handelsmannes, ein ſtämmiger, zwanzigjähriger Jüngling, mit ſchwarzen Locken, rollenden Feueraugen, aus welchen ſein lebhafter Geiſt ſprach, und einer mächtig ſchallenden Stimme, die bei ihm gut angebracht war, weil er allerdings, ein eben ſo vernünftiges, als kräftiges Wort zu reden wußte. Den Namen „Wallach“ hatten ihm ſeine Kollegen gegeben, weil er ſeiner Körperbildung nach, ganz jenen kräftigen Gebirgsſöhnen glich, deren Sprache, Sitten, Gewohnheiten er getreu zu kopiren wußte. Häufige Ausflüge in die Bergſchluchten jener Gegend hatten ihn mit vieler Vorliebe für dieſe gigantiſchen Naturmenſchen erfüllt, und manches naſeweiſe Herrlein, welches den guten Valentin zu necken vermeinte,

trug den Beweis dafür bald auf dem Rücken weg. Er war bei allen Studentenſtreichen Anführer, Bürge des Gelingens, und im Nothfalle der Alexander, der den verworrenſten Knäuel mit einem kühnen Fauſtſchlage zerhieb. Darum hing auch das ganze Studentenvolk mit begeiſterter Vorliebe an ihm. So tapfer er aber in der Schenke arbeitete, ſo wacker trieb er ſich auf dem Tummelplatze der Wiſſenſchaften umher, auf welchen es ihm Keiner zuvorthat. Daher war man auch gegen alle ſeine Thorheiten nachſichtiger, als es vielleicht recht war, zumal da man in jener kriegeriſchen Zeit es nicht ungern ſah, wenn den jungen Leuten ein Bischen Raufgeiſt in die Glieder fuhr.

Nur Valentin's Vater, ein alter, ehrlicher, aber über die Maſſen phlegmatiſcher Bürger, der ſeinem Geſchäfte friedſam nachging, hielt ſeinem unbändigen Sohne oft eben ſo langweilige, als vergebliche Ermahnungsreden, welche gewöhnlich mit den Worten ſchloſſen: „Junge, Junge! du haſt Kopf, aber wenn du ihn ſo toll aufſetzeſt, ſo wirſt du ihn noch einmal verlieren.“

Eben hatte ſeinen Kopf Valentin, wie es ſchien, wieder aufgeſetzt, als er an einem regneriſchen Sommerabende des Jahres 1640 im

Stammhauſe ſaß, und wild und unluſtig vor ſich hinſah.

„Mit dem Wallachen iſt heute nichts anzufangen!“ hieß es unter den Studenten; denn ſie hatten ſich ſeit länger als einem Jahre an dieſe, früher ihm fremde, Uebellaunigkeit gewöhnen müſſen. Was ihm ſo fortwährend im Kopfe ſtack, wußte Niemand; denn trotz ſeiner Offenheit in allem Uebrigen ließ er jede Frage über dieſen Punkt unbeantwortet, und erwiederte jede Zudringlichkeit mit einer unliebſamen Abfertigung. Man ließ ihn daher gewähren und erſchöpfte ſich nebenan in flüſternden Vermuthungen, deren Reſultat war: „der Wallach iſt verliebt!“

Toller Lärm übertäubte bald dieſes Geſpräch. Valentin ſtarrte noch immer theilnahmlos auf den Boden, als ob er alle Spalten und Aſtlöcher der kothbelegten Dielen zählen wollte. An einem Nebentiſche ſaßen einige Bürger, die mit den Studenten in gutem Einvernehmen lebten, und ſchwatzten wunderliches Zeug von der Teufelsjagd in Baiern, welche damals unter dem gemeinen Manne vielen Schrecken verbreitete. Andere wußten ſich von einem ſchwäbiſchen Weibe eines Soldaten zu erzählen, welches bei Mellerſtadt auf einmal vier Knaben und drei Mägdlein geboren hatte. Wieder andere behaup-

teten, von Augenzeugen gehört zu haben, daß es im kaiſerlichen Lager zu Saalfeld bald nach dem Scharmützel, in welchem der ſchwediſche Offizier Schlange den einen Arm verlor, Blut regnete, und daß Feuer vom Himmel fiel.

„Mag es ſein!“ rief ein Soldat von der Stadtbeſatzung darunter, der mit den Studenten zechte, „aber etwas anderes will ich euch ſagen, daß der Banner bald abfahren wird. Kaum hatte ſeine Frau, die ſchöne Juliana von Erlach, die Augen zugedrückt, als die Soldaten oftmals eine Stimme hörten: „Fort, fort, Banner! nun iſt es Zeit.“ — Ja wohl iſt es Zeit, wir haben an dem Torſtenſohn allein genug.“

Indeſſen war ein alter Diener der deutſchen Gräfin eingetreten, welche vor anderthalb Jahren im großen Hauſe am Schulplatze eingezogen war. Schmidt hatte dem gutmüthigen, plauderluſtigen Graubart manchmal in der Schenke eine Kanne Bier auftiſchen laſſen, die Studenten wußten nicht, wie er ſich's verdient habe, duldeten ihn aber gerne, weil er von Valentin eingeführt worden war, und ein ſo eigenthümliches Lachen hatte, daß er damit jedesmal ſeinen Schluck Bier redlich abdiente. Dießmal hatte er ſich, ohne ſeinen Gönner zu bemerken, welcher ſtumm und gebückt ſeitwärts ſaß, zu

den Uebrigen gemacht, und fiel, ein lautes Gelächter ſeinen Worten vorausſchickend, den abergläubiſchen Unglücksprophcten nebenan in die Rede: „Ei, was ihr doch immer von Schreckensſtimmen und Schaudergeſchichten ſchwatzt! Die Zeit liegt ohnedieß im Argen! Wartet! ich will euch einmal etwas von einem Feſte vorſingen, wobei ſich mancher von euch die Gurgel wacker netzen wird.“ Sein eigenes Gelächter unterbrach ihn, und alles am Tiſche lachte unwillkührlich mit. „Ja, lacht nur!“ fuhr er fort, „heute über acht Tage iſt Hochzeit in Olmütz. Unſer Fräulein Eleonora und unſer Stadtkommandant Antonio Miniati! Heute Abends war das Verſprechen!“

Ein ſchmetternder Schlag unterbrach das Gelächter, in welches der Graubart durch ſein tolles Lachen ohne Urſache immer Alles mitrieß. Der Student Schmidt hatte ſeinen Bierkrug in wilden Ungeſtüm auf den Boden geſchleudert, daß die Stücke wie Karthaunentrümmer umherſprangen. Mit rollenden Augen fuhr er jetzt empor, drückte das Barett tief in die Stirne, trat wankend zu ſeinen Brüdern an den Tiſch und rief mit verſagender Stimme: „Lebt wohl, Brüder! der Wallach zauſ't Keinen mehr!“ Mit dieſen Worten ſtürmte er zur Thüre hinaus. Alle ſprangen überraſcht auf, eilten ihm nach, riefen

ſeinen Namen nach allen Weltgegenden; aber er war im Dunkel der Nacht wie ein Poltergeiſt verſchwunden.

Eine tiefe Pauſe war eingetreten, während welcher Alles wieder, ſtumm einander anblickend, die vorigen Plätze einnahm. Ein lautes gellendes Gelächter des alten Haushofmeiſters unterbrach ſie, welches Unwillen erregt haben würde, wenn nicht die Neugierde der Kollegen Valentin's zu groß geweſen wäre.

„Ei, daß ich ihn nicht früher geſehen habe!“ rief er noch immer lachend. „Nun hätte auch nichts geändert! Geheirathet iſt geheirathet, und verliebt iſt verliebt.“

„Verliebt?“ ſchrie Alles.

„Ja verliebt,“ erwiderte der Alte, in ſein voriges ungeſtümes Gelächter zurückfallend. „Verliebt! ohne weiters verliebt! Wiſſet ihr nicht, meine Herren, daß Schmidt in Eleonora verliebt war? Nicht? Ei ſehe doch Einer, die Herren Studenten wiſſen ſo Etwas nicht! Freilich war er's oder iſt er's vielmehr. Wir waren kaum ein Paar Wochen im Hauſe, als das ſchöne Zithernſpiel des Herrn Kollega unſerer Frau auffiel. Abſonderlich zeigte aber das Fräulein Luſt, dieſe artige Kunſt zu erlernen, da es auch eine engelreine Stimme hat, und überhaupt ſehr gelehrig iſt. Der gute Valentin ward ins Haus gerufen, um ihr

in dieſer ſchönen Kunſt Unterricht zu ertheilen. Da muß ſich der Handel angeſponnen haben. O, er war ihr nicht gleichgiltig! Ich habe dabei manchen Dienſt geleiſtet, und glaube der Geſchichte ſogar die Ehre zu danken, daß ich bei ſo luſtigen Herren meinen Abendtrunk ohne Gefahr thun kann.“

Seine Worte erſtickten in einem krampfhaften Gelächter, welches die Studenten durch ein dringendes „Weiter, weiter!“ unterbrachen.

„Ja, weiter, weiter,“ lachte der Alte, ſprechend fort, „was weiter? der Oberſt Miniati warb um Eleonora. Die Mutter fand die Partbie gut, und unſer armer Valentin ſitzt nun als Haſe im Pfeffer; ich bedauere ihn recht herzlich! Aber es iſt nun ſchon ſo, und der Weltlauf läßt ſich nicht ändern.“

Die Studenten ſahen nun, daß ſie recht geahnet hatten, und fürchteten trotz des Haushofmeiſters Lachen von Valentin's unbeugſamem Trotze und unbändiger Leidenſchaft das Aeußerſte.

Noch in der Nacht ſuchten ſie ihn auf, aber er war weder in ſeines Vaters Hauſe, noch irgend wo anders zu finden. Eben ſo vergeblich waren ihre Nachforſchungen am andern Tage und an den folgenden. Sie erſetzten dem Vater die beſorgteſten Späher, und ließen ſich die Sache

mehr angelegen ſein, als er ſelbſt, welcher Anfangs zwar betroffen war, bald aber mit ſiegreichem Phlegma antwortete: „Soll's haben! Hab's ihm immer geſagt: Burſche, du haſt Kopf, wenn du ihn aber ſo aufſetzeſt, wirſt du ihn verlieren!“ und damit war die Sache von Seite des Vaters abgethan.

Die acht Tage waren um. Ganz Olmütz nahm an den feſtlichen Beilager Antheil. War gleich Eleonora, erſt zwanzig Jahre alt, und Miniati nahe an den Sechzigen, ſo dachte doch Niemand, welcher den kräftigen, mit edlem Anſtande und freundlicher Herablaſſung einhergehenden Krieger ſah, an ſein Alter. Noch leuchtete volle Rüſtigkeit aus ſeinem ernſten Auge, und hätte man, ihm zur Seite, Eleonoren auch eher für ſeine Tochter, als für ſeine Gemahlin anſehen mögen, ſo lag in dem Gedanken, daß ſie ſeine Braut ſei, doch weiter nichts Abſchreckendes. Sie ſelbſt ſchien ziemlich heiter zu ſein, und in dem Bande, welches zu knüpfen ſie im Begriffe ſtand, ihr volles Begnügen zu finden. Mit ruhiger Faſſung ſchritt am Arme des Bürgermeiſters, als Beiſtandes, die ſchöne Braut der biſchöflichen Kapelle zu, in welcher, in Anweſenheit der Autoritäten und Honorazioren, die Trauung vor ſich gehen ſollte.

Eben ſteckte der Prieſter den Trauring des Oberſten an den weißen Finger der zitternden Braut, als von Außen ein Schuß fiel, und unter Scheibengeklirr eine Kugel knapp über dem Haupte des Bräutigams hinpfiff. Entſetzt und empört von gerechtem Unwillen über dieſen Frevel, fuhr Alles auf, und ohne irgend einen Befehl abzuwarten, ſtürzten einige von den Soldaten, welche das Spalier in der Kapelle bildeten, hinaus, um ſich des Ruheſtörers zu bemächtigen. Vor dem Altare ſelbſt war Alles mit der Braut beſchäftiget, die ohnmächtig zu Boden ſank. Der Thäter war nicht auszumitteln. Erſt nach einer langen Pauſe kam die Braut wieder zu ſich, und erklärte, wiewohl ſcheu und ängſtlich um ſich blickend, daß ſie ſich kräftig genug fühle, den Akt der Trauung vollenden zu laſſen. Dieſe ging auch ohne weitere Störung vor ſich.

Ganz Olmütz ſprach von dem ſonderbaren Vorfalle. Man hegte Vermuthungen aller Art. Die Studenten argwöhnten nicht ohne Beſorgniß, daß Valentin Schmidt, von welchem nicht die geringſte Spur mehr zu entdecken war, den unvorſichtigen Streich begangen habe, um ſich empfindlich zu rächen. Selbſt Valentin's Vater äußerte einmal in ſeinem unverbrüchlichen Phlegma: „Ja, ja, das ſähe dem Tollkopfe

gleich! Gut, daß ich ihn vom Halſe habe, vielleicht ſetzt ihm die Noth den Kopf zurecht!“

2.

> Weg mit der zitternden
> Alles verbitternden
> Zweifeln von hier.
>
> Göthe.

Wild loderte das Kriegsfeuer ſchon durch Jahrzehende in Deutſchland. Bange Furcht erſchütterte die Gemüther, und der finſtere Aberglaube, deſſen Vorſpiegelungen ſich das Herz in der Noth ſo gerne hingibt, fing an, ſich ſelbſt der aufgeklärteren Köpfe zu bemächtigen. So hatte ein gewiſſer Johann Werner von Beckendorf aus Meiſſen eine Prophezeiung drucken laſſen, welche von Hand zu Hand ging, und das tägliche Geſpräch der kannegießernden Menge bildete, deren Beſorgniß auf's Höchſte ſtieg. In der That waren die Ausſichten für die Katholiken immer trüber geworden. Von Provinz zu Provinz verbreitete ſich der Geiſt der Muthloſigkeit, die Schweden drangen unter ihrem heldenmüthigen und ſchlauen Torſtenſohn immer weiter vor, und oft erſchienen ſeine Vorpoſten dort, wo man ihn noch weit entfernt wähnte. Der kaiſerliche Feldherr Franz Albrecht, Herzog von Sachſen-Lauenburg, fiel bei

Schweidnitz in die Hände der Schweden, nachdem er zwei Piſtolenſchüſſe empfangen hatte, die ſeinem Leben am 10. Juni 1642 ein Ende machten. Die Feinde recognóſzirten bis Königgrätz und Glatz, nahmen Stanislau, Oels und Bernſtadt ein, und breiteten ſich immer weiter nach allen Richtungen aus, ohne daß man ihrem Vordringen ernſtliche Hinderniſſe entgegenſetzen konnte.

Mit jedem Tage wuchs die Gefahr für Mähren. In Olmütz, der Hauptſtadt ſelbſt, ſprach man zwar viel von mannhafter Vertheidigung, falls es Noth thäte, Niemand aber glaubte, daß es Noth thun dürfte, indem man vom Kriegsſchauplatze nur ſeltene und unzuſammenhängende Nachrichten empfing, welche den überlegenen Feind lange nicht ſo nahe gerückt ſchilderten.

So bänglich übrigens die Stimmung im Allgemeinen war, ſo fehlte es doch nicht an einzelnen Feſten und Luſtbarkeiten, durch welche man vielleicht mitunter nur die eigene Muthloſigkeit beſchwatzen oder ſie vor Andern bemänteln wollte. Nur ſelten gelang es, den Ton ungetrübter Heiterkeit anzuſchlagen und zu erhalten.

Zu den Feſten, wo dieß am wahrſten und beſten von Statten ging, gehörte ohne Zweifel die prachtvolle Tafel, durch welche Eleonora,

die liebenswürdige Gattin des kaiſerlichen Oberſten und Kommandanten von Olmütz, Antonio Miniati, Freiherrn von Kampoli, das ſechzigſte Geburtsfeſt ihres allgemein geachteten Eheherrn feierte. Was Olmütz an vornehmen und ehrenwerthen Männern zählte, war geladen; von ſchimmernden Kronleuchtern ſtrahlte der Saal; heitere Muſikchöre tönten von dem blumenverzierten Orcheſter; die Tafel bog ſich unter der Laſt der köſtlichen Gerichte und der flimmernden Silbergedecke, und abwechſelndes Geſpräch belebte die Geſellſchaft ohne Unterbrechung. Der umſichtige, vielerfahrne Bürgermeiſter, die wackeren Rathsherren Schwonauer und Kaufmann unterhielten den Hausherrn mit Vorfällen aus der Stadt und ſchonender Erörterung bürgerlicher Verhältniſſe. Die hochgebildete Hausfrau wendete ſich mit holder Anmuth und natürlicher Freundlichkeit zu den verſammelten Frauen ohne Unterſchied des Ranges und Standes. Der lebensfrohe ſechzigjährige Schirmvogt des Minoritenkloſters Paulin Zaczowicz aber hatte wieder ſeinen alten Antagoniſten, den Adminiſtrator Strebele, auf's Korn genommen, und trieb ihn durch manche Fangfrage gar erbaulich in die Enge.

Jetzt erhob ſich Eleonora von ihrem Stuhle, füllte den ſilbernen Pokal mit würzigem Oeſterreicher, und brachte ihrem Eheherrn ein lautes Lebehoch aus. Trompeten- und Paucken-wirbel fielen in den herzlichen Jubel ein, mit welchem die ganze Geſellſchaft den Ruf der Hausfrau erwiederte. Gerührt dankte Miniati mit gewählten Worten, welche dem guten Paulin ſo an's Herz drangen, daß er nochmals ſeinen Pokal ergriff und aufſtehend improviſirte:

„Deus nostri Miniati
Lactae faveat aetati;
Unſer Gut und Blut für ihn,
Dixi Zaczowicz Paulin!“

Kaum hatte man ſich geſetzt, als ein Diener des Oberſten eintrat, und ihm meldete, daß der Bürger Valentin Schmidt, ſo eben von einer Geſchäftsreiſe an die Grenze zurückgekehrt, ihm etwas mitzutheilen wünſche, was keinen Aufſchub leide.

Der Oberſt ließ ihn hereinbitten und meldete ſeinen Gäſten, wer ihm angemeldet wurde.

„Was mag wohl dem Phlegmatikus ſo ſehr am Herzen liegen,“ bemerkte der Kloſtervogt Paulin, „daß er über ſeine Nachricht gar keine Sonne will aufgehen laſſen? Hat ihm etwa der vorgeſtrige Wolkenbruch eine Lieferung ver-

ſchwemmt? Sonſt wüßte ich nicht, was ihn ſo ſpät noch auf die Beine bringen könnte!"

Schmidt war indeß eingetreten, und ſah ſo ungewöhnlich verſtörrt drein, daß dem Vogte faſt unwillkührlich gegen ſeinen Nebenmann die Bemerkung entſchlüpfte: „Heut' ſieht er zum erſten Male geſcheidt aus!"

Bald aber theilte ſich Schmidt's langes Geſicht auch manchem Anderen aus der Geſellſchaft mit; denn ſein Bericht, welchen er dem Oberſten mit ungewöhnlichen Haſt erſtattete, war nichts Geringeres als die Meldung, daß die Schweden Schleſien bereits verlaſſen haben, und in kürzeſter Friſt auf mähriſchem Boden ſtehen dürften. Er ſelbſt habe über Hals und Kopf geeilt, um in Olmütz noch vor den Schweden anzukommen.

Alle ſahen einander betroffen an; die Wahrſcheinlichkeit ſolch' einer überraſchenden Wendung war nicht zu bezweifeln, und Schmidt's kalte Ruhe und Gleichgiltigkeit gegen Alles, was nicht in ſeine Rechnungsbücher einſchlug, kannte man zu wohl, als daß man ſeine Nachricht für übereilt hätte halten ſollen. Die laute Freude war auf einmal in ſtummes Nachſinnen übergegangen.

„Meiſter Schmidt," begann, die allgemeine Pauſe unterbrechend, der Vogt Paulin, „ihr ſeid mir der Wahre! Konntet ihr eure Hiobs-

poſt nicht auf morgen verſparen? Wer ſoll jetzt noch eſſen und trinken können?“ und mit dieſen Worten leerte er ſeinen Becher ſo gemüthlich, und föderte mit der ſchweren Silbergabel ein Stück des würzigen Bratens ſo zuverſichtlich, daß ſich die Beſorgteſten eines herzlichen Lächelns über ſeinen wohlberechneten Schalksernſt nicht erwehren konnten.

„Weiß der Himmel,“ fuhr er fort, „ich bin im Glauben meiner Väter fünfzig Jahre alt, und eben ſo viel Zoll im Durchmeſſer dick geworden, aber in ſo fröhlicher Geſellſchaft bin ich für Grillen und Mücken immer der Ungläubigſte. Morgen Früh will ich Alles glauben, und für das, was ich glaube, mich ſelbſt ſammt Haut und Bauch zum Opfer bringen; aber heut' dächt' ich, laſſen wir die Schweden noch Schweden ſein.“

Der Oberſt wußte Zaczowicz's Bemühen zu würdigen, und ſah trotz ſeiner eigenen, ſchweren Beſorgniß, gern, daß unter die Mehrzahl der Gäſte wieder Muth und Heiterkeit zurückkehrte. Er ſelbſt trat wohl einige Male mit ſeinen Adjutanten und Feldhauptleuten in dieſe und jene Fenſterniſche, auch der Bürgermeiſter und ſeine Räthe ſteckten die Köpfe gar bedenklich zuſammen; aber die geſprächige Hausfrau wußte den Frauen, und der luſtige Paulin

den Herren ſo gut beizukommen, daß man ſolche verdächtige Zwiſchenſpiele gar nicht bemerkte, und ſich bald wieder der ungezwungenſten Fröhlichkeit überließ. Bis Mitternacht dauerte Tanz, Muſik und Kurzweil, und Alles ging ſo ruhig und wohlgemuth nach Hauſe, als ob Schmidt keine Kriegsbotſchaft, ſondern die Nachricht mitgebracht hätte, daß ſo eben ein hundertjähriger Friede mit den Schweden unterzeichnet worden ſei.

3.

Iſt dieß nicht etwas mehr, als Einbildung?
Was haltet ihr davon?

Shakeſpeare.

Die Bothſchaft, welche der Bürger Schmidt von ſeiner Reiſe mit nach Hauſe gebracht hatte, blieb nicht ohne ernſtliche Nachwirkung. Kaum war der Morgen angebrochen, als man über die Sache reiflicher nachzudenken begann, und allenthalben, wohin ſich das Gerücht verbreitet hatte, iu die traurigſte Beſorgniß gerieth.

Vor Allem aber fanden in Miniati's Hauſe die ernſthafteſten Berathungen Statt. Die öffentlichen Schenken, die Gewölbe der Handelsleute, die Hörſäle der Studierenden waren voll von der Unglücksbotſchaft, welche durch einlaufende Nachrichten von verſchiedenen Seiten

zur unwiderlegbaren Gewißheit erwuchs. Beſonders regſam war die Schaar der Studenten, welche bereits von Sturm und Ausfall träumte, und nichts bedauerte, als, daß der Wallach, deſſen Namen, wie eine Fabel aus dem Toſen der Vorzeit ſich unter den Muſenſöhnen forterbte, verſchollen war, an welchem ſie einen Anführer, Rathgeber und Ermunterer gehabt hätten, für welchen ſie jetzt umſonſt einen würdigen Erſatzmann ſuchten. Die Stimmung war übrigens unter der Mehrzahl nichts weniger als entmuthigend, und allgemein träumte man von Schlappen und Witzigungen, welche der gefürchtete Torſtenſohn unter den Wällen von Olmütz zur heilſamen Warnung für alle Zukunft erfahren ſollte.

Auch auf dem Rathhauſe, fand eine ſorgſame Berathung Statt. Da man des Geiſtes, der unter der Bürgerſchaft herrſchte, ſicher zu ſein glaubte, ſo beſchloß man nach dreiſtündiger Unterhandlung und Erwägung, die Stadt bis auf den letzten Mann zu vertheidigen, der Bürgermeiſter und ſeine Räthe, die Geiſtlichkeit, welche damals in der Stadt eine nicht unwichtige Rolle ſpielte, und ſämmtliche Bürgerausſchüſſe ſtimmten für den hartnäckigſten Widerſtand, wozu ſich auch der Rektor der Studien, welcher ſeine jun=

gen Brauſeköpfe nur zu gut kannte, vollkommen bereit erklärte.

Anderer Meinung hingegen war **Miniati**, welcher die Sache von der miltäriſchen Seite nahm. Er hatte unter ſeinem Kommando nicht mehr als achthundert ſtreitbare Männer, darunter größtentheils Italiener und Neugeworbene. Auf die Hilfe freiwilliger Vertheidiger iſt am wenigſten zu bauen, indem leicht Unordnung, Parteigeiſt oder Muthloſigkeit Einzelner, die Kräfte zerſplittert, und die Geſchichte für hundert Beiſpiele wackerer Vertheidigung und heldenmüthiger Ausdauer gewiß eben ſo viele geſcheiterter Hoffnungen und mißglückter Pläne aufzuweiſen hat. So lieb daher der Oberſt auch den Minoritenvogt hatte, ſo kräftig bekämpfte er deſſen Vorſchläge zur allgemeinen Bewaffnung. Schon wankten einige der angeſehenen Vertreter des Bürgerſtandes, und nannten die Nachgibigkeit des Kommandanten eine kluge Vorſichtsmaßregel, welcher man ſich, dem Drange der Umſtände nachgebend, fügen müſſe, wie ſehr ſich auch das Herz der einzelnen Patrioten dagegen ſträube. **Paulin** aber gab nicht nach, und wendete ſeine ganze volksthümliche Beredſamkeit an, um die Gemüther zur ſtandhaften Gegenwehr zu zu ſtimmen.

*

„Wer ſich ſelbſt verläßt,“ begann er, „den wird der Himmel auch verlaſſen! Auch die Schweden haben Rücken, auf welche ſich auf gut mähriſch eine tüchtige Warnung ſchreiben läßt. Warum ſollen wir ihnen ſo gutwillig unſere Thore öffnen? Mit ihrer Hauptmacht können ſie nicht anrücken, und ſind wir denn ſo arm an Vertheidigern? So lange unſere achthundert Mann hinreichen, ſtehen dieſe auf den Mauern, damit wir im Innern der Stadt uns in den Waffen einüben können. Wenn dieſe einmal mangeln, da geht es an die Bürger, an die Studenten, die jetzt ſchon ihre Hieber wetzen, und ihre Sackpuffer vom Roſte reinigen, u. ſ. f.“

Seine Worte fielen nicht auf dürren Boden; Miniati ward überſtürmt, und gab, um nicht den Vorwurf der Saumſeligkeit auf ſich zu laden, zögernd nach. Man traf Anſtalten zur Vertheidigung, beſtimmte die Poſten, beſſerte die Wälle aus, trug Dächer ab, und flocht Schanzkörbe, bezeichnete Wohnungen, welche feuerfeſt waren, zu Magazinen und Lazarethen, ſammelte Waffen und Proviant, exerzierte und manövrirte, errichtete Korps und Patrouillen, Reſerven und Arbeits-Compagnien und betrieb Alles, was höchſt förderſam geweſen wäre, wenn man einer Belagerung im nächſten Jahre, nicht aber einen

Sturm in der nächſten Woche entgegen zu ſehen gehabt hätte.

Miniati ſah dem Allem mit ernſter, bedenklicher Miene, wie einer fruchtloſen Bemühung zu, und unterſtützte werkthätig nur dort, wo ſeine militäriſche Ehre unmittelbar in Anſpruch genommen wurde. Seine Gemahlinn, das Mißliche ſeiner Stellung erkennend, ſuchte durch ihre rege Theilnahme von Allem, wo Frauen in ſolchen Gelegenheiten helfen und rathen können, nach Kräften auszugleichen, und den Ruhm jeder beifällig angenommenen Maßregel ihrem Eheherrn abzutreten. Sie ordnete einen Verein der Bürgerfrauen zur Pflege der Verwundeten und Kranken an; ſie gab ihren Schmuck her, um den Arbeitern zuzulegen; ſie ſprach, wo ſie hinkam, Muth zu, und bewies ſich in Allem und Jedem als eine Frau, die nicht minder heldenmüthig, als klug iſt.

Unter ſolchen Anſtalten verging eine Woche, als eines Morgens die Wachen auf den Stadtmauern meldeten, daß ſchwediſche Vorpoſten ſich gezeigt hätten. Es war wirklich ſo. Langſam ſchob ſich eine Kolonne vor, deren Piquets ſich von Vedette zu Vedette erreichen konnten. Da gab es gewaltigen Allarm in der Stadt. Nun galt es Ernſt; mit innerm Widerwillen und der feſten Ueberzeugung vom Mißlingen ſchritt Miniati zur

Vertheidigung. In aller Eile wurden alle Feuerſchlünde, die noch in dem Zeughauſe ſtanden, auf die Wälle gebracht. Ihr dumpfes Geraſſel in den Straßen weckte die Bürger aus dem letzten Traume der Ungläubigkeit, in welchen noch immer verſunken, ſie das Ganze bisher doch nicht ernſter nahmen, als ein Schau-Manövre. Sämmtlicher Waffenvorrath wurde an die Bürger und Studenten vertheilt. Auch Paulin, der wackere Schirmvogt, hatte Wort gehalten, und zog an der Spitze ſeiner Söldner wohlgerüſtet und kampffertig vor der Wohnung des Oberſten auf.

Wer auf die Wälle ſah, mußte erſtaunen über die Maſſe von Händen, welche ſich da zum Dienſte des Vaterlandes rührten und regten, wer aber einen Blick in die verödeten Straßen warf, konnte ſich über die unheilvolle Zukunft nicht täuſchen, welche der Stadt bevorſtände, wenn jenes Phantom von Streitkräften, welches die Mauern erfüllte, beim erſten kühnen Angriffe zerſtöbe.

Immer näher rückten die Schweden, ohne übrigens eine andere feindliche Demonſtrazion zu machen, als daß ſie gemächlich lagerten, und die Mündungen ihrer Feuerſchlünde ruhig der Stadt zukehrten. Miniati, welcher ſich zum Ernſte genöthigt ſah, ſuchte nun die Rathsherren

Schwonauer und Kaufmann zu bereden, daß ſie, ſo lange es noch möglich wäre, ihre Frauen in Sicherheit brächten. Dieſe, welche hinter des Oberſten muthvoller Gemahlin nicht zurückſtehen wollten, erklärten ſich nur dann zur Flucht bereit, wenn Eleonora mit ihnen zöge. Miniati's dringenden Vorſtellungen gab ſie endlich nach, wiewohl ſie ſich nur ſchwer entſchließen konnte, mancher Anſtalt, welche ſie ſelbſt in's Leben gerufen, ſich als Leiterin und Theilnehmerin zu entziehen. Eine öffentliche Bekanntmachung ſtellte es Allen, welche Olmütz verlaſſen wollen, frei, bei Anbruch des nächſten Morgens, unter hinlänglicher Bedeckung, nach Brünn abzuziehen, welches kräftigeren Schirm und Schutz darböte. Jetzt ſchon zeigte es ſich, wie richtig Miniati's Urtheil von der vorgeblichen Allgemeinheit der Kampfluſt war. Mancher, welcher vor wenigen Tagen noch bramarbaſirte, als ob er die Schweden allein verſchlingen wollte, ſchnürte jetzt in aller Eile ſein Bündel, und ſchloß ſich ſtumm und zitternd der marſchfertigen Karavane an, welche, nebſt den genannten Frauen, aus mehrern reichen Kaufleuten und angeſehenen Prieſtern, vielen aus Schleſien mit ihren Reichthümern hierher Geflüchteten, und ſogar aus eigenen Ausreißern von jenem Freikorps beſtand, welches unter Paulin's Kommando unter Waf=

ſen getreten war. Man wunderte ſich allgemein, den Adminiſtrator Strebele und den Bürger Schmidt nicht unter den Flüchtlingen zu bemerken; aber von Erſterem hieß es, als man nach ihm fragte, daß er ſchon ſeit einigen Tagen unſichtbar geworden ſei, und Letzterer ſchien ſein altes Phlegma wieder gewonnen zu haben.

Die Nacht dünkte den Harrenden eine Ewigkeit; endlich graute der Morgen. Von Segenswünſchen ihrer Angehörigen begleitet, ſetzte ſich ein Zug von mehr als zweihundert Menſchen, denen eine Reihe von 400 mit Koſtbarkeiten und Kleinodien beladenen Wägen folgte, in Bewegung. Eine Schwadron muthvoller und wohlbewaffneter Reiter diente der bunten Karavane zur Bedeckung. Zum Abmarſche wurde jenes Thor gewählt, welchem gegenüber noch keine feindlichen Schanzen aufgeworfen waren.

Ungeſtört, vom dichten Nebel geſchützt, bewegte ſich der Zug der Vorſtadt Pawelka zu. Entweder waren die Schweden auf derlei Handſtreiche zu gut eingeübt, oder ein Verräther hatte ſich bei Torſtenſohn ein Bildchen einlegen wollen, aber eine höchſt unangenehme Ueberraſchung war den argloſen Flüchtlingen in jedem Falle vorbereitet.

Kaum hatten nämlich die Entwichenen Olmütz im Rücken, als der Torſtenſohn'ſche

Vortrab über ſie herfiel, die Schwadron Reiter nach tapferer Gegenwehr zerſtreute, die Wägen wegführte, und eine große Anzahl der Flüchtlinge gefangen nahm; unter dieſen letzteren befand ſich auch Miniati's Gattin, deren Schickſal in der Folge entſcheidend auf Olmütz einwirkte.

Mit Schaudern erfuhr man in der Stadt durch den rückkehrenden Reſt der Bedeckung den Vorfall, welchen das nahe Schießen und Lärmen im dichten Morgennebel nur ahnen ließ. Aber Rettung war zu ſpät. Indeſſen rückte Torſtenſohn ſelbſt vor die Mauern, und ſchlug in der Vorſtadt, im Kapuzinerkloſter ſein Hauptquartier auf. Mit freudigem Lächeln vernahm er Leonora's Gefangennehmung, denn es entging dem ſchlauen Feldherrn nicht, von welchem Vortheile ſie ihm für die Zukunft ſein könnte. Er ließ ſie daher in eine abgelegene, wohlverwahrte Zelle des Kloſters bringen, und befahl, ſie reichlich mit allem Nöthigen zu verſehen. Jedoch ließ er es auch an ſtrenger Obhut nicht fehlen, denn er rechnete viel auf ihren Einfluß bei Miniati, und hatte große Pläne für den Fall bereitet, als dieſer die Vertheidigung einer Stadt auf's Aeußerſte triebe, welche er, ſicheren Nachrichten und Kundſchaften zu Folge, ohne vieles Blutvergießen einzunehmen hoffte.

Noch am Abende desſelben Tages ordnete daher der Feldherr einen Parlamentär ab, welcher der Stadt ſich mit einem Trompeter näherte, und ſie zur Uebergabe aufforderte. Miniati ſuchte die Bürgerſchaft nochmals von der Unmöglichkeit eines wirkſamen Widerſtandes zu überzeugen, widerlegte die Gerüchte von der Gefangennehmung ſeiner Frau, die ihm wohl bekannt war, durch einen untergeſchobenen Brief von ihr, um jeden Verdacht eines perſönlichen Intereſſes zu zerſtreuen, und ſchilderte den Bürgern die Folgen der fruchtloſen Hartnäckigkeit mit den grellſten Farben; aber der Ehrgeitz Aller, namentlich der Studenten und Paulin's, war zu ſehr gereitzt, als daß ſeine Vorſtellungen Gehör gefunden hätten.

Der muthige Vogt übte den weſentlichſten Einfluß. Unermüdlich war ſein Beſtreben, den Muth und die Kampfluſt der Vertheidiger anzufeuern, und ungeachtet die Kugeln bereits ganz unheimlich über den Häuptern der Belagerten dahin pfiffen, und mancher hell auflodernde Dachſtuhl es weithin verkündete, daß es den Schweden mit dem Bombardement Ernſt ſei, war er doch unabläſſig auf den Wällen beſchäftigt. Er wußte ſogar eine namhafte Rotte zu einem Ausfalle zu bewegen, welcher am nächſten Morgen gethan werden ſollte, und blieb, da er die nöthige Anzahl Freiwil-

liger, als Soldaten, Studenten und Söldnern ſeiner Kompagnie zuſammen gebracht hatte, hinter ſeinem Vorhaben nicht zurück. Mit dem Früheſten öffnete ſich ein verborgener Ausgang der vielverzweigten Kaſematten, aus welchem er mit dem Häuflein ſeiner Getreuen hervorſtürzte. Das Schwert hoch geſchwungen, drang er unvermuthet gegen die Hauptſchanze der Schweden vor, wo man ſich eines ſolchen Angriffes nicht im Geringſten gewärtig war. Die Feinde waren nicht wenig überraſcht. Schon hatten die herzhaften Olmützer eine Batterie zerſtört, und die Bemannung in die Flucht geſchlagen, als Oberſt Wanka, der mit ſeinem Fähnlein in der Nähe ſtand, ein Regiment leichter Infanterie aufbot, um den Bedrängten zur Hilfe zu eilen. Da wandte ſich das Blatt; ein hartnäckiger Kampf begann, in welchem die disziplinirte Truppe, wie leicht zu erwarten ſtand, die Oberhand behielt. Ueber dreißig von den kühnen Olmützern wurden verwundet, und der tapfere Zaczowicz ſelbſt fiel in die Hände der Schweden, die ihn unter Mißhandlungen jeder Art in das Kapuzinerkloſter, das Hauptquartier ihres Feldherrn, ſchleppten.

*

4.

'S iſt Arzenei
Zu ſüßem Zwecke bitter.
Shakeſpeare.

Gar ſeltſam ſah es im Refektorium der P. P. Kapuziner aus. Die gebräunten Heiligenbilder blickten von den Wänden finſter und unheimlich herab, und die geſchnitzten Statuen der Martyrer in den Ecken des geräumigen Saales, ſtanden auf ihren Fußgeſtellen ſo ernſt und regungslos, als ob ſie eben erſt vor Verwunderung über die neuen Bewohner, die ſeit Kurzem hier hauſ'ten, zu Holz erſtarrt wären. Sonderbar wiederhallte das Sporrengeklirre auf dem marmornen Eſtrich, über welches bisher nur klappende Sandalen hinſchleiften. Statt der braunen Kutten und der weißen Strickgürtel ſah man zweifärbige Koller und lederne Wämſer mit goldenen und ſeidenen Feldbinden; ſtatt der wallenden Graubärte, ſtatt der Glatzen oder Kapuzen, braunlockige Soldatenköpfe mit bebuſchten Sturmhüten und blank beſchlagenen Helmen.

Mitten im Refektorium aber ſaß an einer langen Tafel, an welcher ſonſt die genügſamen Mönche ihre Kollazion einzunehmen pflegten, ein ernſter, vierzigjähriger Krieger, welchem man die Feldzüge und Strapazen vergangener Jahre auf der tiefgefurchten Stirne las, von Adjutan-

ten und Schreibern umgeben, leſend, befehlend und hörend. Es war Leonhard Torſtenſohn, ſeit Banner's Tode der Schweden General-Feldmarſchall.

„Hab' ich es nicht immer geſagt,“ ſprach er zum General-Major Stahlhans, welcher ihm eben das Bülletin des Oberſten Wanka vorgeleſen hatte, „je unbedeutender der Feind, je unangenehmer der Kampf. Es iſt wie mit den kleinen Hunden, man achtet ſie nicht, und ſie beißen doch. Wenn's mich freuen ſoll, drein zu ſchlagen, ſo muß mein Feind mir dreimal überlegen ſein, dann nimmt man ſich zuſammen, und wenn ſich der Leonhard zuſammennimmt, ſo laſſen ihn die Schweden nicht ſtecken. Aber er ſoll mir's büſſen, der Starrkopf Miniati und das freche Häuflein, das uns die ſchöne Batterie zerwarf. Ich mag's nicht leiden, wenn der Menſch thut, was nicht ſeines Amtes iſt; der Bürger bleibe bei ſeinem Gewerbe, der Student bei ſeinen Büchern, der Kloſtervogt bei ſeinen Mönchen.“

„Wo iſt er, der Tollkühne, der die Rotte anführte? Bringt ihn hierher! Ich will ihn in's Examen nehmen, daß er auf mich denken ſoll.“

Das Knie ſich reibend, in welchem ſich die Gicht regte, ſo oft er leidenſchaftlicher auffuhr, ſenkte er die Blicke wieder in die Landkarte, die

vor ihm ausgebreitet lag, während ein Adjutant abtrat und Zaczowicz holte.

Ein leiſes Geflüſter lief durch die Reihen der Offiziere und Ordonanzen, als der wohlbeleibte Paulinus hereingeführt wurde. Sein graues Wamms war von mancher Kugel durchlöchert und mit Kothflecken getigert, welche ihm die ſpottende Menge, die ihn in's Hauptquartier ſchleppte, beigebracht hatte. Sein Bäuchlein ſchien wenig gelitten zu haben, dafür hatte er aber ſeine Stirne, die von einem ſchwediſchen Säbel leicht geſtreift worden war, mit einem weißen Tuche umwunden.

Ohne die geringſte Befangenheit trat er vor den gefürchteten Schwedenführer, der noch nicht aufſah, und begann, da Niemand ihn vorſtellte, ſelbſt mit ſeiner gewöhnlichen Laune ſich vorzuſtellen.

Torſtenſohn blickte empor, und wendete ſein rollendes Auge gegen den Vogt.

„Seht," fuhr dieſer fort, „eine Seltenheit von Euch. Ich wollte den Mars ſpielen, und bin zum Kupido geworden!"

„Was er büßen ſoll!" antwortete der Feldherr, von Paulin's Gefaßtheit betroffen.

„Gott, der Herr, verzeiht," erwiederte der Vogt, an die Bruſt klopfend, „und ſo werdet ihr mir wohl auch nicht gleich die Verdammniß

an den Kopf werfen, wie Martinus Luther dem Teufel das Tintenfaß.“

Den umherſtehenden Offizieren entfuhr unwillkührlich ein lautes Lachen, welches ſie ſchnell unterdrückten, als Torſtenſohn finſter aufblickte und den Schirmvogt angrollte: „Wenn ich Euch aber um einen Kopf kürzer machen laſſe?“

„Dann könnt Ihr mich als Kugel brauchen!“ — verſetzte Paulin, die Hände gemüthlich über ſeinen Bauch ſchlingend.

Dieſe Antwort hatte Torſtenſohn nicht erwartet. Sein Ernſt verwandelte ſich in ein leiſes Kopfſchütteln, welches ſeine Leute wohl kannten; es war ein Zeichen des Ueberganges vom Zorne zu ſeiner angebornen Jovialität. — „Wie könnt' es Euch, dem Schirmherrn eines Kloſters, einfallen,“ bemerkte er mit Nachdruck, „unaufgefordert das Schwert zu ergreifen?“

„Weil Ihr mit dem Schwerte unaufgefordert kamt. Wie Du mir, ſo ich Dir; das iſt der Welt Lauf! Der Mann nützt, wo er kann!“

„Und was denkt Ihr nun, daß ich mit Euch machen werde?“

„Wenn ich für Euch gehandelt hätte, ſo wüßt' ichs, — zum Hauptmanne wenigſtens; jetzt vielleicht zu einem Manne ohne Haupt, — vielleicht auch nicht!“

Torſtenſohn wendete ſich zu Stahl-

hans, und ſagte lächelnd: „Was meint Ihr? Wird er ſich die Lekzion zu Herzen nehmen?“

„Er ſcheint nicht ungelehrig!“ erwiederte der General-Major.

„Nun ſo mag er hier bleiben im Kloſter als Gefangener,“ ſprach der Feldherr, „bis ſich eine Gelegenheit zur Auswechslung findet. Er iſt mir doch lieber, als der Andere, den wir neulich fingen. Seid Ihr's zufrieden?“

„Wie man's nimmt!“ antwortete Jaczowicz mit trübſeligem Geſichte.

„Was?“ fuhr Torſtenſohn auf.

„Verſteht mich nicht unrecht,“ fiel ihn Paulin in's Wort, „Euer Gefangener wär' ich recht gern, wenn Ihr nur mir andere Gefangenwärter beſtelltet. Saht Ihr die Patres, die Ihr in's obere Stockwerk verſprengtet? Sind ſie nicht alle vom Barte bis zu den Sohlen ein Bild der langen Faſten? — Was wird aus meinem Bauche werden, wenn er ſich nach einer neuen Kirchenregel fügen muß?“ —

„Nun das laßt meine Sorge ſein.“ erwiderte der Feldherr gutmüthig, „ich denke die Olmützer werden mich verſorgen. — Habt Ihr noch ein Bedenken?“ — Der Vogt dankte mit launiger Herzlichkeit, und wandelte, dieſer Gefahr glücklich entronnen, im Kloſter ungehindert auf und ab. Bald erfuhr er, daß Piniati's

Gattin ſeine Gefangenſchaft theile. Unverzüglich bat er um die Erlaubniß, ſie beſuchen zu dürfen, die ihm auch ohne Anſtand ertheilt wurde. Wie ein Engel des Troſtes trat er in die Zelle der Gefangenen, ſprach ihr Muth zu, ſuchte ſie aufzuheitern, und ſtärkte ſie durch den Gedanken an beſſere Tage der Zukunft, manches Wort hinſtreuend, deſſen Sinn die tiefgebeugte Frau, in Erwägung ihrer hoffnungsloſen Lage, als frommen Wunſch, kaum der Beachtung würdigte.

Indeſſen ließ Torſtenſohn wieder auf Olmütz ſtürmen, wurde jedoch kräftig zurückgeſchlagen, indem die Bürger und Studenten das Militär ſo wacker unterſtützten, daß Miniati ſelbſt an die Möglichkeit eines längeren Widerſtandes zu glauben anfing. Er ſendete daher, in der baldigen Ankunft eines Entſatzheeres das einzige Rettungsmittel erblickend, einen vertrauten Mann mit einem Schreiben an den Erzherzog Leopold Wilhelm ab. Aber Torſtenſohn's Poſten waren zu wachſam, und auch dieſer Bote wurde aufgefangen.

Dieſer Vorfall bewog den Schwedenfeldherrn, zu einem Mittel zu ſchreiten, welches er ſich als unfehlbar früher ausgedacht hatte. Er ließ nämlich Miniati's Gemahlin rufen. Mit bangem Zittern folgte die Gefangene dem Adjutanten, welcher ſie abholte.

„Schöne Frau,“ ſprach Torſtenſohn, ihr entgegen tretend, während der Adjutant auf ſeinen Wink ihr einen Stuhl hinrückte, „ich habe Euch zu mir bitten laſſen, indem ich ein paar Worte von größter Wichtigkeit mit Euch allein zu ſprechen habe.“

Der Adjutant verließ das Refektorium; Eleonora nahm an des Feldherrn Seite Platz und ſuchte Faſſung zu gewinnen.

„Fürchtet nichts!“ fuhr Torſtenſohn fort, welcher ihre edlen Züge mit Wohlgefallen betrachtete.

„Ich fürchte nichts,“ erwiederte die Gefangene mit Anſtand und Würde; „ich habe es mit einem Manne zu thun, der an der Seite einer Beata de la Gardie gewiß der Schonung gegen Frauen nicht vergeſſen hat.“

„Ihr nennt mir einen Namen,“ antwortete Torſtenſohn, „welcher mich ſelbſt im Zorne entwaffnen könnte. Doch Ihr bedürft keiner Fürbitte, Euer Antlitz, Euer Benehmen reicht hin, um Euch Achtung zu ſichern. Nur muß ich Euch zu bedenken geben, daß ich Euch in doppelter Eigenſchaft gegenüberſtehe, als Leonhard Torſtenſohn und als General-Feldmarſchall des Schwedenheeres. Als Erſterer ſteh' ich Euch zu jedem Dienſte bereit; als Letzterer erſuche ich Euch um einen Dienſt, den Ihr mir nicht ab-

ſchlagen werdet, wenn Ihr bedenkt, daß ich da bitte, wo ich befehlen kann!“

„Es gibt ein Gebiet im Menſchenherzen,“ verſetzte Eleonora mit ſtolzer Ruhe, „über das Niemand befehlen kann, als Gott; Euch zu dienen, ſoll mir zum Troſte in meiner bedrängten Lage gereichen!“

„Erlaubt,“ ſprach Torſtenſohn, ſie ſanft am Arme faſſend, „daß ich Euch den Stuhl zum Tiſche rücke. Hier iſt Tinte, Papier und Feder. Der Dienſt, um den ich Euch bitte, kann Euch nicht ſchwer fallen, — es iſt ein Brief an Euren ehrenwerthen Eheherrn.“

Ein eiſiges Fröſteln durchzuckte Eleonora's Glieder; ſie ſah ein, daß ſie recht geahnt.

„Schreibt ihm,“ fuhr der Feldherr fort, „was Euch das Herz eingibt, was Euch gut dünkt; nur geſtattet mir, daß ich Euch ein Poſtſkript in Eurem Namen in die Feder diktire, des Inhaltes: daß Euer Herr Gemahl in Anbetracht der Umſtände und mit Rückſichtsnahme auf Euch und die Genoſſinnen Eurer Gefangenſchaft, uns nicht länger hinhalte, ſondern eine ehrenvolle Kapitulazion vergeblichem Widerſtande vorziehe!“

„Verzeiht, Herr General,“ entgegnete die Gefangene mit Feſtigkeit, „ich danke Euch für Euren Antrag herzlich; aber um des Poſtſkriptes willen muß ich auf das Labſal des Briefes verzich-

ten. Miniati's Gattin ſchreibt nichts, was ihr Gatte nicht leſen darf!“

„Ihr werdet es bereuen!“ fuhr Torſtenſohn auf, „wenn Ihr nicht ſchreibt!“

„Ich würde es auch bereuen, wenn ich ſchriebe. Welche Reue ehrenvoller ſei, mögt Ihr ſelbſt entſcheiden.“

„Euer Schickſal liegt in meiner Hand!“

„Doch nicht das Schickſal einer Stadt, gegen welches das meinige als Nulle verſchwindet.“

„Ihr irrt; wenn etwas die Stadt vor einer traurigen Kataſtrophe bewahren kann, ſo iſt es dieſelbe Handlung, die auch Eure Gefangenſchaft aufhebt.“

„Wo Torſtenſohn von Zugeſtehungen ſpricht, dort fürchtet er den Widerſtand; wo Torſtenſohn einen Widerſtand zu fürchten hat, dort wäre es Verrath, Zugeſtehungen zu machen. Ich zweifelte früher, ob Olmütz ſich halten könne; da aber Ihr es entwaffnen wollt, ſo hoffe ich, daß es die Waffen nicht umſonſt gebrauchen werde.“

Dieſe Wendung gefiel dem Schweden, und er konnte der Standhaftigkeit Eleonora's nur gerechte Anerkennung zollen. Die Nothwendigkeit aber geboth ihm, das Aeußerſte zu verſuchen.

„Ihr wollt alſo nicht ſchreiben?“ begann er wieder kalt und ernſt.

„Ich darf nicht!“ war Eleonora's Antwort, „die Ehre verbiethet es mir.“

„Und was würde die Ehre dazu ſagen, wenn ich Euch und die Frauen der Olmützer Rathsherren, die mit Euch gleiches Loos theilen, in's Lager führen, und durch einen Herold verkünden ließe: Soldaten, da iſt gute Waare für Euch angekommen; Euer Feldherr ſchickt Euch hier zum Lohne für Eure Tapferkeit einmal einen Stoff zur Kurzweil und zum Vergnügen. Thut, was Ihr wollt; Verantwortung habt Ihr keine! — Was würde Eure Ehre dazu ſagen?“

Eleonora wechſelte die Farbe; bei dieſer Schilderung verlor ſie die Faſſung, hielt ſich nur mit Mühe aufrecht, und fragte mit tonloſer Stimme: „Torſtenſohn! iſt das Euer Ernſt?“

„Mein Ernſt nicht,“ erwiederte der Schwede lächelnd, „Torſtenſohn's Ernſt nicht! Aber der unwiederrufliche Entſchluß des General-Feldmarſchalls, der um und in Olmütz nicht unnütz Blut vergießen will!“

„So ſagt, was ich ſchreiben ſoll! erwiederte Eleonora, zum Tiſche wankend, und ſetzte, nachdem ihr der Schwede den Stuhl zurecht gerückt, unter einem tiefen Seufzer, mit thränen-

feuchtem Auge gegen Himmel ſtarrend, die Feder an.

„Theurer Gemahl!“ diktirte Torſtenſohn, „deine unglückliche Eleonora ſchmachtet, ſo wie die Frauen der beiden Rathsherren Schwonauer und Kaufmann, in ſchwediſcher Gefangenſchaft. Rette mich, denn Torſtenſohn, der Unfreundliche,“ hier nahm er lächelnd eine Priſe, „hat feſt beſchloſſen, wenn Olmütz binnen acht und vierzig Stunden nicht in ſeinen Händen iſt, uns der Willkühr ſeiner Soldateska preiszugeben. Was du für deine, dich ſo innig liebende Gattin thun ſollſt, brauche ich dir wohl nicht zu ſagen. Uebergibſt du die Stadt, ſo ſind wir frei. Eleonora.“

Unter häufigem Schluchzen vollendete Eleonora das Schreiben. Es war ihr, als unterſchriebe ſie das Todesurtheil ihres Gatten. Kraftlos ſank ſie in den Stuhl zurück, und verbarg, während Torſtenſohn den Brief wohlgefällig zuſammenfaltete, ihr Geſicht in die Hände.

„Faßt Euch, edle Frau!“ begann nun der Feldherr, „gegen die Nothwendigkeit zu kämpfen, iſt Unklugheit, und Ihr ſeid nicht minder klug, als ſchön. Ihr habt mir einen großen Dienſt erwieſen, bei welchem ich nichts bedauere, als daß ich Euch durch Drohungen abnöthigen mußte, was ich mir lieber erſchmeichelt hätte. Zürnet

dem Torſtenſohn nicht, weil er dem General-Feldmarſchall wich. Wenn ich durch irgend etwas das Bild des unfreundlichen Schweden verlöſchen könnte, ſo würde es mir zur froheſten Beruhigung gereichen. Pflegt nun Eurer Ruhe! ſucht Euch zu tröſten, und denkt: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, eine ſich're Wehr und Waffen!"

Schweigend nahm Eleonora des Feldherrn artige Reden und wohlgemeinte Troſtgründe hin, und begab ſich, von ihm ſelbſt geſtützt, in ihre Zelle, wo ſie der alte Vogt Paulin mit banger Beſorgniß erwartete. Dieſem übergab ſie Torſtenſohn mit dem Auftrage, ſein Möglichſtes zu ihrer Aufheiterung beizutragen.

"Ihr ſeid ſo guter Laune," ſprach er im Abgehen, "macht ſie bei dieſer würdigen Dame geltend. Ich beneide Euch um das Glück, Euch an Ihrer lieblichen Gegenwart weiden, und die Thränen ſo ſchöner Augen trocknen zu dürfen. Aber ehern iſt des Kriegers Loos, und ſeine Tritte ſind für Blumen dieſer Art viel zu plump und unbehilflich."

Kaum hatte er die Zelle verlaſſen, als Eleonora dem Vogte Alles, was vorgefallen war, weinend geſtand, und ihn bei Allem, was dem Chriſten theuer iſt, beſchwor, auf ein Mittel zur Flucht zu denken.

„Qui vult finem, debet velle media!“ rief Paulin freudig, „das heißt auf deutſch, man ſoll in der Noth den Kopf nicht verlieren. Ich war nahe daran; aber ich fühl's, daß ich ihn noch habe. — Ja — Flucht, gnädige Frau, Flucht, das iſt das rechte Wort, jetzt hab' ich Euch, wo ich wollte. Ich habe mich im Kloſter umgeſehen, und an dem Kellermeiſter einen Praktikus gefunden, deſſen Rath nicht mit Gold zu bezahlen iſt. Aus dem Keller führt ein geheimer Gang in's Freie. Heute Nacht, wenn Alles ruhig iſt, hole ich Euch ab; Konrad gibt mir den Schlüſſel. Wir müſſen fort, denn wenn auch Miniati die Stadt übergibt, ſo ſind wir doch nicht frei; man wird uns zur Erzwingung weiterer Zugeſtehungen aufbewahren. Undankbar iſt's freilich gegen Torſtenſohn, ihm für ſeine Großmuth ſo zu lohnen; aber der Vogel, der nicht davon fliegt, wenn man ihm den Käfig offen läßt, iſt ein Gimpel, und dafür ſoll mich der gute Torſtenſohn nicht halten!“

Alles war verabredet, und in ungeſtümer Erwartung ſahen Beide der Nacht entgegen. Torſtenſohn hatte indeß Eleonora's Brief beſtellen laſſen. Miniati war der Verzweiflung nahe; hier rief ihm die Liebe zu, dort drohte die Pflicht; dazu kam ſein noch immer ſchwankendes Vertrauen auf die Ausdauer der Beſatzung.

Niemand wußte noch etwas Beſtimmtes von der Botſchaft aus Feindeshänden; man ſchloß nur daraus, daß ſie arg geweſen ſein mußte, weil ſich Miniati über zwei Stunden mit Schwonauer und Kaufmann in ſein Kabinet einſchloß, und bald auch die übrigen Vorſteher der Stadtkorporationen zu ſich berufen ließ. Eben als man ſo leidenſchaftlich für und gegen die Uebergabe eiferte, begann das Feuer der Schweden vom Neuen, und die ſchweren Eiſenkugeln, welche auf das Pflaſter niederſchmetterten, übten einen größern Einfluß, als alle Vorſtellungen des Oberſten. Plötzlich ſchlug ein mächtiger Steinregen, aus den ſchwediſchen Mörſern auf das Dach des Pulverthurms gehagelt, Sparren und Gewölbe durch, und mit Donnergepraſſel flog aller Vorrath, der hier zurück gelegt war, wie aus dem Krater eines Vulkanes, ſauſend in die Luft. Jammer und Geſchrei der Verwundeten und Beſchädigten ſcholl von allen Seiten, Verwirrung und Entſetzen ergriff Jung und Alt, und mit Schaudern ſchloß man aus dieſem erſten unheilvollen Vorſpiele auf die Szenen des nahen Trauerſpieles. Die Gelegenheit, einen Vorſchlag zur Uebergabe zu machen, ſchien nun gekommen; die betheiligten Rathsherren, halfen mit, und ſo ward denn endlich beſchloſſen, am andern Morgen eine Deputazion angeſehener Bürger und

Wortführer aus allen Klaſſen der Bevölkerung an Torſtenſohn abzuſenden.

5.

Die Anker auf! Stecht in die See! Glück zu!
Doch mir iſt bang dabei, verzeih' mir's Gott!
Ben. Johnſon.

Die Nacht war rabenfinſter, mondlos ſtarrte der Himmel herab, und nur hier und da blickte durch zerriſſene Wolken ein Stern. Nur einzelne Schüſſe, gleichſam Nachzügler des ziemlich ſtarken Kugel-Detachements, welches die Schweden den ganzen Nachmittag über nach Olmütz geſendet hatten, erleuchteten das Dunkel, und zahlreiche Wachfeuer zeigten, wie weit im Umkreiſe das Heer der Belagerer ſich ausbreitete. Alles war im Kloſter ſtill geworden; die Anſtrengungen des Tages hatten Müdigkeit und Schlummer bewirkt, und der günſtige Augenblick zur Flucht ſchien gekommen.

Da ſchlich ſich Paulin aus ſeiner Kammer, nachdem er ſich unter Beihilfe des wackeren Kellermeiſters, ſo gut es in der Eile ging, mit Proviant und ſelbſt mit Waffen verſehen, ſteckte den Kellerſchlüſſel zu ſich, den er ſchon am Abende mit der Weiſung erhalten hatte, ihn zu behalten und hinter ſich von Innen abzuſchließen, indem noch ein zweiter vorhanden wäre, und eilte ſo

leiſe, als ob er die Schuhe mit Filz beſohlt hätte, mit einer Blendlaterne unter dem Mantel, zu Eleonora's Gemach.

Er fand ſie gefaßt und gerüſtet zur gefahrvollen Reiſe, und nach einem kurzen, aber herzlichen Gebete ſtiegen ſie vorſichtig und langſam die Treppen hinab. Unbemerkt an der Schlafzelle manches Schwedenhauptmanns vorüber, gelangten ſie zur Kellerpforte, welche Paulin eben ſo ſchnell wieder hinter ſich abgeſchloſſen als geöffnet hatte. So war jeder Verdacht von den armen Kloſterbewohnern entfernt, denen Torſtenſohn dieſes Werk der Barmherzigkeit gewiß übel vergolten hätte.

Schauerlich hallte der Fußtritt durch den feuchten, halbleeren Keller, von deſſen Wänden einzelne Tropfen eintönig herabſickerten. In der Ecke lag das bezeichnete Faß. Mit Mühe zwängte ſich der Vogt hinter demſelben zur Mauer durch, und ſchob das Bret zurück, welches, wie zufällig hingelehnt, nichts weniger als einen Ausgang in's Freie vermuthen ließ. Fröſtelnd folgte Eleonora ihrem Führer, welcher ſelbſt, nur der mündlichen Weiſung des Kellermeiſters gedenk, mühſam durch den ſchmalen Gang ſich fortwand. Wie Kryſtalle funkelte der Salpeterreif in den Ritzen des bröckelnden Gemäuers; aufgeſchreckte Molche huſchten über den Weg, und wie Erdbe-

benſtöſſe dröhnten die einzelnen Mörſerſchüſſe von Außen im Innern des ſchauerlichen Gewölbes wieder. Schwere Stickluft hemmte den Athem und verkleinerte das Licht der Laterne zum blaßrothen Funken; an manchen Stellen mußten ſie faſt am Boden hinkriechen; an manchen wünſchte der Vogt ſich zertheilen zu können, aber der Drang der Gefahr half überall aus. Plötzlich ſenkte ſich der Gang ſteil über ſtufenähnliche Vorſprünge abwärts, und eben ſeufzte Paulin bänglich auf, als friſchere Luft ihnen entgegen wehte, und ein nahes Rieſeln an ihr Ohr ſchlug.

„Gott ſei Dank!“ rief der Vogt, „wir ſind im Freien, das iſt das Bächlein hinter dem Kloſtergarten; der Herr verläßt die Seinen nicht!“

Tief aufathmend ſtanden ſie unter Gottes Himmel, und tröſtend ſchimmerte ihnen ein Stern aus flockigem Gewölke entgegen. Sie hatten das Hauptquartier ſammt ſeinen Wachpoſten im Rücken. Nur etwa hundert Schritte weit loderte das äußerſte Feuer, an welchem ein ſchwediſcher Soldat ſtand. Aengſtlich ſchrack Eleonora zuſammen, als ſie ſeiner anſichtig wurde.

„Thut nichts!“ beruhigte ſie ihr Führer, „ſehen wird er uns, das weiß ich, denn die Kerle haben Luchsaugen, aber auch dafür iſt ge-

ſorgt. Ich habe das Loſungswort ausgekundſchaftet!“

„Loſung!“ rief der Soldat, als eben Paulin mit ſeiner Begleitung über das Bächlein ſetzte. „Seeblat!“ entgegnete der Vogt mit feſter Stimme. „Vorbei!“ brummte der Soldat beruhigt, ſeine Büchſe abſetzend, aus Achtung vor Torſtenſohn's altem Familiennamen, welcher für den Tag Parole war. Auf dem nächſten Hügel beſah ſich Paulin, ſo gut man es bei Nacht kann, das Terrain, um den weiteren Operazions-Plan zu entwerfen. Nach Olmütz zu gelangen war unmöglich. Auf der Südſeite, als dem einzigen Höhenpunkte, von welchen aus man die Stadt beſtreichen konnte, ſtanden die feindlichen Batterien. Nordwärts breitete ſich das Lager mit ſeinen, gegen die beiden Flügel weit hinaus geſchobenen Wachfeuern aus. Zudem war die Nacht zu finſter, um der Richtung gewiß ſein zu können. Es blieb ihnen alſo nichts übrig, als dem nahen Walde zuzueilen, um in ſeinem Dickicht den Morgen abzuwarten. Kaum hatten ſie ſein undurchdringliches Obdach erreicht, und einen holen Baum zu ihrem Zufluchtsorte gewählt, als das Glöcklein des Kloſters anſchlug.

„Da hat man's!“ rief der Vogt, „was gilt's, die haben unſere Flucht bereits gemerkt, und machen ſich die vergebliche Unterhaltung,

uns zu ſuchen. Ja, die wird ihnen wohl ein Räthſel bleiben, zu welchem ich allein hier den Schlüſſel habe, den ich dieſem Baume als Pfand meines Dankes zurücklaſſen will! Fort aber müſſen wir jetzt, gute Frau, fort, ſo lang Euch die Beine tragen! Zum Glücke kenne ich mich hier im Walde gut aus. Hab' als Studioſus manchem Haſen bei dieſem Baume das Lebenslichtlein ausgeblaſen. Ich will ſtatt des Kerzleins mein Gedächtniß in die Laterne ſtecken!"

Ohne zu raſten, eilten ſie fort durch den Wald, und mochten wohl manche Stunde bereits im Dunkel der Nacht zurück gelegt haben.

Endlich graute der Tag; ein kleines Viertelſtündchen wanderten ſie noch weiter, als ein näher und näher polterndes Geroll an ihr Ohr ſchlug. Erſchrocken ſprangen ſie hinter einen Baum, aber zu ihrer großen Freude war es niemand Anderer, als ein argloſer Wallache, welcher mit leerem Fuhrwerke wohlgemuth durch den Wald fuhr.

„Wohin, Freund!" rief ihm der Vogt in ſlaviſcher Sprache zu, „vielleicht haben wir einen Weg?"

„Nach Meſſeritſch!" antwortete der Fuhrmann in ſeiner Mundart.

Paulin, ſonſt eben kein Schwärmer, hielt ſich nur mit Mühe zurück, den ſchlichten Ge-

birgsbewohner vom Wagen zu reißen, um ihn an's Herz zu drücken. Eleonora bemerkte dieſe Aufwallung gar wohl, und ſchöpfte neue Hoffnung.

„Nimm uns mit!“ ſprach der Vogt zum Wallachen, welcher freundlich den breiten Hut rückte, „wir ſind Flüchtlinge; führ' uns bis an den Fuß deiner Berge! du ſollſt es nicht umſonſt thun; mein Säbel oder mein Roſenkranz ſei dein Lohn! Was du lieber willſt.“

Lächelnd blickte der Bauer auf den elfenbeinernen, mit Silber eingelegten Roſenkranz, und bemerkte ganz aufrichtig: „den Roſenkranz trag' ich im Herzen; den Säbel, glaub' ich, dürften wir bald beſſer brauchen können!“

Der Handel war bald abgeſchloſſen, und, der günſtigen Gelegenheit froh, rollten ſie den Bergen zu, welche ſich von der Oſtgrenze Mährens gegen Ungarn zu, weit in's Land hereinverzweigen.

„Dort,“ ſprach der greiſe Vogt, „bietet jede Sennhütte uns ein Aſyl dar, und wir können mindeſtens ſicher abwarten, was da kommen werde.“ Eleonora fügte ſich mit chriſtlicher Ergebung in Alles.

Was ſie am Wege von ihrem Fuhrmanne erforſchten, war ſo viel, daß er eine Ladung Käſe nach Olmütz an den Kaufmann Schmidt

zu liefern hätte, welcher überhaupt große Be- ſtellungen auf Lebensmittel aller Art im Gebirge gemacht hatte, um, falls der Feind die Stadt überkäme, damit ſeinen Gewinn zu ſuchen. Dieß- mal ſeien aber die Schweden Vorkäufer, und, zu ſeiner großen Verwunderung, redliche Zah- ler geweſen. Ueberhaupt wäre es das Beſte, wenn man ihnen ein freundliches Geſicht zeigte, ſonſt käme noch Noth und Jammer übers Land.

Nachdem ſie längs der Beczwa den gan- zen Tag über fortgerollt, kamen ſie am Fuße des Gebirges an, deſſen Wälder, Alpenweiden und Sennhütten ihnen zur Herberge dienen ſollten. Hier nahmen ſie von ihrem Fuhrmann Abſchied, welchem der Vogt ſeinen Säbel zum Lohne gab, und ſchlugen, der Weiſung folgend, die ſie von jenem Sohne dieſer Höhen erhalten hatten, den nächſten Gebirgspfad ein. Sie waren nicht lange geſtiegen, als ſie in ein Keſſelthal hinabblickten, deſſen Mitte eine jener einfachen Hütten ein- nahm, welche man in dieſer Gegend Sallaſchen nennt. Schon zeigte ſich allenthalben die Spur veränderter Kultur und Geſittung. In dieſen rieſig hohen Gebirgen mit ihren Thälern und Vorhügeln wohnte, gleich den Hirtenvölkern der Schweiz und Tyrol's, jener durch Tracht und Lebensart, Sprache und Charakter verſchiedene Nachwuchs der altſlaviſchen Einwohner, die Ge-

wohnheiten, Tugenden und Fehler ſeiner Väter bewahrend. Abgehärtet, thätig, genügſam, gingen ſie ihrer Beſchäftigung nach, weilten im Sommer auf den Bergtriften mit ihren Heerden, bereiteten Käſe, verfertigten allerlei künſtliches Geräthe, und würzten ſich ihre Feſttage durch Spiel, Geſang und Tanz.

Muthvoll und treu, gaſtlich und theilnehmend wußten ſie den Fremdling, der ſich in ihren Schutz begab, eben ſo tapfer zu vertheidigen, als ſie ihn mitleidvoll aufnahmen. Dagegen war ihre Leidenſchaftlichkeit leicht gereitzt, und nach Umſtänden nicht minder wild als ſanft, neigten ſie ſich gewöhnlich, von Einem Aeußerſten zum andern überſpringend, zur Meinung deſſen hin, der ihrer regen Einbildungskraft am beredteſten beizukommen wußte.

Paulin bat jetzt ſeine Begleiterin, des längern Marſches nicht überdrüßig zu werden, und der entlegenen Höhe zuzupilgern, wo ſich die urſprüngliche Sittenreinheit und natürliche Einfalt gewiß noch freier vom Meinungskampfe erhalten hätte. Eleonora billigte ſeinen Vorſchlag ohne Widerrede, und geſtärkt durch eine kurze Ruhe, traten ſie ihre Wanderung vom Neuen an.

6.

Euch iſt kein Maß und Ziel geſetzt,
Bekomm' euch wohl, was euch ergötzt.
Göthe.

Die Nebel ſenkten ſich, vergoldet ſtiegen die Kuppen der Berge hinan, und ragten ſcharf abgegrenzt in das freundliche Blau des Himmels.

Vor den Flüchtigen ſtand ein kegelförmiger Hügel, von friſchem Laubholz unterwachſen, auf deſſen üppig grüner Spitze ein großes Bauernhaus mit weitläufigen Nebengebäuden ſtand. Rings herum dehnten ſich in geräumiger Umfriedung wohlbeſtellte Felder aus, und ſeitwärts lief eine lange, mit maleriſch gruppirten Büſchen beſetzte Weide bis zum Gipfel einer ſteilen Berghöhe hinan, auf deren Schneide eine große Sallaſche ſichtbar wurde. Alles verkündete den Wohlſtand des Beſitzers. Hier beſchloß der Vogt einzuſprechen. „Wir haben heute Sonntag," rief er, „am Tage des Herrn wird der Herr die Seinigen nicht verlaſſen!"

Sie waren kaum den Hügel zur Hälfte hinangeſtiegen, als ſie ein Mädchen vor dem Hauſe gewahr wurden. Mit leichterem Herzen ſchritten ſie auf die Dirne zu, welche, als ſie die Frem-

den bemerkte, ſtehen blieb, und ſie, verwundert, auf ſich zukommen ließ.

Es war ein allerliebſtes Kind von etwa ſechzehn Jahren, im vollſten Sonntagsſtaate. Ein rundes, blühendes Geſichtchen, deſſen zartes Wangenroth von der rauhen Gebirgsluft und der näheren Sonne wenig gelitten hatte, blickte ihnen mit dem Ausdrucke der lieblichſten Sanftmuth entgegen. Große dunkle Augen ſprachen von lebhaftem Geiſte und warmem Herzen. Das ſchwarze Haar, über der Stirne zierlich geſcheitelt, lief rückwärts in zwei lange, dichte Zöpfe aus, welche, an beiden Enden mit hellrothen Bändern durchflochten, über die Achſeln bis über den vollen Buſen herabhingen. Ein blendend weißes Hemd vom Halſe bis zum flimmernden Gürtel von Silberblech, der es um die ſchlanken Hüften zuſammenhielt, in zahlreiche Falten gebrochen, berührte mit ſeinem Saume die runden Waden. Rothe Strümpfe umſchloſſen, in tauſend Fältchen gelegt, den Fuß, welcher vom Knöchel an in neue Stiefelchen aus rohem Kalbleder gepreßt war. Die ganze Geſtalt erweckte fröhliches Zutrauen. Der Vogt zögerte daher nicht, ſein Anliegen in der Mundart dieſes Bergvolkes anzubringen; und ſeine Bitte fand die freundlichſte Erwiederung. Erfriſchungen waren das Erſte, was die liebliche Nika, ſo nannte

ſich das Mädchen, den Ermüdeten unter dem Schatten einer breitäſtigen Buche anbot. Bald erfuhren ſie Alles, was ihnen zu wiſſen lieb war.

Die ſchöne Beſitzung, wohl die ausgedehnteſte und reichſte im ganzen Bezirke, gehörte dem bejahrten Vater des Mädchens, dem Hirten Roman, welcher in der Gemeinde als Aelteſter eine Art von Hauptmannswürde bekleidete, und hohen Anſehens genoß. Als Hausgenoſſen nannte die ſchöne Nika, nicht ohne leiſes Erröthen, einen jungen Mann, Kovacz, welchen ihr Vater vor ein paar Jahren zu ſich genommen, und ſeither als Sohn behandelt habe, einen kühnen, ſchönen und gewandten Hirten, dem es keiner im Gebirge zuvorthun könne. „Beide,“ ſagte das Mädchen, „ſeien am Morgen ausgegangen, würden aber noch vor Mittag, von den Nachbarn begleitet, zurückkommen, um ſich im Freien vor dem Hauſe des Mahles und heiterer Geſpräche zu erfreuen. Das hätte aber nichts zu ſagen, ſo viel Recht im Hauſe habe auch die kleine Nika, um Nothleidende ohne vorläufige Anfrage aufzunehmen und zu beherbergen.“

Eleonora konnte ſich nicht ſatt weiden an der natürlichen Anmuth des holden Kindes. Vorzüglich entzückt war ſie aber, als ſie erfuhr, daß Nika auch der deutſchen Sprache kundig

ſei. — „Das Alles,“ ſagte ſie mit unverkennbarer Aufwallung, „habe ſie dem klugen Kovacz, der es ihr beigebracht, zu verdanken, und durch ſeine Bemühung ſei ſie manches Liedchen in deutſcher Mundart zu ſingen im Stande, welches ſie früher nur nach der Weiſe ihrer Väter vor ſich hintrillerte. Er begleite ihren Geſang dann immer auf der Zither, die er vortrefflich ſpiele, und dabei werde er manchmahl ſo ernſt, und ſie ſo wehmüthig geſtimmt, daß Beide weinen müßten.“

„Auf der Zither?“ wiederholte Eleonora, faſt unwillkührlich, und eine brennende Röthe überflog ihr Antlitz, gleich dem Wiederſchein einer Erinnerung. Der Vogt bemerkte es gar wohl und lächelte kopfſchüttelnd, als ob auch ihm etwas beifiele. Nika's Geſprächigkeit verdrängte jedoch bald jeden Eindruck aus früherer Zeit, und ihr Vorſchlag, ob die Flüchtlinge nicht einbringen wollten, was ſie durch mehr als Eine ſchlafloſe Nacht verſäumt hätten, wurde dankbar angenommen. Eleonora wurde in Nika's Kammer untergebracht, und dem Vogt des jungen Hirten Lager angewieſen. Beide verſanken bald in tiefen, ungeſtörten Kummer.

Indeß kehrten Roman und Kovacz mit einer Anzahl rüſtiger Hirten zurück.

„Wir haben Gäſte bekommen!“ rief Nika

ihrem Vater zu, und küßte ihm ehrerbiethig die Hand.

„Gäſte?“ fragte Kovacz, ſie ſanft umſchlingend, und ihr einen brüderlichen Kuß auf die Stirne drückend.

„Flüchtlinge,“ fuhr Nika fort, „die vor den Schweden ſich zu retten ſuchten, denen Olmütz vielleicht jetzt ſchon übergeben iſt, wie ſie ſagten.“

Die Hirten ſahen einander bedenklich an. „Ein alter Mann,“ erzählte Nika auf ihres Vaters Frage, „und eine ſchöne, wunderholde Frau. Die Frau habe ich in meine Kammer genommen. Dem dicken Herrn mit dem weißen Krauskopfe mußt wohl du Platz machen, lieber Kovacz!“

Wie ein Blitz zuckte es bei dieſer Kunde über das Antlitz des jungen Hirten. Düſter vor ſich hinbrütend, ſtrich er ſich den langen, ſchwarzen Schnurbart, und rieb ſich die Stirne, als ob er einen quälenden Gedanken verwiſchen wollte.

„Du wirſt doch nicht böſe ſein, Kovacz?“ ſchmeichelte ihm Nika, „ich will dir oben unter dem Dache ein Lager bereiten, gewiß nicht härter als das deinige. Ich konnte die arme Frau doch nicht wegweiſen, und ihren Begleiter auch nicht!“

„Wo ſind die Fremden?“ ſprach Roman, ſeinen Pflegeſohn ſcharf ins Auge faſſend, während

die übrigen Hirten, in angelegentliches Geſpräch vertieft, bei Seite traten.

„Sie haben zwei Nächte nicht geruht, und ſchlafen jetzt,“ erwiederte Nika, den noch immer ſtummen Kovacz beſorgt anblickend; „ich dächte, du gönnteſt ihnen dieſe Erquickung!“

„Wie du willſt,“ erwiederte Roman ſanftmüthig, „ich übergebe ſie deiner Obhut, als Hauswirthin. Gaſtfreundlich war der Wallache von jeher; Roman wird keine Ausnahme machen. Bereite uns das Mahl. Und du, Sohn; — ſei nicht ſo unwirſch! Mir ſcheint, dir ſteckt Olmütz im Kopfe. Der Kluge leiht aber nicht die Finger her, um Anderen die Kaſtanien aus der Glut zu holen, du verſtehſt mich, denk' ich!“

Mit dieſen Worten ging er in ſeine Stube. Kovacz aber blieb in ſich verſunken ſtehen, bis ihn die Hirten, hinzutretend, aus ſeinen Träumen weckten.

„Kovacz,“ ſprach der Rüſtigſte aus ihnen, ein Burſche wie eine Eiche, „haſt du gehört? Wenn's wahr wäre, daß Olmütz über iſt?“

„Was weiter?“ murrte Kovacz finſter.

„Was weiter?“ entgegnete der Andere. „Ei, haſt du vergeſſen, was wir oft wollten? Wenn's wahr iſt, daß Olmütz — Bruder — nun?“

„Laß mich, Lisla!“ verſetzte Kovacz, ſich ungeſtüm losreiſend, „ich weiß nicht, was

ich denke, weiß nicht, was ich fühle. Ueber etwas muß ich erſt im Reinen ſein, dann kann ich dir Rede ſtehen. Wenn das Eine iſt, dann — dann muß ich fort, nach Olmütz, wohin immer! Mögen ſie mich todtſchießen, oder köpfen, oder ſpießen, gleichviel! dann bin ich bei euch!“

„Du biſt ein ſonderbarer Kauz!“ meinte Lasla, „nun es wird ſich finden!“ Und bald ward unter den Hirten wieder laut und heftig verhandelt.

Das Mittagsmahl wurde unter der großen Buche bereitet. Die Flüchtlinge ſchliefen feſt. Kein Wunder! ſie hatten ſeit einigen Tagen viel geduldet. Roman erſchien, Nika an ſeiner Seite. Er ſprach das Tiſchgebeth, ſie legte vor; die Uebrigen ſetzten ſich wohlgemuth umher, Kovacz blieb ernſt und gedankenvoll.

Mitten im Mahle waren ſie, als ein Hirte der unteren Gegend den Hügel heraufeilte.

„Das iſt Tona!“ riefen die Hirten. Roman blickte ſie ernſt an, aber Alle ſtürzten dem Kommenden haſtig entgegen.

„Olmütz iſt über!“ rief Tona von Weiten, „der Kommandant hat kapitulirt! Die Schweden ſind Meiſter!“

Wildes Staunen malte ſich auf den braunen Geſichtern der Gebirgsbewohner.

„Nun Kovacz?“ ſprach Lasla, den

Träumenden auf die Schulter klopfend, während Roman düſter vor ſich hinſah, und Nika ihren Halbbruder mit ängſtlicher Beſorgniß betrachtete.

„Thut, was ihr wollt!“ antwortete Kovacz, „mein Entſchluß wankt noch. Erſt muß ich wiſſen.“ —

„Nun, wenn Du nicht willſt, ſo will ich!“ rief Lasla laut, „jetzt gilt's! wir unterwerfen uns den Schweden! Sie ſind Meiſter der Stadt, jetzt kann's nicht fehlen!“

Brauſender Beifall ſcholl aus allen Kehlen; nur Roman ſchüttelte den Kopf, und Kovacz ſchwieg, von Nika's Armen, wie bittend, umſchlungen.

Der Entſchluß der Hirten ſtand feſt. Sie wollten ſich mit den Schweden als Freunde vereinigen.

Bald tönte das Hirtenhorn weithin durch die Alpen, und von allen Seiten ward es rege. Roman, als Aelteſter der Gemeinde, eiferte dagegen, warnte vor den Folgen, ſchilderte ihnen deren unſichern Erfolg, die Unzuverläſſigkeit der Schweden, die Ungewißheit des Loſes, das ſie gegen ihren ungeſtörten Frieden wählen wollten. Aber die Stimme der Vernunft, mit welcher der Alte eindringlich zu ihnen ſprach, ward übertäubt von dem tollem Geſchrei der Leidenſchaft. Schon war eine Rotte von mehr

als Hunderten vor ſeinem Hauſe verſammelt, und Alle riefen laut: „Kovacz ſolle ihr Anführer ſein, da Roman abtrünnig geworden ſei.“ Kovacz aber ſtand noch ſtumm und unſchlüſſig, umſchlungen von den zitternden Armen Rika's, auf deren thränenfeuchtem Antlitze ſein ſtarres Auge ruhte.

Da trat plötzlich der Vogt aus der Thüre. Der wilde Lärm hatte ihn aufgeſchreckt.

„Fort zum Schwedenführer!“ ſchrie eben der Hauſe wie wüthend, als Paulin unter ſie trat, und fragte, was das zu bedeuten habe?

Kovacz blickte auf, und verbarg ſein Geſicht mit einem dumpfen Schrei an Rika's Buſen.

„Fort nach Olmütz, zu den Schweden!!“ tobten ſie wieder, auf Roman's Warnungen nicht achtend.

Da hielt ſich Paulin nicht länger. „Was,“ rief er außer ſich, „abtrünnig wollt Ihr werden? Ihr Söhne der Natur, Ihr wackeren Bewohner der Alpenwelt, wollt Euere lieben, heimiſchen Berge verlaſſen, um das Vaterland zu betrügen, um Unheil zu häufen auf Euch, und Fluch auf Euere Kinder? — Schämt Euch! Bei den Tönen der Heimatſprache, die ich zu Euch ſpreche, ſagt Euch los von dem Geiſte der Verführung, der Euch umgarnen will! Bleibt, was

Ihr ſeid, Hirten der Alpen, Slaven und nicht Sklaven!“

Betroffen wichen ſie zurück, Roman bat ſie nochmals dringend. Aber Lasla drang wie ein Raſender auf Paulin ein, viele folgten ſeinem Beiſpiele, und ehe fünf Minuten vergingen, hatten ſie den Vogt geknebelt und wie er ſich auch ſträubte, auf einen Eſel gebunden, um ihn ſo in's Hauptquartier der Schweden zu führen,

„Nun, Kovacz, willſt Du noch nicht unſer Führer ſein?“ rief Lasla, den Schweigenden aus Nika's Armen reißend.

Bewußtlos erhob der junge Hirte ſein Haupt, und wendete es der Thüre des Hauſes zu. Da trat Eleonora, durch das Toben der Anweſenden aus ihrem betäubenden Schlafe geweckt, in die Schwelle.

Sie erblickte die bewegte Schaar bärtiger Hirten, Paulin's Verhaftung, erblickte den zurückprallenden Kovacz, und ſank ohnmächtig zu Boden. Schreiend eilte Nika der Armen zu Hilfe.

„Ich bin Euer Anführer!“ ſchrie Kovacz wie ſinnlos auf, rannte zu Nika, drückte der Weinenden mit den Worten: „Lebe wohl auf ewig!“ einen glühenden Kuß auf den Nacken,

und riß einem der Hirten den Säbel aus der Hand.

Roman wollte ihn zurückhalten; aber aller Achtung vergeſſend, ſtieß ihn Lasla weg. Der Zug ſetzte ſich in Bewegung, und war, ehe Roman, Nika und Eleonora ſich erholt hatten, im Thalkeſſel verſchwunden. Von ferne nur tönte noch ihr wildes Geiauchze, und das Zithergeklimper der Muſikanten empor, welche ſich zu dem tollen Haufen geſellt hatten. —

Der Schwedenführer ſtaunte nicht wenig, als man ihm meldete, daß eine Schar ſeltſam gekleideter Bergbewohner unter Geſang und Muſik bei den Vorpoſten angekommen ſei, Lebensmittel in Menge mitgebracht habe, und dem Schwedenheere ſich anzuſchließen wünſche. Da er ihnen jedoch nicht blindes Zutrauen ſchenken wollte, ſo ließ er ihnen im Lager vor der Stadt einſtweilen einen Platz anweiſen, und ging ſelbſt hinaus, um ſie zu muſtern. Kernfeſt und kräftig, gleich den Bäumen auf ihren Bergen, ſtanden ſie da; ihre weiten, bis zum Knöchel reichenden Linnenhoſen, über welche, vom ſchwarzen Ledergurte gehalten, das Hemd wie ein Schurz herabhing, gaben ihnen eine Gleichmäßigkeit im Aeußeren, die den Mangel der Uniformen hinlänglich erſetzte. Lichte Stiefel von ungefärbtem Leder, ein großer, runder Hut, mit buntem, aus vielfärbiger Wolle

zuſammengedrehtem Bande um den Gupf, und ein Stock mit einer Hacke ſtatt des Knopfes, bei ihnen Cſakan genannt, vollendete den kriegeriſchen Auszug.

„Wer iſt Euer Führer?“ fragte Torſtenſohn in deutſcher Sprache, die rüſtigen Söhne der Berge mit Wohlgefallen betrachtend.

„Ich, Feldherr!“ antwortete Kovacz vortretend.

„Und hier, Feldherr,“ fiel Lasla ein, „bringen wir Dir gleich einen Gefangenen!“

Die Reihen öffneten ſich, und der Vogt ward vor Torſtenſohn geführt.

„Unde venis, Pauline?“ rief Torſtenſohn aus, in ein lautes Gelächter ausbrechend, deßgleichen ſich ſeine Soldaten gar nicht bei ihm zu erinnern wußten.

„Ex equo in asinum!“, antwortete Paulinus ganz kleinlaut, denn theils fürchtete er dießmal nicht ſo glimpflich durchzukommen, theils beſorgte er, Torſtenſohn könnte um Eleonora's Aufenthalt fragen, und ſich ihrer zum zweiten Male bemächtigen.

Dem Feldherrn kam aber eben die trübſelige Miene des Vogt's gar ſo lächerlich vor, daß er ihn, auf keine Vergeltung denkend, fragte; „Sagt mir nur ſelbſt, Ihr Unruhſtifter ohne Gleichen, was ich mit Euch thun ſoll?“

„Wenn Olmütz ſich noch hielte,“ erwiederte Paulin, „ſo würde ich Euch ſelbſt rathen, knüpft den tollen Alten auf, ſonſt gibt er Euch noch ferner zu thun! — da aber Olmütz über iſt, ich als Soldat nichts mehr zu thun habe, ſo bitt' ich Euch, laßt mich auf meinen Lorbern ausruhen!“

Torſtenſohn hatte, trotz des Streiches, den ihm Paulin früher auf empfindlichere Weiſe geſpielt, doch ſo viel Vorliebe für den luſtigen Vogt gefaßt, daß er ihm ſeinen zweiten unſchädlicheren, ohne langes Bedenken verzieh, zumal, da ihm als nunmehrigem Herrn von Olmütz auch die Klugheit rieth, eines ſo allgemein beliebten Mannes zu ſchonen.

Doppelt froh, ſo durchgekommen und um Eleonora nicht gefragt worden zu ſein, wanderte Paulin, von einigen Offizieren begleitet, zum Stadtthore, wo ihn ſeine alten Freunde Schwonauer, Kaufmann, Schmidt und ein Schwarm von Bürgern, Studenten und Volk aus allen Klaſſen mit Jubel empfingen. Von ihnen erfuhr er, daß Oberſt Miniati mit der ganzen Beſatzung nach Brünn abgezogen ſei, und daß ſich viele Familien an ihn angeſchloſſen. Er ſelbſt wußte von ſeinem Schickſale nicht viel mehr zu erzählen, als daß er unter Teufel gerathen zu ſein glaubte,

und noch immer nichts vor ſich zu ſehe, als Pump=hoſen und Schnurbärte.

Im Schwedenlager herrſchte Luſt und Freude; Tanz und Muſik ſcholl allenthalben. Zu eſſen und zu trinken gab es vollauf; die Wallachen ſtimmten ihre Zithern und ſpielten, daß alle Füße in Bewegung geriethen. Die wallachiſchen Dirnen mit ihren glänzend ſchwarzen Haaren und Augen thaten gegen die Schweden nicht allzu=ſpröde, und ein tolles Leben war mit ihnen im Lager eingekehrt.

7.

Es iſt mir ſo', als müßt' ich ſteigen,
Hinunter in mein ſtilles Grab.
Uhland.

Im Gebirge war es ſtill und öde geworden. Roman war faſt verlaſſen von allen ſeinen Nach=barn; einige ältere ausgenommen, waren alle, vom Schwindelgeiſt ergriffen, dem Schwarme nachge=ſtürmt. Dem redlichen alten Hirten gereichte es zum nicht geringen Troſte, daß nicht auch Nika ſich hinreißen ließ, um ihrem geliebten Kovacz zu folgen, welchem ſie mit ſo inniger Zärtlichkeit ſeit ſeinem erſten Erſcheinen in den Gebirgen zu=gethan war. Nur ihr kindliches Gemüth hielt ſie davon zurück. Aber die Ruhe ihres Herzens war verſchwunden. Thränen füllten ihre ſchönen Augen,

und wehmuthsvoll hinüberſtarrend nach Weſten, ſaß ſie vor der Sallaſche auf der Berghöhe und ſang manches wehmüthige Lied, das Kovacz ſie, nach der Melodie ihrer heimatlichen Geſänge, in deutſcher Sprache ſingen gelehrt hatte.

Eleonora fand für ihren Schmerz in dem Schmerze ihrer Hauswirthe ein tröſtendes Echo. Sie hatte ſich ihnen ohne Rückhalt entdeckt, und herzliches Mitleid lohnte ſie für ihre Offenheit. Dagegen forſchte ſie nicht ohne beſondere Theilnahme nach dem Schickſale des jungen Kovacz, deſſen Erſcheinung einen ſo gewaltigen Eindruck auf ſie gemacht hatte. Die guten Leute wußten ihr aber ſelbſt nicht viel mehr zu ſagen, als daß er etwa vor zwei Jahren in der Tracht der Berghirten, wiewohl Spuren fremder Abkunft verrathend, zu ihnen gekommen ſei, und Dienſte verlangt habe. Sein einnehmendes Betragen, ſeine ſeltene Fündigkeit, ſein Muth und ſeine Klugheit haben ihn bald zum Lieblinge der Gemeinde gemacht, und den alten Roman bewogen, ihn als Sohn zu halten, und ihm, wenn es ſich ſo geben ſollte, einſt ſeine theuere Nika an's Herz zu legen. Das habe ſich denn wohl gegeben, und die jungen Leute ſeien wie Bruder und Schweſter an einander gehangen. Die letzte Szene aber habe Alles umgeändert, und den leidenſchaftlichen Kovacz ſeiner Liebe und ſeiner Umgebung entfrem-

det. Möge der Himmel nicht rächen, was er in unerklärbarer Unbeſonnenheit geſündigt.

Wenig befriedigt durch dieſe Auskunft, die Eleonora's Ahnung nicht beſchwichtigen konnte, ließ es ſich die herzensgute Frau nun um ſo mehr angelegen ſein, die liebe Nika zu tröſten, und ihr die rührendſten Beweiſe warmen Dankes und freundſchaftlicher Anhänglichkeit zu geben. Nichts verſchwiſtert ſchneller als das Unglück; auch Eleonora und Nika ſtanden ſich nach wenigen Tagen als Freundinnen gegenüber.

Eines Morgens ſaß Nika vor ihrer Hütte, und ſang zur Zither mit wehmüthiger Stimme ihr Lieblingslied:

Der Vogel im Buſche,
Wie ſingt er ſo froh:
Bin leicht wie der Vogel,
Und ſinge nicht ſo!

Wie dreht ſich im Bächlein
Der ſchimmernde Fiſch:
War einſt wie das Fiſchlein,
Bin nimmer ſo friſch!

Das macht wohl die Liebe,
Das macht wohl der Schmerz,
Der lähmt mir die Zunge,
Der lähmt mir das Herz!

Und lähmt er mir Alles,
Ich will ihn nicht fern:
Die Liebe — mein Himmel,
Die Hoffnung — mein Stern!

Eleonora hatte die Singende belauſcht. Wunderbare Erinnerungen zogen mit den Klängen des Liedes durch ihre Seele.

„Wer hat Dich dieß Lied gelehrt?“ fragte ſie tief ergriffen das Mädchen, das, mit Thränen in den Augen, die Zither ſinken ließ.

„Wer ſonſt, als Kovacz?“ erwiederte Nika tiefſeufzend.

„Sonderbar!“ ſprach Eleonora in ſchmerzlicher Aufregung, und war eben im Begriffe, ihrer Freundin ein aufrichtiges Geſtändniß zu thun, als der alte Roman, der Tags vorher in's Thal hinabgeſtiegen war, um Erkundigung über ſeine Landleute einzuziehen, mit traurigem Antlitze den Hügel heraufſtieg.

„Du bringſt nichts Gutes, Vater!“ ſagte Nika, ihm entgegen eilend, „ich leſe es in Deinen Runzeln.“

„Nein, wahrhaftig nicht!“ erwiederte Roman niedergeſchlagen und ernſt; „der Satan iſt los. Auch im Thale ſind ſie ausgezogen, der Schwede hat den Unſrigen ein Schloß zu ſtürmen angewieſen, und Alles träumt ſchon vom Siege. Wenn's geſchieht, dann geht erſt der Tanz

an. Ja, edle Frau, es thut mir leid, Euch es ſagen zu müſſen, aber ich fürchte, Ihr ſeid hier nicht lange mehr ſicher. Der Wallache iſt ein guter Menſch; aber in der Leidenſchaft gleicht er dem wilden Pferd auf unſeren Bergwieſen. Ward doch ſelbſt ich mit ſcheelen Blicken und beißenden Reden von manchem Landsmanne empfangen, der ſonſt auf mein Wort etwas hielt. Wenn ſie, von eitlem Ruhme berauſcht, zurückſtürmen, und Euch entdecken, ſo dürfte mein Haus Euch wenig Schutz mehr biethen. Darum, dächte ich, wäre jetzt die beſte Gelegenheit, Euch in Sicherheit zu bringen. Meine Nika führt Euch auf Seitenwegen in's Lager der Kaiſerlichen. Ich thäte es ſelbſt, aber ich kann im Augenblicke der Gefahr meine Wirthſchaft nicht verlaſſen. Nehmt mir's nicht übel, edle Frau! Ich thue es, weil ich meine Wallachen und ihre Fehler kenne!"

Mit ſchwerem Herzen gab Eleonora den Bitten ihres edlen Wirthes endlich nach, und Nika, ſo leid es ihr auch that, ihre kaum geworbene Freundin und Tröſterin verlieren zu müſſen, erbot ſich ohne Zagen zu ihrer Rettung.

Schon am nächſten Morgen wurde, nach herzlichem und ſchmerzlichem Abſchiede, die Wanderung angetreten. Nika fühlte ſich ermuthigt durch den Gedanken, einer Unglücklichen zu dienen. Eleonora belebte ihren Muth durch die

ferne Hoffnung, im kaiſerlichen Lager vielleicht etwas von ihrem Geliebten zu erfahren. Rüſtig ſchritten ſie vorwärts, Niemand hielt ſie an, denn Nika hatte aus Vorſicht auch Eleonora's ſchlanke Geſtalt in die Tracht der Bergbewohnerinnen gehüllt; Wege und Stege kannte das Mädchen genau, und ſchon in der Abenddämmerung hatten ſie die kaiſerlichen Vorpoſten, welche bis an die äußerſten Grenzſteine des Hochwalder-Bezirkes hinausgeſchoben waren, glücklich erreicht. Die Wachſamkeit der Soldaten kam ihrer Frage zuvor; man führte ſie ohne Zögern in das Quartier des wackeren Generals Buchheim, unter deſſen Kommando das Lager ſtand. Der tapfere Heerführer ſtaunte nicht wenig, als Eleonora ihm ihre Verkleidung entdeckte, und ſich als Miniati's Gemahlin zu erkennen gab. Mit beſorgter Theilnahme ließ er ihr das ſchönſte Gemach in dem kleinen Gehöfte anweiſen, welches er und ſein Stab bewohnten und gab ihr auf ihr ausdrückliches Begehren die treue Nika zur Zimmergenoſſin, für deren ungefährdete Heimkunft er ſein Ehrenwort als Pfand einſetzte.

Eleonora's erſte Frage war, ob der General nichts von ihrem Gemahle wiſſe. Mit innigem Bedauern eröffnete ihr Buchheim, daß es ihm leid thue, ihr zum Empfange nichts Tröſt-

liches hierüber ſagen zu können. Miniati war bereits nach Wien abberufen worden, um ſich wegen der Uebergabe von Olmütz zu rechtfertigen, und man befürchtete um ſo mehr eine traurige Wendung, als andere Perſonen, welche während des letzten Ereigniſſes die zweideutigſten Rollen geſpielt hatten, namentlich der Adminiſtrator Stredele, der nach ſeiner Auswechslung aus der ſchwediſchen Gefangenſchaft ebenfalls der Reſidenz zueilte, ihre eigene Sache durch Miniati's Verdunkelung zu heben ſuchten. Eleonora vernahm dieſe Botſchaft mit heldenmüthiger Faſſung. Ihr Unglück hatte ſie gegen das Traurigſte geſtählt und gerüſtet. Ernſt und ſchweigend ging ſie, von Nika begleitet, in ihr Gemach, gab dieſer mehr durch Blicke, Thränen und Küſſe, als durch Worte, ihren Dank und ihre Stimmung zu erkennen, und erwartete lange umſonſt den Schlaf, der ihr jedesmal nur ſchmerzliche Szenen vor das Auge der Seele führen konnte. Bei Nika that die Jugend das Ihrige; vor Müdigkeit ſchlummerte ſie ſanft ein, und das Bild des jungen Hirten ſchien ſie im Traume zu umgaukeln, denn die lang wache Eleonora ſah beim Scheine der Ampel ein harmloſes Lächeln um ihre Lippen ſpielen.

Am andern Morgen galt es den Abſchied von Nika, der holden Freundin, der engelglei-

chen Retterin; er war kurz, aber innig, ergreifend, herzzerreißend. Unter Schluchzen, das liebe weinende Kind mit Küſſen bedeckend, ſchlang ſich Eleonora ein diamantenes Kreuzlein, ein Brautgeſchenk ihres Gatten, das ſie verſteckt auf dem Buſen trug, vom Nacken, und gab es ihrer jungen Schützerin zum Andenken, mit der Bitte, wenn ſie je der einſamen Berge überdrüßig würde, zu ihr zu kommen, und an ihrer Seite die Früchte des Dankes einzuernten, für welche ihr das Unglück jetzt nur Thränen gelaſſen habe. Der Worte nicht mächtig, riß ſich Rika von ihr los, und ſtieg von zwei Offizieren des Generals begleitet, in Buchheim's eigenen Wagen, welcher ſie im Fluge den heimiſchen Bergen zutrug.

In der Zwiſchenzeit hatte die Affaire Statt gefunden, in welcher Rika's Landsleute unter Anführung ihres geliebten Kovacz ſich Torſtenſohn's Zutrauen erringen ſollten. Es hatte das befeſtigte Dorf Hombach und das anſtoſſende faſt unüberwindliche Schloß Hlubokỳ gegolten, in welchen viele Schätze, als in ſicherem Gewahrſam aufgehäuft lagen. Mit ſeltener Ausdauer und unerwarteter Unerſchrockenheit kämpften die Wallachen, und ließen den ſchwediſchen Musquetiren in Nichts den Vorrang. Das Dorf war genommen, das Schloß erſtürmt und geplündert. Be-

rauſcht vom Siegesjubel, belaſtet mit der unermeßlichen Beute, wollten die kühn gewordenen Sieger ohne zu raſten, umkehren, um den ſchwediſchen Feldherrn ſobald als möglich die Beweiſe ihrer Kampffähigkeit zu Füßen zu legen. Der ſchwediſche Offizier, der das Detaſchement befehligte, widerrieth es ihnen, indem ſie auf dem Rückwege durch einen Hohlweg ziehen mußten, wohin ſie kaum vor Anbruch der Nacht gelangen, und leicht in einen Hinterhalt gerathen könnten. Aber ihre Verwegenheit achtete auf keine Warnung, und ſingend, als ob ſie von einer Hochzeit kämen, zogen ſie des Weges einher. Der Offizier aber hatte recht gewarnt. Kaum waren ſie nehmlich zur bezeichneten Stelle gekommen, als ein, von Buchheim im Eilmarſch abgeſendetes Fähnlein wohlerfahrener und des Weges kundiger Soldaten ſie überfiel, ihnen die ſchwere Beute abnahm und ſie in ſolche Unordnung brachte, daß ſie theils niedergeſtoſſen, theils gefangen wurden und kaum mehr als dreißig nach Olmütz ſich durchſchlugen. Unter den Gefangenen befand ſich auch Kovacz.

In Buchheim's Lager hatte dieſe Nachricht allgemein Jubel verbreitet. Eine große Hoffnung der Schweden war durch dieſen kühnen Handſtreich zu Nichts geworden; von Aufwiegelung der Gebirgsbewohner konnte nun weiter

keine Rede mehr ſein. Die Verirrten wurden gebunden, von einer ſtarken Eskorte kaiſerlicher Kerntruppen bewacht, in's Gebirge zurück getrieben, um dort unter dem Vorſitze des Grafen von Rottal vor einem Kriegsgerichte, im Angeſichte ihrer Nachbarn und Landsleute, für ihren Abfall gebührend zu büſſen. Nur Kovacz, Lasla und Tona, als die Rädelsführer, aus deren genauerer Inquirirung man wichtige Winke über eine mögliche weitere Verzweigung zu erhalten hoffte, hielt man zurück, um ſie, nach geſäuberter Straße, nach Brünn abzuführen, wohin Buchheim, höheren Befehlen zufolge, ſeine Fähnlein eheſtens zu konzentriren beabſichtigte.

Der Anfang dazu wurde in wenigen Tagen gemacht. Die Hälfte der Beſatzung des Lagers marſchirte ab, um die Garniſon von Brünn zu verſtärken, welcher Stadt die Schweden mit ihrer Hauptmacht zuzogen, nachdem ſie in Olmütz nur wenige Truppen zurückgelaſſen. Auch Eleonora wurde unter ſicherer Bedeckung einſtweilen dahin gebracht, und der Obhut des dortigen Bürgermeiſters anempfohlen, bis Buchheim ſelbſt nachkäme, der die wallachiſchen Rädelführer unter ſeiner eigenen Aufſicht, mit dem Reſte der Lagertruppen in kürzeſter Friſt hinzuführen, für rathſam erachtete.

8.

Wie nun? — Wac iſt's? — hab' ich, hat
ſie die Schuld?
Shakeſpeare.

Die Gebirge, in welchen es noch vor Kurzem wie ausgeſtorben war, ertönten wieder von bewegtem Leben, und bildeten den Schauplatz einer Schickſalswendung, welche man vor wenigen Wochen nicht hätte ahnen können. Aber dies bewegte Leben war kein freudiges, harmloſes, wie ehedem an Feſttagen und ländlichen Luſtbarkeiten, ſondern eine wechſelnde Reihe bejammernswerther Vorfälle und leidenſchaftlicher Nachſpiele eines traurigen Ereigniſſes. Rauhe Krieger ſpielten nämlich in den Wohnungen der Hirten die Herren, und ließen ſich abmerken, daß ſie zur Züchtigung und Zurechtweiſung der Abtrünnigen geſendet worden waren. Das Recht der Wiedervergeltung ward ohne Schonung ausgeübt.

Wiewohl der unbeugſame Graf von Rottal, welcher ſeinen Auftrag mit aller Strenge vollzog, dem alten Roman nichts anhaben konnte, ja ihm ſogar den größten Theil des herrnlos gewordenen Eigenthums zuſprach, ſo war der alte Hirt doch tief gebeugt, als er das Schickſal ſeines Pflegeſohnes Kovacz erfuhr. Eine Fürbitte für ihn zu wagen, wäre beſonders im Augenblicke

der erſten Aufregung eben ſo verfänglich als erfolglos geweſen. Aber Nika's Jammer ging ihm zu nahe, als daß er nach Rottal's Abzug nicht an Verſuche gedacht hätte, wenn auch nicht ihn zu retten, doch wenigſtens das Leben ihm zu erbitten. Was aber konnte er beginnen, was ſich erdenken? — Die ruchloſe That war zu bekannt, zu unwiderlegbar, als daß ſie ſich hätte entſchuldigen oder beſchönigen laſſen.

„Der iſt für uns verloren,“ rief er mit Thränen aus, ſeine ſchluchzende Nika an's Herz preſſend. — „Nicht einmal etwas für ihn wagen können wir! Er iſt für Dich geſtorben, Tochter!“

„Mein Vater!“ ſchrie Nika verzweifelt auf, „ohne allen Verſuch, ihn zu retten, gebe ich ihn nicht verloren. Ich will etwas für ihn wagen, ich muß! Er war ja mein, er iſt es noch, wiewohl er mich verlaſſen hat, um ſeiner Verblendung zu folgen!“

„Du, Mädchen?“ ſprach Roman mitleidig lächelnd, „was willſt du, ſchwaches Kind!“

„Hinab will ich,“ erwiederte Nika mit dem Ausdrucke des feſten Entſchlußes, „hinab in's Lager, wohin ich die edle Eleonora führte! Vielleicht iſt ſie noch dort, vielleicht der gute General, der uns ſo liebevoll aufnahm; vielleicht erfahr' ich etwas von dem gutmüthigen Vogte, den wir beherbergten. So lange noch ein Funke

Hoffnung glimmt, geb' ich ihn nicht auf, meinen theueren Kovacz! Ich will bitten, weinen, auf den Knien flehen. Vielleicht gibt Gott meiner Liebe Kraft und meinen Worten Gewicht!"

„Nun — ſo zieh' in Gottes Namen! Zieh' mit meinem Segen," rief Roman, ihr die Hände auf's Haupt legend, „nur bedenke, daß du mein einziges Kleinod biſt, daß alle meine Herden, all' meine Felder, all' meine Weiden und Sallaſchen nichts ſind gegen dich, nichts ohne dich; daß es mein Tod wäre, wenn dir etwas geſchähe! Gib Acht, daß du nicht, bemüht, den Pflegeſohn zu retten, mir die leibliche Tochter nimmſt!"

Sich gewaltſam losreißend vom Herzen des Vaters, eilte Nika ohne Säumen auf den wohlbekannten Seitenwegen, auf welchen ſie ihre Freundin geleitet hatte, dem Hochwalder-Bezirke zu. Dort angekommen, erfuhr ſie, daß Buchheim am Vortage ſelbſt mit den Gefangenen nach Brünn abgezogen ſei. Zugleich ſagte man ihr aber auch, daß die Schweden Olmütz ſo gut als geräumt hätten, um ihre Schaar vor Brünn zu verſammeln, und daß der Schirmvogt wohlbehalten zu Olmütz im Minoritenkloſter ſchalte und walte, wie vor der Belagerung.

Von neuer Hoffnung geſtärkt, begab ſie ſich daher nach Olmütz, um Paulin's Beiſtand an-

zuſehen. Der Wackere war nicht wenig erfreut, ſeine liebe Wirthin in ſeine Stube treten, und ſich in die Lage verſetzt zu ſehen, ihr einen Beweis ſeines unerlöſchlichen Dankes geben zu können. Unverweilt ließ er ein Fuhrwerk bereiten, um Brünn auf jener Straße, die vom Feinde frei geblieben war, in kürzeſter Friſt mit ihr zu erreichen.

Todesſchweiß trat auf Nika's Stirne, als ſie vom Weiten die Giebel der Stadt und die mächtige Bergfeſte erblickte, in deren Mauern das Schickſal ihres Geliebten vielleicht jetzt ſchon entſchieden war. Sie hatte recht geahnt. Schon von den erſten kaiſerlichen Poſten, auf die ſie ſtießen, erfuhren ſie, die drei Rädelsführer: Kovacz, Lasla und Tona ſeien bereits am Abende vorher, Letztere mit dem Strange vom Leben zum Tode befördert, Erſterer aus beſonderer Gnade des Generals durch Pulver und Blei gerichtet worden. Ohnmächtig ſank Nika zurück, und der Vogt glaubte in der That ſchon, dem unglücklichen Vater eine Leiche heimſenden zu müſſen. Aber das Herz iſt ſtärker als das Unglück, — und auch Nika kehrte wieder in ein Leben zurück, welches für ſie, von dieſem Augenblicke an, allen Werth und Reiz verloren zu haben ſchien. Mit der Ruhe der Troſtloſigkeit dankte ſie dem Kloſtervogte für ſeinen Freundſchaftsdienſt, und fuhr, von ihm begleitet, auf den kürzeſten Wegen ihren

heimiſchen Bergen zu, um dort ihre Liebe in ſtiller Abgeſchiedenheit zu begraben. Am Fuße des Gebirges nahm Paulin von ihr Abſchied, gab ihr ſeinen Segen, und drückte ihr zum letzten Male die Hand, mit den herzlichen Worten: „Zieh' hin in Frieden, gutes Kind! Der Herr prüft nur die, die er liebt! Mit dir iſt der Herr! Und der Geiſt des Herrn ſagt mir, daß ich dich im Leben noch einmal wiederſehen werde!“

Faſt unterliegend unter der Laſt ihres Schmerzens, langte Nika vor der Hütte ihres Vaters an, welcher in der Freude, ſie wieder zu haben, faſt die Kunde von dem traurigen Loſe ſeines Pflegeſohnes überhörte. Gemeinſchaftliche Trauer, Thätigkeit und Gottesfurcht milderten langſam die Thränen, die ſie dem armen Opfer der Leidenſchaften nachweinten.

Doch nicht nur Nika's und Roman's Augen zollten ihm Thränen; auch Eleonora konnte ſie ihm nicht verſagen; denn vor ſeiner Hinrichtung gab es in Brünn noch eine Szene, die ihr bis zu ihrem Lebensende unvergeßlich blieb.

Eleonora befand ſich eben in Buchheim's Gemache, welcher ſie nach ſeinem Einmarſche in Brünn unter ſeine unmittelbare Obhut genommen hatte, als Kovacz zum letzten Verhöre vorgeführt wurde. Er hatte bisher nicht eine Spur von Reue gezeigt, und wiewohl aus ſeinem gan=

zen Weſen ein Geiſt und eine Bildung ſich kund gab, welche man von einem einfachen Sohne der Bergwelt nicht erwarten konnte, ſo war doch ſein Trotz ärger und empörender, als der aller ſeiner Theilnehmer. Buchheim hatte ihm die letzte Friſt gegönnt, und ſich vorgenommen, ihm ſeine Strafe, wenn er ſo hartnäckig verbliebe, zum abſchreckenden Exempel, ſo viel es ginge, zu verſchärfen.

Eleonora wendete ſich gerade der Thüre zu, um den General, mit welchem ſie in angelegentlichem Geſpräche ihres Gatten wegen begriffen war, zu verlaſſen, als Kovacz hereingeführt wurde. Unwillkührlich fuhr ſie zurück, als ſie ſeiner anſichtig wurde; eine glühende Röthe übergoß ihr Antlitz, und mit Mühe ſich aufrecht haltend, wankte ſie, ſeinen Blick vermeidend, an ihm vorüber, während Kovacz, bis in's Innerſte erſchüttert, ihr lange nachblickte, und auf Buchheims wiederholte Fragen, wie in ſich ſelbſt verſunken, ſtumm blieb. Endlich ermannte ſich der tief Ergriffene und ſprach mit einer Sanftmuth, die den General an ihm befremdete: „Erlaubt mir, eh' ich dem Tode zuwandere, eine Frage, General! — War das wirklich Eleonora, Miniati's Gattin?“

„Sie iſt's,“ antwortete Buchheim gelaſſen, des Gefangenen Seelenkampf bemerkend.

„Gebt mir einen Prieſter bei!“ rief Kovacz mit hervorſtürzenden Thränen, „meine Rechnung iſt abgeſchloſſen! Ich bin Urheber des Unheils, das mich und meine Mitſchuldigen traf. Schont meines Pflegevaters Roman, der mich und Alle warnte! Tröſtet Nika, meine Braut, den Engel der Gebirge! Und mich henkt! Mein Vater wird ſich tröſten!“

Die Kraft des jungen Verbrechers war gebrochen. Weich und fügſam ſtand nun der junge Starrkopf, welcher vor Kurzem noch ſo hartnäckig ſich gezeigt hatte. Es konnte dem Generale nicht entgehen, daß dieſe plötzliche Veränderung in dem Betragen des Inquiſiten dem Erſcheinen Eleonora's zuzuſchreiben ſei, und er begab ſich deßhalb zu ihr, um ſich von den Gründen einer ſolchen unerklärbaren Einwirkung ſelbſt zu unterrichten. Eleonora kam ſeiner Frage zuvor, und erkundigte ſich, mit ſichtbarer Ergriffenheit, um das Schickſal des Gefangenen. Als ſie vernahm, daß er rettungslos verloren ſei, erblaßte ſie und hielt ſich nur mit Mühe aufrecht.

„Mein Gott, was iſt Euch?“ fragte ſie Buchheim, verwundert über dieſe Theilnahme. „Iſt Euch denn der junge Verbrecher bekannt? Auch ihn hat Eure Gegenwart ſo plötzlich umgewandelt, daß er, welcher früher durch ſeine freche Kaltblütigkeit nur meinen gerechten Unwil-

len erregte, nun beinahe mein Mitleid durch ſeine Reue in Anſpruch nimmt.“

„Nun laßt das Mitleid walten;“ ſprach Eleonora ſich erholend, „er iſt vielleicht nicht ſo böſe, als er ſcheint. Ich kenne ihn,“ ſetzte ſie mit Wärme hinzu, „er iſt der Pflegeſohn des Hirten, welcher mich auf meiner Flucht in das Gebirge aufnahm, er iſt der Bräutigam des holden Mädchens, das mich mit eigener Aufopferung in Euer Lager geleitet hat. Ich bin dieſer Edlen meine Fürbitte für ein geliebtes Glied ihres Hauſes ſchuldig, und es würde mir ſüßen Troſt gewähren, wenn mein Flehen im Stande wäre, ſein trauriges Los auch nur in Etwas zu mildern!“

„In Etwas,“ erwiederte Buchheim, den ſchönen Zug der Dankbarkeit mit Rührung würdigend, „in Etwas kann ich es vielleicht. Sein Los bleibt Tod; das fordert das Geſetz. Das Einzige, was ich für ihn thun darf, iſt dieſes, daß ich die ausgeſprochene Hinrichtung in eine minder entehrende verwandle!“

„Habt Dank auch für dieſe kleine Begünſtigung, welche das eherne Geſetz Euch verſtattet!“ ſprach Eleonora mit erzwungener Faſſung.

„Vielleicht könnt Ihr, edle Frau,“ fuhr Buchheim fort, „auch dieſe kleine Begünſtigung noch verſüßen, wenn Ihr ihm geſtattet, daß er Euch dafür ſelbſt ſeinen Dank darbringe, und ſich

aus Eueren mitleidvollen Blicken Muth zum Sterben hole.“

„Das kann ich ihm nicht geſtatten,“ verſetzte **Eleonora**, „es würde mich zu tief ergreifen. Eine düſtere Ahnung, als ob es nicht das letzte Mal in meinem Leben wäre, daß mir ein Verurtheilter Thränen erpreßt, würde mich, ihm gegenüber, um alle meine Faſſung bringen. Er hat ohne Segen gelebt, er ſterbe mit Segen. Seine **Rika** ſoll mir vielleicht einſt noch theurer werden, als ſie ihm es war.“

Buchheim ehrte **Eleonora's** erbauungsvolle Theilnahme, und geleitete ſie auf ihr Zimmer mit der Bitte, es nicht zu verlaſſen, bis er ihr die Vollſtreckung des Todesurtheils habe melden laſſen, deſſen Milderung er, die edle Fürbitterin namentlich bezeichnend, alſogleich dem ausgeſetzten Verbrecher mittheilen ließ.

Kovacz ſchien tief gerührt, und bat um Schreibgeräthe. Unter häufigen Thränen ſchrieb er, welchem man dieſe Kunſt als ſchlichten Hirten gar nicht zugetraut hätte. Wohl eine Stunde war er auf dieſe Weiſe beſchäftigt, dann verbarg er den Brief, welchen er geſchrieben, an ſeinem Herzen, und verlangte nach dem Prieſter, mit welchem er ſich bis gegen Abend eifrig beſprach. Der fromme Mann ſtaunte nicht wenig über die Bildung des armen Deliquenten, welcher mit

jedem Worte ſich höher über ſeine Geburt und ſeinen Stand zu erheben ſchien.

Endlich trat die Wache ein, um ihn zum Tode abzuholen. Gefaßt ſtand er auf, bat, ſich auf die Knie niederlaſſend, den Pater um ſeinen Segen, und ſprach, ihm die Hand küſſend, mit Nachdruck und Würde: „Amans, quid cupiat, scit, quid sapiat, non videt!“

Höchlich befremdet ſtarrte der Pater ihn an, ſeinen eigenen Ohren nicht trauend, und glaubte erſt, als dieſer ihn bat, den letzten Gang mit ihm zu thun, daß er noch den Nämlichen vor ſich habe.

Ehe ſie gingen, ſprach er, indem er ihm den Brief übergab: „Ehrwürdiger Herr! Da es mir nicht geſtattet wurde, der edlen Frau, die mir fürbat, mündlich zu danken, ſo that ich es hier ſchriftlich. Gebt ihr den Brief, wenn ich gefallen bin, — und bethet für mich!“

Der Pater ſäumte nicht, den letzten Willen des räthſelhaften Gerichteten ehrend, das Schreiben der edlen Fürbitterin einzuhändigen. Sie öffnete es zitternd. Ihre Ahnung hatte ſie nicht getäuſcht; der Inhalt des Briefes war folgender:

„Edle Frau!

Vor ungefähr drei Jahren kam ein wunderholdes Fräulein in Olmütz an, welches Wohlgefallen fand an dem Zitherſpiele eines Studen-

ken, und ihn zum Lehrer dung. Der Unglückliche verliebte ſich in das Edelfräulein, und legte ihre Herablaſſung, ihre Freundlichkeit, ihre Herzlichkeit falſch aus Ein hoher Herr warb um das Fräulein. Der eitle Student wollte ſelbſt der Braut nicht glauben, daß ſie frei gewählt. Er wähnte ſie unglücklich, weil er es war, und ſchwor ihrem Bräutigam Rache. Vor'm Altare ſollte ihn eine Kugel niederſtrecken; der Frevel mißlang. Das Los des Studenten war geworfen. Als Verbrecher, geächtet von der Lieb' und vom Geſetze, floh er in der Tracht der Hirten in's Gebirge, und ward das, was man ihn ſcherzweiſe unter Brüdern oft geſcholten. Er wollte rohe, wilde Herzen finden, um in Selbſtverwilderung ſein Leid zu vergeſſen, und fand gute, edle Herzen, fand einen Engel, Nika, in deren erſter Liebe er ſeine zweite zur erſten machte. Nur manchmal zuckte der alte Rachegedanke wie Wetterleuchten über den Himmel ſeines neuen Glückes. Da kam der Krieg. Ein böſer Geiſt flüſterte ihm vergeblich in's Ohr. Ein unheilvoller Augenblick änderte Alles."

"Die Frau, die er geliebt, die er noch ſtets unglücklich glaubte, erſcheint vor ſeinen Augen im Momente der Entſcheidung. Da erwacht ſeine Leidenſchaft von Neuem, und wird zum Wahnſinne. Er hält es noch immer für möglich, ſie zu errin-

gen, und wäre es durch Mord, und wäre es durch ein gebrochenes Herz. Fort ſtürmt er, nichts hörend, nichts bedenkend. Ein gerechter Gott hinderte ſeinen zweiten Frevel. Er fällt als Opfer dem Geſetze anheim. Da bittet ihm die Edle, an der er ſich ſo oft verſündigt, voll Erbarmen für; — und er fällt, durchbohrt von der Kugel, endend ſeine Qual, beſchließend ſein verfehltes Leben. — Die Geſchichte des Studenten iſt zu Ende; er hieß Valentin Schmidt, ſlaviſch Kovacz. Er hinterläßt einen Vater, der, wenn er ſeines Sohnes Ende hört, ſagen wird: „Soll's haben! Hab' ihm immer geſagt: Burſche, du haſt Kopf, wenn du ihn aber aufſetzeſt, ſo wirſt du ihn verlieren! Jetzt hat er ihn verloren!“ — Er hinterläßt ein gebrochenes Herz, das Herz der armen Nika, die er ſeiner edlen Fürbitterin anempfiehlt. Er nimmt mit ſich in den Tod ſeine, in namenloſen heiligen Dank verwandelte Liebe zu Eleonora, die er bittet, daß ſie für ihn beten möge, wie er noch ſterbend für ſie betet!“

Tieferſchütternd war der Eindruck, den dieſes Vermächtniß des Gerichteten auf Eleonora's gefühlvolles Herz machte. Sie konnte ſich nicht verhehlen, daß es mehr als Mitleid ſei, was ſie empfand, — daß es Vorwurf, daß es Nachhall aus einer Zeit ſei, wo ſie mit ihrem Her-

zen vielleicht ſelbſt nicht einig war. Die tiefſte Trauer bemächtigte ſich ihrer, und nur mit Mühe gewann ſie es über ſich, gegen Buchheim ſo viel von dem Inhalte des Briefes zu erwähnen, als hinreichte, um ihm ein Räthſel zu löſen, zu welchem er ſeit Tagen umſonſt den Schlüſſel geſucht hatte.

9.

— — — Ich wünſchte
Dir etwas ſein zu können, wenig nur,
Doch etwas, nicht in Worten, in der That
Wünſcht' ich's zu ſein.

Göthe.

Gegen Ende des Jahres 1642 nahmen die Angelegenheiten in Mähren eine andere Wendung. Dem ſchlauen, kriegserfahrenen Torſtenſohn ſchien es um Olmütz nur deßhalb zu thun geweſen zu ſein, um keine Feſtung von Wichtigkeit im Rücken zu haben, wenn er Front gegen Süden machen wollte. Nachdem er es daher ausgeſogen, und wie ſich die Chronik ausdrückt, viel Kraut und Loth darin genommen hatte, begnügte er ſich, die Hand darauf zu halten, und richtete ſein Augenmerk zunächſt auf Brünn, wohin Alles, was vor der Zeit noch entkommen konnte, zuſammengeſtrömt, und der Reichthum

von Olmütz ſowohl, als den übrigen unbeſchütz- ten Theilen des Landes abgegangen war.

Aber die Kaiſerlichen konnten es nicht länger ruhig anſehen, daß der Schwede ſich im Herzen einer der gewerbreichſten Provinzen des Landes breit mache, und ſchritten daher zur ernſtlichen Abhilfe. Ehe die Feinde noch Brünn nachdrücklicher berennen konnten, rückte die kaiſerliche Armee unter dem Erzherzoge Leopold Wilhelm und dem Generale Piccolomini mit ſolcher Sturmeseile vor, daß Torſtenſohn ſich genöthigt ſah, ſeine Fähnlein zu ſammeln, Brünn und Olmütz aufzugeben, um die Grenze von Schleſien zu gewinnen. Nachdem er daſelbſt Groß-Glogau entſetzt hatte, marſchirte er gegen Meiſſen an, den Plan zur Schlacht bei Leipzig entwerfend, welche am 2. November dieſes Jahres wirklich geliefert wurde.

So war es in Mähren wieder ruhig geworden. Muth, Lebensluſt und Gewerbthätigkeit kehrte unter die Einwohner zurück, und manche Wunde war eher vernarbt, als man es zu hoffen gewagt hätte.

Auch in den Gebirgen der Wallachen fing man an, die Nachwehen des bejammernswerthen Zwiſchenſpieles, welches dieſe Höhen aus ihrem ländlichen Frieden aufgeſchreckt hatte, in tröſt-

licher Hoffnung auf eine beſſere Zukunft geduldiger zu ertragen.

Die Geſchichte von Kovacz, ſeiner Geburt, ſeiner That und ſeinem Ende war allgemein bekannt geworden, und ſein Name ging von Mund zu Mund.

Nur Rika fand noch immer keine Ruhe. So oft ſie den Namen Kovacz hörte, ging es ihr wie ein Dolchſtich durch's Herz, und als die Blätter fielen, als der erſte Schnee die Kuppen der Berge bedeckte, und die Natur ihren Witwenſchleier umwarf, da ward es ihr ganz unerträglich in der einſamen, öden Gebirgswelt. Eine unbezwingbare Sehnſucht trieb ſie hinab zu ihrer edlen Freundin Eleonora, von deren fortwährendem Aufenthalt in Brünn ſie durch Hirten, die ihren Käs hin zu Kaufe führten, Kunde erhalten hatte. Sie wollte ſie nur ſehen, nur ihre Hand küſſen, nur Troſt ſich holen aus ihren holden Augen, nur aus ihrem Munde etwas von den letzten Stunden ihres unvergeßlichen Kovacz hören.

Roman liebte ſeine arme Rika zu ſehr, als daß er ihr dieſe Bitte verweigert hätte. So ſchwer es ihm auch fiel, ſie ſelbſt auf kurze Zeit nur zu entbehren, ſo ſorgſam bereitete er Alles vor, um ihre Reiſe dießmahl gemächlicher einzurichten, als es in den Zeiten des Krieges ge-

ſchehen konnte. Bis zum Fuße des Gebirges begleitete er ſie ſelbſt, dann übergab er ſie der Obhut eines vertrauten Hirten, welcher ſie auf ſeinem Fuhrwerke an das Ziel ihrer Sehnſucht bringen ſollte.

Rührend war die Szene des Wiederſehens. Thränen der innigſten Freundſchaft floſſen, und herzliche Umarmungen wechſelten mit zärtlichen Küſſen. Erſt als das Herz ſich ſatt erquickt hatte, fand das Auge Zeit, den geliebten Gegenſtand zu betrachten. Aber wie verändert fand Nika ihre theuere Freundin!

Die ſchöne, lebenskräftige Frau, deren Reize Gefangenſchaft, Entbehrung, Flucht und Todesgefahr nicht zu entſtellen vermochten, ſtand jetzt in Trauerkleidern vor ihr, blaß, abgehärmt, ein Bild des tiefſten Schmerzes. An ihrem Antlitze konnte man es abmerken, daß ſie Witwe war.

Lange hielt die gebeugte Frau die arme Nika umſchlungen, endlich fand ſie Worte, und klagte ihr das traurige Schickſal, durch welches ſie Witwe geworden. — Gegenſeitige Aeußerungen des heftigſten Herzleides verſchwiſterten die beiden Gemüther noch inniger, und Eleonora verſicherte das troſtloſe Hirtenmädchen ihrer unveränderlichen Freundſchaft und ihres ewigen Schutzes.

Einige Tage lang ließ ſie die Gute nicht von ſich, und verſprach ihr endlich, als das Mädchen, ſeines Vaters eingedenk, ſich zur Rückkehr in's Gebirge anſchickte, im nächſten Frühjahre in Roman's Hauſe für länger einzuſprechen. Die Heimfahrt ſollte über Olmütz Statt finden, bis wohin Eleonora mitzufahren geſonnen war, um in Rika's Geſellſchaft den muthvollen, getreuen Freund Paulin aufzuſuchen, und ihm für ſeine edle Aufopferung in den Tagen der Gefahr mit gerührtem Herzen zu danken.

Der wackere Vogt war innigſt ergriffen, als er die beiden Reiſenden eintreten ſah, und ſchenkte ihrem gerechten Schmerze die wärmſte Theilnahme. Sein herzlicher Troſt blieb auch nicht ohne Wirkung, und mit erleichterter Bruſt verließen ſie, von ihm begleitet, eine Stadt, an welche ſich für Alle ſo vielfache Erinnerungen knüpften. Zu ſpät erfuhren die Studenten, wer in ihrer Nähe geweſen; denn hätten ſie erfahren, daß Miniati's Gemahlin, und ihres vielgeliebten Schmidt Braut in Olmütz ſei, ſie würden es ſich nicht haben nehmen laſſen, das hart geprüfte Paar mit allen Mitteln, die ihnen zu Gebote ſtanden, auszuzeichnen, und ihm ihre Anhänglichkeit und Achtung auf eine begeiſterte Weiſe zu bezeigen.

Daß es ihnen mit ſolchen Beweiſen der Ergebung Ernſt geweſen wäre, dafür bürgte die hohe Verehrung, mit welcher ſie dem würdigen Schirmvogte aller Orten begegneten.

Langſam ſchlich für Nika die traurige Winterszeit dahin; ſie glaubte kaum, ſie überdauern zu können.

Roman war höchſt beſorgt für das Leben ſeiner armen Tochter, deren Kräfte erſt jetzt die Nachwehen des Sturmes empfanden, welchen ſie, ſo lang er auf ſie einbrach, mit heldenmüthiger Standhaftigkeit ertragen hatte.

Aber die erſten Tage des Frühlings waren auch die erſten ihrer Geneſung von einem langwierigen Krankenlager. Eine unerwartete Freude gab ihr die vorige Blüthe wieder; es war Eleonora's Erſcheinen. Ihrem Verſprechen getreu, kam die beſorgte Freundin an einem heiterem Maitage, von dem Vogte Paulin begleitet, in Roman's Hauſe an, und erklärte den überraſchten Bewohnern, daß ſie ſich ganz vom Stadtleben losgeſagt, und feſt beſchloſſen habe, den Reſt ihrer Tage in Nika's Geſellſchaft, umgeben von den Hirten der Bergwelt, zuzubringen. Roman ſtellte ihr, ſeine innige Herzensluſt verläugnend, vor, wie ſchwer einer Dame, welche an die große Welt gewöhnt iſt, die einförmige Zurückgezogenheit auf dieſen abgeſchie-

denen Höhen fallen würde; aber Eleonora's Entſchluß blieb feſt, und die innigſtgeliebte Nika in ihre Arme ſchließend, erklärte ſie, daß nichts im Stande wäre, ſie vor ihrem Vorhaben abzubringen. Mit dankbarer Rührung wurde ſie in das Haus dieſer guten Menſchen aufgenommen, und lebte ruhig, nach und nach ihre eigene Heiterkeit wieder gewinnend, und ſie auf Nika's empfängliche Seele überſtrömend, der Freundſchaft, der Natur und der wehmüthigen Erinnerung an überſtandene Prüfungen. Alle Hirten gewannen ſie lieb, und unabläßig ſuchte ſie durch ihr Vermögen und ihre Ueberredungsgabe, unterſtützt von Paulin, der bis an ſein Lebensende ihr Freund und Rathgeber blieb, den Wohlſtand der Gebirgsſöhne zu befördern, jeden Nachhall der ſtattgehabten Verirrungen zu tilgen, und die Herzen ihrer Umgebung, durch freundliche Hinweiſung auf ihr wahres Lebensziel, zu beglücken.

Noch jetzt kennt man im mähriſchen Hochlande ein Volkslied folgenden Inhaltes:

Von ihrer Ziegenweide
Von ihres Glückes Rain,
Da zogen die Wallachen,
Auf Holomauce hinein.

Der Kovacz, der war ihr Führer,
Der führt ſie den Schweden zu;
Ach! wär't ihr daheim geblieben,
Daheim auf den Bergen iſt Ruh'!

Der Kovacz, der war ihr Führer,
Der Buchheim, der führte ſie an; —
Ein Hohlweg war die Falle,
Da war's um ſie gethan.

Das Schwert des Richters war ſchneidig,
Das Feuer des Richters war heiß:
Ein Grab und zwei Galgen ſtanden
Zu Brno im weiten Kreis.

Der Kovacz rief einmal: „Lore!“
Da ſchlugen die Schützen an;
Der Kovacz rief einmal: „Rika!“
Da war's um ihn gethan.

Die Schweden, die zogen von hinnen,
Die Lore kam auf die Höh'n,
Da freuten ſich die Sallaſchen,
Da blühten die Wieſen ſchön.

Die Lore, die war ſo freundlich,
So reich an Herz und Glut;
Sie gab den Hungernden Speiſe,
Sie gab den Weinenden Muth.

So baut man ſich Stufen zum Himmel!
Der Kluge löſcht, wo es brennt,
Darum bleibt gut, Wallachen,
Und denkt an Kovacz und ſein End'!

V.

Die
Spieluhr.

Digitized by Google

„Will ich raſch mich ihr entziehen,
Mich ermannen, ihr entfliehen,
Führet mich im Augenblick,
Ach! mein Wunſch zu ihr zurück!“ —
Glaube mir, daß es ſich findet:
Frei iſt, wer nicht ſelbſt ſich bindet.

„Sie ſoll leben!“ rief Adjunkt Korn aus, und ſtürzte das Kryſtallglas voll ſchäumenden Traubenblutes, in welches er lange ſtarr und ſchweigſam geblickt hatte, haſtig hinunter.

„Wer ſoll leben?“ fragte Sekretär Müller, den erhitzten Trinker mit forſchendem Auge betrachtend. „Man muß doch wiſſen, wem der Tropfen gilt, den man hinabſchlürft.“

„Als ob du's nicht errathen könnteſt, du Menſchenkenner?“ war die Antwort.

„Du haſt Recht,“ entgegnete Müller einlenkend, „auf weſſen Wohl könnte ein Ehemann das Glas mit ſolcher Begeiſterung leeren, als auf das ſeiner guten, lieben Frau? Ja, ſie ſoll leben, Deine brave Pauline, hoch!“

Alles an dem Tiſche ſtimmte in des Sekretärs Trinkſpruch ein, und ſelbſt ein fremder Gaſt, dem äußeren Anſtande nach ein Offizier, faßte, mehr aus angeborner Huldigung für das ſchöne Geſchlecht, wie es ſchien, als aus geſellſchaftlicher

Höflichkeit, ſein Glas und leerte es bis zur Neige.

Nur der Adjunkt warf, wie gereizt, einen ärgerlichen Blick auf den Sekretär, und ſetzte das Glas, nachdem er froſtig genippt, etwas unſanft auf den Tiſch.

„Ei, warum ſo unaufgelegt, lieber Korn?“ begann Müller nach einer Pauſe: „Hab' ich doch bei dem beſten Willen, deinen Gedanken und Wünſchen zu begegnen, ſtets das Unglück, ihnen in den Weg zu treten, und ſie zu beirren!“

„Wohl wahr, Herr Moraliſt!“ erwiederte Korn unwillig. „Vom Wirthshaustiſche, denk' ich, könnte die Moral füglich wegbleiben. Iſt es nicht genug, wenn man ſich zu Hauſe täglich und ſtündlich „Mann“ und „Papa“ rufen hört? Soll man auch Abends in der Schenke, unter guten Freunden, noch mit Hymens geprieſenen Goldketten kokettiren? So wohl es den Herren Lieutenants und Fähnrichs thut, wenn ſie vom Exerzierplatze matt und heiſer hieher kommen, beim Weinglaſe von etwas Vergnüglicherem ſprechen zu können, als vom „Halb rechts!“ und „Schwenkt euch!“ ſo wohl es auch dir thut, vor deiner Flaſche auf Kurrenden und Wanderbücher vergeſſen zu können, ſo wohl thut es auch einem Iffland'ſchen Hausvater, im Kreiſe lebensfroher Bürger, den Familien-Flausrock abzulegen. Iſt

es nicht genug, ſeinen weiblichen Korporal zu Hauſe zu haben, ſondern muß man ſich ſein Bild auch noch vor die Thüre der Gaſtſtube als Ordonnanz hinpflanzen, damit ja kein Gefühl oder Wort gegen das häusliche Reglement laut werde? — Du biſt in dieſer Hinſicht freilich kein kompetenter Richter, du Ehemann von vier Wochen!" —

„Laß das!" fiel ihm Müller ernſt in das Wort. „Du weißt, daß ich nur eine einzige Saite habe, die nicht unſanft berührt ſeyn will. Ich hab' es gewiß nicht übel gemeint, und ich glaube, die Herren haben mich beſſer verſtanden, als Du. Wir ſind an einem öffentlichen Orte, der für Geſtändniſſe nicht geeignet iſt. In beſſerer Stimmung würdeſt du meinen Wink gewiß nicht mißdeutet haben!"

Die letzteren Worte ſprach Müller mit leiſer Beziehung auf den fremden Gaſt, jedoch in einem Tone, der den Reizbarſten nicht würde beleidigt haben.

Korn ſchwieg, und fing ſeine frühere, ſtumme und theilnahmloſe Rolle wieder fortzuſpielen an. Bald ſtarrte er in das Licht und zerfaſerte mit der Lichtſcheere den kniſternden Kerzendocht; bald trommelte er auf dem Rande des Tiſches den läßigen Reiſemarſch; bald ſtürzte er ungeſtüm ein Glas perlenden Weines hinunter,

und fuhr ſich mit preſſenden Fingern über die Augenlieder, als ob er unangenehme Bilder vermiſchen wollte.

„Sie haben unſeren guten Korn ganz aus der Stellung gebracht!“ begann nach einer Weile ein junger blühender Mann, zum Sekretär gewendet, dem er gegenüber ſaß. „Morgen geht er, wie ich höre, auf Kommiſſion über Land, und heute machen Sie ihn zur guten Letzt noch einſylbig; iſt das auch Recht?“

„Du gehſt morgen über Land?“ fragte Müller befremdet.

„In Geſchäften,“ war Korn's kurze Antwort.

„Und kommſt zurück?“ —

„Vielleicht Abends — vielleicht auch nicht.“

„Schön, ſchön! Und Deine Frau wußte gar nichts davon, als ich vorhin Dich zu Hauſe abholen wollte, und ſie fragte, ob Du etwa verreiſet ſeiſt, oder wann Du wieder verreiſ'teſt.“

„Muß ich ſie etwa auch in Subarrendirungsſachen um ihre Einwilligung bitten?“ fuhr Korn ärgerlich auf.

„Nun — nun — ich ſchweige ja ſchon,“ erwiederte Müller, und zog dabei die Börſe heraus, um Zeche zu machen. „Gut daß ich gehe; ich ſpreche, thue und denke Dir heute nichts recht. Wenn ich wüßte, daß ich bei Renten-

berg auch keine beſſere Rolle ſpiele, ſo kröch' ich lieber gleich jetzt unter die Decke!“

„Gehen Sie zur Witwe Rentenberg?“ fragte ihn der junge Mann gegenüber lebhaft.

„Ja, lieber Makalsky,“ lächelte Müller, „haben der Herr Fähnrich vielleicht etwas einzuwenden? Es handelt ſich nur um ein kleines Piquet. Amalie iſt heute zu Baron Rebenfeld auf's Schloß abgeholt worden, und wenn ich nicht unſeres Freundes Korn Frau dort finde, ſo iſt die gute Witwe ganz verlaſſen. Witwer und Witwe, wie Sie wiſſen, das ſchickt ſich ja zuſammen! Und ſomit für heute Gott befohlen, meine Herren! Leb' wohl, Korn! — Ich hoffe, Dein Ausflug wird Dich wieder ein wenig aufheitern! — Eben recht! Was den Ausflug betrifft, ſo muß er für Deine Frau doch nicht etwa ein Geheimniß bleiben?“

„Mag ſie's wiſſen oder nicht, was kümmert's mich?“ entgegnete Korn, indem er dem Sekretär die dargebotene Hand nach einem flüchtigen Drucke zurückſchob. „Freilich wohl mußt Du ihr den Braten friſchweg vom Roſte kredenzen; wozu wärſt Du denn ſonſt ihr erklärter Kourmacher?“

Müller ſchien den beißenden Geißelhieb gutmüthig hinzunehmen und entfernte ſich, freundlich begrüßt von allen Uebrigen, auch von dem fremden Gaſte, der ſowohl dem ganzen Geſpräche,

als beſonders ihm, eine auffallende Aufmerkſamkeit gewidmet hatte.

Müller's Entfernung erweckte den Adjunkten wieder aus ſeiner höchſt ungeſelligen Stimmung. Das Geſpräch wurde mit den gewöhnlichen Gegenſtänden der Konverſazion von Neuem angeknüpft. Der fremde Offizier miſchte ſich nach und nach lebhafter darein und fraterniſirte, wie das im Militärſtande ſchon gang und gäbe iſt, gar bald mit ſeinen Kameraden, die ſich, unbekümmert um ſeinen Namen und ſeine Familienverhältniſſe, mit der Eröffnung begnügten, daß er Hauptmann ſei, und ſich auf der Durchreiſe zum nächſten Generalkommando befinde. Makalsky's gemüthliches Weſen wußte die Unterhaltung in raſcheren Gang zu bringen; Flaſchen gingen ab und zu; die Gläſer klangen luſtig zuſammen; die Köpfe wurden wärmer, die Zungen beredter, und in einem kurzen Stündchen war die ganze Tiſchgeſellſchaft mit dem fremden Hauptmanne ſo vertraut, als ob ſie ihn ſeit langen Jahren ſchon kennte und um alle ſeine Verhältniſſe wüßte, ausgenommen um ſeinen Namen.

„Ich ſtehe auf dem Punkte zu quittiren,“ begann der Fremde. „Hauptmann bin ich, und habe ſomit meinen Charakter im Leben feſtgeſtellt;

zu leben habe ich vom Hauſe aus, und meine Kameraden werden eben nicht böſe ſein, wenn ich ihnen wieder ein Plätzchen räume. Warum ſollt' ich's alſo nicht verſuchen, wie's an einem eigenen ruhigen Herde ſchmeckt? — Seht, Freunde, da wär' ich denn gar nicht abgeneigt, mich mit einem ſchmucken Weibchen in den friedlichen Hafen einer netten, geſelligen Landſtadt zurückzuziehen, und auf das Treiben der Welt, die ich ſo ziemlich im Zivil- und Militärrocke betrachtet habe, hübſch von Ferne hinzublicken. Euer Städtchen mißfällt mir ganz und gar nicht, es iſt das artigſte Miniaturbild einer Provinzialhauptſtadt; hat herrliche Umgebungen, liegt an der Heerſtraße, die mir manchen Bruder aus früheren Tagen vorüber führen dürfte, und hat auch, wie ich ſehe, gute, herzliche Einwohner; — was will man mehr? — Ueberhaupt dünkt mir, es habe mich der Zufall heute ſo recht in die Mitte des Lebens hineingeführt, das ich am liebſten theile. — Nun, und an einer Schönen wird es wohl auch nicht fehlen, welche die Hauptbedingniß wäre, um mich für länger an einem Orte feſtzuhalten!“

„Ohne Sorgen, Hauptmann,“ fiel ihm ein kräftiger Lieutenant lachend in's Wort, „mit den Schönen hat's keine Noth! Was Frauen-

gunſt betrifft, da geht nichts über eine kleine Stadt!“

„Scherz bei Seite!“ rief der Hauptmann, „ich denke, ein Mann, der über die Kourmacherei hinaus iſt, und auch in ſeinem eigenen Hauſe nicht gerne davon hörte, würde doch hier auch nicht leer ausgehen? — Aus dem Munde des Herrn, der uns vorhin verließ, hört' ich ja einige Namen, die er, ein etwas ſtrenger Mann, wie ich zu bemerken glaubte, mit Achtung ausſprach. — Eine brave Pauline!“

„Unſeres Freundes Korn achtbare Frau,“ bemerkte Makalsky.

„Die der ſaubere Patron von Ehemann trotz einem Sultan einſperrt!“ fuhr der Lieutenant fort, — „denn man bekäme ſie nicht zu Geſichte, wenn man Tage lang bei ihm ſäße!“ —

„Wahrlich nicht meine Schuld!“ ſpöttelte Korn, „es iſt eine übertriebene Eingezogenheit, die ich ihr durch ſechs Jahre nicht abgewöhnen konnte.“

„Geben Sie ſich keine Mühe,“ meinte der Hauptmann, „in dieſem Punkte würde ich die Uebertreibung von Herzen gerne entſchuldigen. — Uebrigens haben Sie ja doch einen Cicisbeo im Hauſe, den Herrn Sekretär, wenn ich recht verſtand; wenigſtens gaben Sie ihm einen ähnlichen Titel!“

„Nun, den gönn' ich ihr, ohne Bedenken,“ erwiederte Korn, „der hat, meines Wiſſens, keine andere ſchwache Seite, als — das Predigen, und damit wird man den Frauen wenig gefährlich. Auch iſt er mein wahrer Freund, das muß ich ihm zugeſtehen, wenn er mich oft gleich übellaunig macht, wie heute. Das Glück iſt, daß er Alles gutwillig hinnimmt, und nicht aufbrauſt. Wenn er nicht wäre, ich glaube, ich und meine Frau hauſten ſchon über Jahr und Tag nicht mehr zuſammen!“

„Was der Menſch doch immer gegen ſeine Frau hat,“ fiel ihm der Lieutenant, faſt ärgerlich, in's Wort, „und es kann in der lieben Welt keine ſolidere, hausmütterlichere Frau geben, als die ſeinige. Hat ein Amt, bei dem ihm die Offiziere aller Garniſonen, die Kommandanten aller Transporte ex officio in's Haus ſtürmen, und braucht doch keine Flügelthüren, um mit ſeinem Ehemannskopfe ohne Anſtoß in's Zimmer zu kommen! — Aber nein! da ſpielt er zu Hauſe den Tyrannen, unter Mädchen den ſchmachtenden Korydon, und, wenn ſein Ideal zwei Stunden weit verreiſt iſt, den langweiligen Kopfhänger, mit dem nichts zu lachen, nichts zu plaudern, nichts zu ſpielen und nichts zu trinken iſt. Laß du die Amalie dem Makalsky, dem Peter oder

dem Paul, — und ſei du zu Hauſe ein Ehemann und im Wirthshauſe unſer Bruder!“

„Amalie?“ wiederholte der Hauptmann, „das iſt ja das Fräulein bei der Witwe, zu welcher der Sekretär auf ein Spielchen ging? — Alſo iſt das des guten Fähnrichs Partie, und ich habe hier ein paar Nebenbuhler — nicht von mir — ſondern von einander, zur Seite? — Iſt denn das Mädchen gar ſo eine liebliche Sirene, daß ſelbſt die Ohren eines Ehemanns noch nicht hinlänglich verſtopft ſind, um ihren Zaubertönen zu widerſtehen?“

„Sie iſt ein Engel,“ rief der Lieutenant, „aber es iſt nichts mit ihr anzufangen!“

„Hält Freund Makalsky zu ſtrenge Wache?“ forſchte der Hauptmann.

„Was ſollte der Fähnrich Makalsky dem Fräulein Amalie vorzuſchreiben haben,“ begann Makalsky mit einem ſanften Lächeln, in welchem ſich eine rührende Zartheit ſpiegelte; „ſie hat kein namhaftes Vermögen, und ich habe im Monate doppelt mehr Tage zu verleben, als Thaler zu verzehren; was gäb' es da für eine Hoffnung? Um ihr den Hof zu machen, Gott weiß es, dafür iſt ſie mir zu gut. Und mit idealiſchen Liebſchaften macht man ſich in unſerer materielen Zeit nur lächerlich. Darum beſchränke ich mich darauf, ſie zu achten; freue mich, ihres

Umganges mich rühmen zu dürfen, in welchem man nur gewinnen kann, und nehme ſo viel Theil an ihrem Schickſal und an der Richtung ihres ganzen Weſens, daß es mir unendlich leid thun ſollte, wenn auch ſie mit der Zeit in dem Modewirbel, der unſer Städtchen durchflutet, unterginge. — Doch das gehört nicht auf den Wirthstiſch. Freund Korn zieht ohnedieß die Stirne wieder in Falten, da er in mir ein Echo des Sekretärs zu hören glaubt. Jeder nach ſeiner Meinung; ſo lang' ich Soldat bin, hab' ich, wie Körner ſingt: meine Eiſenbraut, und will ihre Freundſchaft ein Immergrün um ihren ſchlanken Leib winden, ſo nehm' ich's dankbar hin. Mehr begehr' ich von Niemanden in der Welt, — mehr auch nicht von Amalie!"

„Das wackere Fräulein ſoll leben!" rief der Hauptmann mit warmer Theilnahme aus, „ich kenne es zwar nur aus den Bruchſtücken Eures Geſpräches, aber ſo viel ich mir zuſammen reimen kann, ſo ſcheint es eine Zierde Eures Städtchens zu ſein!"

„Sie ſoll leben!" klang's von allen Lippen laut, faſt überlaut aber aus Korn's Munde, der umſonſt ſich länger zu bemeiſtern verſuchte.

„Da habt ihr den Korydon wieder!" lachte der Lieutenant aus vollem Halſe.

„In der That," bemerkte der Hauptmann,

der eine kleine Aufwallung nur mit Mühe zu unterdrücken ſchien. „Sie müſſen einmal ein feuriger Liebhaber geweſen ſein, da ſie jetzt noch in ihren Verhältniſſen ſo viel Feuer in Reſerve haben!“

Korn war betroffen, aber die ſchwache Seite ſeines Herzens war zu heftig berührt, als daß er ſich hätte zurückhalten können. — „Ja,“ erwiederte er, „meine Aeußerung mag Sie befremden; aber Sie müßten in meine Verhältniſſe, in meine Lage, in meine Denkweiſe tiefer eingeweiht ſein; mit einem Worte, Sie müßten mich beſſer kennen, als ich vielleicht mich ſelbſt kenne, um mich gerecht beurtheilen zu können. Wäre ich ein Türke, ſo würde ich ſagen: Es iſt Schickſal! Lebten wir in der Sagenwelt, ſo würde ich glauben, man habe mir's angethan. Aber es iſt nun einmal ſo! Ich habe eine gute, brave, treue Frau; ſie iſt auch nicht unſchön, man könnte ihr ſogar mehr zugeſtehen; als Hausfrau, als Mutter ſucht ſie ihres Gleichen. Ich würde vielleicht jeden Andern, deſſen Frau ſie wäre, um ihren Beſitz beneiden; aber — es iſt nun einmal ſo. Ich finde eine andere liebenswürdiger, nein, — nicht liebenswürdiger, — reizender, und bin ein unglücklicher Menſch, der keinen Ausweg ſieht, ſo bald wieder in das Gleichgewicht zu kommen. Doch laſſen wir das: Sie ſind hier Gaſt, ſind hier

gekommen, um einen Abend, wenn nicht vergnügt, doch wenigſtens ruhig und unbehelligt zuzubringen, und ich bringe ſie am Ende noch auch aus ihrer günſtigen Stimmung, oder beleidige ſie wohl noch gar, um es an einem Abende, mit meinem älteſten Freunde, dem wackeren Müller, und mit meinem jüngſten Freunde, nämlich mit Ihnen, Herr Hauptmann, verdorben zu haben!“

Korn ſchwieg mißmuthig, der Hauptmann wurde ernſter, Makalsky fühlte ſich beengt, und der Lieutenant mit der übrigen Tiſchgeſellſchaft fand die Konverſazion langweilig, und ſchickte ſich an, in das Kaffehhaus überzuſiedeln, um ſich bei einem Gläschen Punſch für das Verſäumte zu entſchädigen.

Der Schluß der Abendunterhaltung beſtand darin, daß der Hauptmann und Korn einander das Kompliment machten: das dießmalige Zuſammentreffen möge nicht das letzte in ihrem Leben geweſen ſein, und daß ſie ſich wechſelſeitig eine glückliche Reiſe wünſchten; Makalsky aber, wehmüthig geſtimmt, nach Hauſe ging, und die ſonderbaren Gefühle, die ſich in ſeiner Seele kreuzten, lange noch am offenen, mondbeſtrahlten Fenſter ſeiner Wohnung mit einzelnen Moll-Akkorden ſeiner Guitarre begleitete.

Korn war abgereiſt, ohne ſeiner Frau etwas davon zu ſagen. Wenn ihr Müller nicht Abends vorher, bei der Witwe Nentenberg, wo er ſie mit ihrem fünfjährigen Karl noch traf, es mitgetheilt hätte, ſo würde ſie es erſt beim Frühſtück erfahren haben. Aehnliches hatte ſie zwar mehr als einmal ſeit zwei Jahren erlebt, aber gewöhnen konnte ſie es noch immer nicht, es koſtete ihr jedesmal Thränen, auch dießmahl. Zwar hatte ihr Müller mit geheimnißvollerer Miene, als ſonſt ſein Brauch war, für den kommenden Tag eine unverhoffte Freude angekündigt, aber welche unbeſtimmte Hoffnung kann ein liebendes Weib über das Bewußtſein vertröſten, ſich von dem Einzigen, was ſie auf Erden hat, von ihrem Manne, lieblos zurückgeſetzt zu fühlen.

Mit thränenfeuchten Augen erwiederte ſie den kindlichen Morgengruß ihres kleinen Karl, und ſetzte ſich mit ihm, wie eine verlaſſene Witwe, einſam zum Frühſtück, als der Bediente in's Zimmer trat, und ihr meldete, daß ein fremder Offizier mit ihr zu ſprechen wünſche, der die Sache ſehr dringend mache.

„Es wird ein Mißverſtändniß ſein," erwiederte Pauline; „er wird mit dem Herrn ſprechen wollen, und dieſer iſt ja, wie du beſſer weißt als ich, vor Tagesanbruch verreiſt."

„Nein, nein," behauptete Jakob feſt; „ich

dachte ſelbſt, — er will aber durchaus mit der gnä-
digen Frau ſprechen.“

„Sollte das die Ueberraſchung ſein, die mir Müller angekündigt hat?“ meinte Pauline. „Nun, ſo bitt' ihn, ein wenig zu gedulden, bis ich Toilette gemacht habe; dann ſoll es mir eine Ehre ſein!“

„Ach, der Herr hat, glaube ich, nicht ſo viel Geduld,“ bemerkte Jakob, „er verlangte Einlaß, und wenn Euer Gnaden ſelbſt noch in den Federn ſtäcken. — In der That, ich höre ihn ſchon mit ſeinen Sporen über den Gang klirren; ich bin ihm wohl zu lange ausgeblieben. Hören Sie nur!“

Ehe Pauline Zeit fand, in das Nebenzimmer zu ſchlüpfen, ging die Thüre, nach einem flüchtigen, noch nicht erwiederten Pochen raſch auf, und der fremde Hauptmann, der geſtern an der Wirthstafel ſaß, trat in voller Uniform in das Zimmer.

„Pauline!“ rief der Hauptmann, „verzeihſt du mir dieſes ungeſtüme Hereinſtürmen?“

„Vom Herzen,“ entgegnete die froh Erſtaunte mit Thränen der innigſten Rührung, und flog an ſeinen Hals, ſeine Küſſe herzlich erwiedernd.

„Nun, die muß ihn gut kennen!“ brummte Jakob vor ſich hin, indem er ſich für einen

unnützen Zeugen anſah. — „Unſere Frau einen Offizier umarmen, das kommt mir ſpaniſch vor.“

Er wollte ſich entfernen, und winkte dem kleinen Karl, der bereits des Hauptmanns Uniform mit vielem Wohlgefallen muſterte, ihm zu folgen, indem er wohl auch nichts dabei zu thun hätte; der Hauptmann aber bemerkte es, fragte Pauline, ob das ihr Kind ſei, und als ſie, keiner Worte noch mächtig, nickte, zog er den Knaben zu ſich, und drückte dem verblüfften Jakob einen blanken Thaler in die Hand, mit den Worten: „Da, alter Haudegen! wittere nichts Arges. Ich bin Hauptmann Nordfeld, deiner Frau Bruder, der Onkel dieſes Herzensjungen. Dieſer Thaler ſoll dir den Mund ſtopfen, verſtehſt du? Ich bin dermahlen nur für meine Schweſter hier, nicht für meinen Schwager, für den komm' ich ein anderes Mahl. Wohlgemerkt! und ſomit — links um, marſch!“

Der alte Jakob fand gar nichts einzuwenden, und marſchirte ſeelenvergnügt zur Thüre hinaus.

„Alſo wer biſt du, Soldat?“ fragte Karl ohne Scheu, „du mußt mir's ſagen, denn wir ſind ja Kameraden, ich hab' auch Säbel, Czako, und Schärpe, aber ich bin mehr, ich hab' auch eine Patrontaſche und ein Gewehr!“

Nordfeld fiel es jetzt erſt bei, daß er dem Jungen auch den Mund ſtopfen müſſe, wenn er

ſein Inkognito beibehalten wollte. „Wer ich bin, kleiner Offizier? das ſiehſt du ja, dein Kamerad! Und deine Mutter hab' ich lieb, weil ich dich lieb habe, und weil ſie deine Mutter iſt. Wenn dich alſo Jemand fragte, wer da war, ſo ſag' ihm: Ein Hauptmann, der dich lieb hat und deine Mutter. Und fragte dich Jemand, wer ich ſei, und wie ich heiße, ſo ſag' ihm nur: Ich bin Offizier und heiße Hauptmann, oder was dich leichter ankommt, und was er dir lieber glaubt. Haſt du mich verſtanden?“

„Freilich,“ antwortete der blonde Knabe, den Hauptmann faſt mit den Augen verſchlingend.

„Jetzt geh'; lieber Kamerad, zu dem alten Invaliden hinaus,“ fuhr Nordfeld fort, „der dich zuvor mitnehmen wollte.“

Mit ſtolzem Anſtande marſchirte der Knabe zur Thüre hinaus. Nordfeld aber drückte nochmahls ſeine liebe, theuere Schweſter an das Herz, die ſich nun erſt geſammelt und Worte gefunden hatte.

„Ich kann dir nicht ſagen, wie mich dein Erſcheinen überraſcht hat, theuerer Bruder!“ begann Pauline. „Wiewohl ein Freund unſeres Hauſes, Herr Sekretär Müller, der zufällig von dir etwas erfahren haben mochte, mir geſtern Abends eine höchſt angenehme Ueberraſchung auf heute ankündigte, ſo war ich doch ſo fern

von jeder Ahnung dieſes Wiederſehens, daß ich ſelbſt vorhin, als mir mein Jakob einen Offizier meldete, noch nicht den leiſeſten Gedanken an dich hatte. Faſt ſieben volle Jahre hab' ich dich nicht geſehen! Unſer guter Vater ging indeß in ein beſſeres Leben ein!"

"Ich drückte ihm die Augen zu, rettete dir und mir die mäßige Erbſchaft, und reiſte nach Verkauf des Mobiliarvermögens, von welchem ich mir nur ein paar Kleinigkeiten als theueres Angedenken zurückbehielt, wieder zum Regiment ab. Du wardſt indeſſen Mutter —"

"Welche Nachricht du mir eben ſo unbeantwortet ließeſt, als alle nachfolgenden Fragen, wie es Dir ergehe?"

"Ich wollte dir lieber nichts, als etwas Unzureichendes ſchreiben. Wer nur Ein Ziel mit unabgewandtem Blicke verfolgt, dem haſpeln ſich alle Zwiſchenzeiten, die dasſelbe nicht näher rücken, in träger Einförmigkeit ab, und er glaubt, Monden und Jahre, die er für verloren hält, böten auch Andern kein Intereſſe dar. Ich wurde Oberlieutenant, Kapitain. Die Wirren der Zeit trieben mich bald da, bald dort hin. Ich ſagte meiner Heimat Lebewohl, ein theueres Bild in derſelben zurücklaſſend; ſah der gefräßigen Cholera in Galiziens Dörfern und Schlößern in's hohle Auge; belächelte den wälſchen Bramar-

dasſinn in den palläſtereichen Städten der Romagna, kehrte als halber Italiener an Teint und Sprache in das biedere Oeſterreich zurück, bis vor einem Jahre meine Ernennung zum wirklichen Hauptmann erfolgte, die mich zugleich in meine Heimath abberief, welche ich vor fünf Jahren verlaſſen hatte. Jetzt habe ich erreicht, was ich wollte. Mein väterliches Erbtheil litt keine Schmälerung; ich kann mich damit in einem Landſtädtchen füglich ankaufen. Für meinen Namen habe ich einen ehrenvollen Aushängeſchild. Niemand wird durch meinen Rücktritt aus dem Militärſtande beeinträchtiget; daher machte ich mich auf den Weg, um bei dem Generalkommando der Provinz, deſſen Sitze ich nun zureiſe, meine Quittirung zu betreiben, und in der Zwiſchenzeit noch einiges Andere in Ordnung zu bringen. Meine Durchreiſe führte mich zu Dir, liebe Schweſter; einſtweilen, zwar nur auf ein paar Stunden, aber auf meiner Rückreiſe behältſt du mich in jedem Falle länger. Ich wollte ſchon geſtern dich überraſchen, aber der Zufall führte mich in der Wirthsſtube des Gaſthofes, in welchem ich abſtieg, mit deinem Manne zuſammen, ohne daß er wußte, mit wem er zu thun habe. Du weißt, ich liebe das Laviren. Anſtatt daher nur den Reiſeſtaub abzuſchütteln, ſpielte ich mein Inkognito weiter, bezwang

meine Sehnſucht, dich zu umarmen, und lernte durch dieſen Zufall manchen Charakter aus Deiner Umgebung kennen, was mir recht lieb iſt. Dein Mann iſt heute verreist, ich kann daher, wenn Niemand von euch mich verräth, mein Inkognito bis zu meiner Wiederkehr beibehalten. Deinen Kourmacher, — wie Korn den Sekretär Müller betitelte, — kannſt du um Stillſchweigen bitten, und ſo wird es, denk' ich, wenn ich nach fünf oder ſechs Wochen deinem Manne als dein Bruder unter die Augen trete, eine doppelte Ueberraſchung geben. — Warum ich das ſo wünſche, werd' ich dir ſchon nachträglich einmahl ſagen. Jetzt, liebe Schweſter, ſei mir aber nochmahls herzlich gegrüßt! — Sieh mich nicht ſo trüb, ſo forſchend an. — Dir geht es wohl gut? — Du biſt glücklich verheirathet; — haſt einen allerliebſten Jungen an deinem Karl!"

Pauline erröthete auffallend, und das „Gott ſei Dank!" mit welchem ſie ihres Bruders Frage erwiederte, klang faſt, wie ein unterdrückter Seufzer. — „Wie gefällt Dir mein Mann?" begann ſie nach einer Pauſe, „du kannteſt ihn ja früher nur aus meinen Schilderungen!"

„Die du damahls," bemerkte Nordfeld, „als Geliebte von deinem Geliebten entwarfeſt?

O ich weiß wohl, was ich von dem damahligen Bilde abzuziehen habe; welche Farben hielten ſechs Jahre lang aus, ohne, wenn nicht matter, doch wenigſtens milder, minder ſchreiend zu werden? — Nun, er iſt ein hübſcher, lebhafter Mann in den beſten Jahren. Er ſcheint thätig, empfänglich, reizbar — nun das ſind wir Männer alle! Er ſieht es ein, daß du brav biſt.“

„Haſt du das aus ſeinem eigenen Munde?“ fragte Pauline mit wehmüthigem Lächeln.

„So wahr ich Norfeld heiße. Oder trauſt du ihm kein ſo günſtiges Urtheil über dich zu? — Das wäre ſchlimm! — Du ſeufzeſt, Schweſter? — Was ſeh' ich? — Du weinſt ſogar? — Haſt du dich etwa in deinen Erwartungen getäuſcht, und lebſt nicht glücklich?“

„Frage mich nicht,“ beugte Pauline mit unterdrückten Thränen aus, „du haſt ja meinen Mann im Wirthshauſe unter ſeinen Brüdern geſehen. Du weißt Alles, um was du mich fragſt!“

„Ei, daß euch Weibern unſer Wirthshausbeſuch ſo ein Dorn im Auge iſt!“ — entgegnete der Hauptmann, — „ich verſichere dich, er iſt dort in guter Geſellſchaft.“

„Er liebt mich nicht mehr!“ ſchluchzte Pauline, und verbarg ihr Geſicht an ſeiner Bruſt.

„Er liebt dich nicht mehr?!“ wiederholte

*

Nordfeld mit erzwungenem Lächeln. „Das ſagen alle Frauen, die über die Flitterwochen hinaus ſind, und dieſes „er liebt mich nicht mehr,“ heißt dann immer: „Er liebt mich nicht mehr, nicht noch mehr, als er mich als Liebhaber geliebt hat!“ O ihr Unerſättlichen! Soll denn der Mann immer ein ſchmachtender Schäfer bleiben, der mit Schwüren, Blumenreden, Eiferſüchteleien, Galanterien handelt, und iſt es euch nicht lieber, wenn er Abends, nach den Geſchäften, ſich auf ein Stündchen zu euch ſetzt, den Buben auf's Knie nimmt, etwas Vernünftiges mit euch ſpricht, und ſich dann mit einem herzlichen Kuſſe die Erlaubniß erbittet, ein Stündchen mit Freunden beim Glaſe und Zeitungsblatte verplaudern zu dürfen?“

„Ja, wenn er das thäte,“ fuhr Pauline fort. „Aber ich kann nicht einmal ſagen: Er liebt mich nicht mehr! Ich muß leider ſagen: Er liebt nicht mehr — mich!“ Ein Strom heißer Thränen rollte über ihre Wangen.

Nordfeld wußte jetzt nur zu klar, was er von der geſtrigen Szene denken ſollte. Er gönnte ſeiner Schweſter Zeit, ſich auszuweinen. Als ſie ſich gefaßt hatte, ergriff er ihre Hand und ſprach mit ruhigem Ernſte: „Sei ruhig, Schweſter, es iſt gewiß nicht ſo arg, als du glaubſt. Es wird ſich Alles ausgleichen; nur verhehle mir

nichts. Denke, daß du mir dadurch ſelbſt eine belehrende Warnung gibſt. Ich ſtehe, im Vertrauen geſagt, auch auf dem Punkte, mich zu verehlichen. Wenn du den Namen meiner Braut wüßteſt, du würdeſt ſtaunen; aber ehe nicht Alles in Richtigkeit iſt, will ich nichts verlauten laſſen. Sei aufrichtig. Sage mir, was dich an deinem Manne ſo ſehr kränkt, vielleicht erſparſt du damit meiner künftigen Frau Thränen, die ich durch ein ähnliches Betragen ihr erpreſſen könnte, weil ich bisher nicht wußte, was ihr Frauen nachſeht, und was ihr nicht nachſehen könnet. Auch ſoll es meine Aufgabe ſeyn, was in meinen Kräften ſteht, beizutragen, um deine Zukunft erfreulicher zu geſtalten."

Pauline konnte dem Drange, ihrem gepreßten Herzen Luft zu machen, nicht länger widerſtehen. Das war es eben, was ihr in ihrer Lage am ſchmerzlichſten fiel, daß ſie keine menſchliche Seele hatte, vor welcher ſie in dieſer Beziehung ihr Inneres ohne Rückhalt ausſchütten konnte. Ueber Putz, über Stadtgeſpräche, über Hauswirthſchaft, über Kaſino, Dilettantentheater, Badetouren und all' die unwichtigen Wichtigkeiten und öffentlichen Geheimniſſe, von welchen die Konverſazion in einer kleinen Stadt zehrt und ſich nährt, konnte ſie aller Orten ſprechen hören nach Herzensluſt und bis zur

Ueberſättigung, nur über das kleine Ding, das wir Herz nennen und das bei den Frauen doch immer die Hauptſache bleibt, konnte ſie, wenn es ungeſtümer pochte, oder ängſtiger ſchlug, Niemanden zu Rathe ziehen, als ihren Gott, von dem ſie ſich faſt vergeſſen glaubte. Das einzige weibliche Geſchöpf im Städtchen, das in Gefühlen und Gedanken am meiſten mit ihr zu harmoniren ſchien, war in dieſem Punkte für ſie unzugänglich. Sie blieb daher mit ihrem Grame, mit ihrer Rathloſigkeit, mit ihrer Beſorgniß, wenn noch Hilfe möglich wäre, den entſcheidenden Augenblick herauszufinden, ſich ſelbſt überlaſſen. Nur der Anblick ihres Kindes, deſſen aufblühendes Leben ſie erinnerte, wie unentbehrlich ſie auch auf Erden ſei; nur das Bewußtſein, ſich ſelbſt nicht die geringſte Schuld beimeſſen zu dürfen, hielt ſie noch aufrecht. Mit welcher Innigkeit geſtand ſie daher jetzt ihrem Bruder Alles, was ihre Seele niederbeugte, mit welcher Wärme bat ſie ihn, ſein Möglichſtes zu verſuchen, um ihr einen Mann wieder zu gewinnen, an welchem ſie, trotz der Kränkung, die ſie von ihm erfahren mußte, doch noch mit unwandelbarer Liebe und Treue hing.

„Ja, und auch er liebte mich,“ fuhr ſie in ihrem Geſtändniſſe fort, „mit einer Wärme, gegen welche ſeine jetzige Kälte um ſo wehthuender

abſticht. Du weißt aus meinen Briefen, die nur ein ferner Abglanz der ſeinigen waren, was er mich hoffen ließ. Ich habe ſie noch, ſeine Briefe, — alle, alle, — zwei wohlverſiegelte Päckchen. Oefter als einmal wollt' ich ſie ſchon verbrennen, aber immer hielt mich der Gedanke zurück: es würde damit der letzte Faden zerreißen, welcher mich an eine ſchönere Vergangenheit knüpft. Es war eine ſchöne Zeit! Vaterſegen weihete unſer Verhältniß, und meine verklärte Mutter hat von jenſeits gewiß auch dem Bund unſerer Herzen freundlich zugelächelt! Unſere Verlobung, die dir einer meiner Briefe ſchilderte, war ein rührendes Familienfeſt. — „Nimm ſie hin, meine liebe Tochter,“ ſprach unſer Vater zu meinem Manne. „Du liebſt ſie, ſie liebt dich; du kannſt ſie verſorgen; meinen Segen habt ihr auch; — wie könnte es euch am Glücke fehlen?“ — Noch ein paar Freunde, unter ihnen unſer alter Lehrer Dorner, mit welchem Sekretär Müller in ſeinem Benehmen ſo viel Aehnliches hat, lächelten uns durch Thränen ihren Beifall zu. Wir ſanken einander in unausſprechlicher Wonne an's Herz. Der aufgehende Mond ſtrahlte hell durch's Fenſter, und verdunkelte das Licht des Glockenleuchters, der auf der kleinen Tafel ſtand; die alte Spieluhr in unſeres Vaters Schlafzimmer — du entſinnſt dich ihrer wohl? — ſchlug eben neun,

und ſtimmte, nachdem das Schnarrwerk abgerollt war, die alte, uns ſo wohlbekannte, damahls ſo paſſende Melodie des Kotzebue'ſchen Liedes an:

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
Wir haben uns Alle ſo lieb!

Bruder, es war eine ſelige Stunde; es war eine ſchöne Melodie! — Noch jetzt iſt dieſe Erinnerung, der Anklang an dieſe Melodie, das Einzige ſeit einem Jahre geweſen, was mir verrieth, daß in meines Mannes Herzen noch nicht alles Gefühl erloſchen ſei. Wir ſaßen einmahl, es war etwa vor fünf Monden, einſylbig, wie gewöhnlich, einander gegenüber. Korn las die Zeitung, ich beobachtete mit ängſtlicher Beſorgtheit den Pulsſchlag meines Karl, der eben fieberte. Da ſtimmte ein Leiermann im Hofe ſein Stücklein an. Ich wollte ihn eben mit einer kleinen Gabe abfertigen, als er von Neuem aufzog, und auf ſeinem Leierkaſten die Melodie begann:

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen
Und haben einander ſo lieb!

Mein Mann warf das Zeitungsblatt weg, und ſah mich ſinnend an. Ich, eben ſo ergriffen, erwiederte ſeinen Blick mit thränennaßen Augen; er

drückte mir warm, wärmer als ſeit einem Jahre, die Hand, trat an das Bett unſers Karl, der, mit fieberrothen Wangen, ſchmerzlich lächelte, ſah lang und gerührt auf ihn und entfernte ſich ſchnell, ohne die Thränen, die, noch eh' er die Thür erreichte, ſein Auge netzten, verbergen zu können. — Bruder, es war die letzte herzliche Regung, die ich an ihm bemerkte! Seither iſt er für mich verloren. Eine unſelige Leidenſchaft zu einem Weſen, das der Zufall vor einem Jahre in unſer Städtchen geführt hat, iſt ſeit einigen Monden zur hellen Flamme ausgebrochen. Ich habe mir gegen ihn nie eine Anſpielung erlaubt, ſondern die ganze Sache, ſo ſchlecht er ſie auch, trotz ſeines ängſtlichen Bemühens, verbarg, nach Kräften ignorirt, ihn aller Orten, wo man ſchonungslos darauf hindeutete, in Schutz genommen; aber die ganze Stadt weiß es; alle ſeine Freunde verargen es ihm; diejenige ſelbſt, der er huldigt, fühlt ſich durch ſeine Bewerbungen gequält, und Korn weiß gut, daß ich Alles erfahre. Er ringt mit ſich; hat Augenblicke, wo ich es ihm abmerke, daß er ſich von einem Gefühle losreißen will, das ihn ganz mit ſich zerfallen macht, — aber umſonſt! Jedem Verſuche, ſich zu ermannen, folgt ein ärgerer Rückfall. So gehört er in den wenigen frohen Augenblicken, die er vielleicht zählt, nicht mir, und in den wenigen

Augenblicken, wo er mir gehört, iſt er mißlaunig, kalt, einſylbig, das bedauernswerthe Bild eines Menſchen, dem eine Schuld auf dem Herzen laſtet, welche wegzuwälzen er nicht die Kraft hat."

"Und dieſes Weſen, das dir deinen Mann verführt hat," fragte Nordfeld in reger Spannung, "iſt?" —

"Verführt hat Amalie meinen Mann nicht," erwiederte Pauline ſanft, "Das kann ich nun und nimmermehr glauben!"

"Amalie, die bei der Witwe Rentenberg lebt?" rief Nordfeld heftig aus. "Alſo wirklich dieſe Amalie, die früher in M** lebte, und ſeit der Wiedervermählung ihres Vaters zu euch überſiedelte?"

"Kennſt du ſie?" fragte Pauline, welcher die Heftigkeit ihres Bruders auffiel.

"Geſtern habe ich ihren Namen nennen gehört," entgegnete Nordfeld, ſich faſſend, "man ſprach ihn, vor deinem Manne, in ſolcher Verbindung aus, daß ich beiläufig ahnen konnte, was du mir jetzt zur Gewißheit machſt. Auch iſt mir Amaliens Name noch dunkel aus der Zeit erinnerlich, wo ich zu M** einige Wochen in Garniſon lag. Ich weiß nichts Uebles von ihr, und du hältſt ſie alſo auch für ſchuldlos?"

"Die Natur müßte ſchon ſehr tief herabgekommen ſeyn," entgegnete Pauline, "wenn

Amaliens Unbefangenheit Verſtellung wäre. Ich habe ihr nicht nur nichts vorzuwerfen, ſondern ich liebe, ich ſchätze ſie ſogar. Sie iſt meine einzige Freundin. Nie hat ſie noch, wegen der Bewerbungen meines Mannes, von denen ſie wohl weiß, welchen Kummer ſie mir verurſachen, irgend eine Scheu oder Zurückhaltung gegen mich gezeigt; iſt mir das nicht ein hinlänglicher Beweis für ihre Unſchuld? Nur mit ſtiller Wehmuth ruht manchmal ihr Auge auf mir, wenn ſie mich verſtimmt ſieht, als wollt' es mir ſagen: Ich weiß leider, was dich kränkt, aber gerade ich darf dich um den Gruud nicht fragen! — Sie iſt ſo gewiß unſchuldig, als ſie andrerſeits die Hauptquelle meines Unglückes iſt. Aber was kann ſie dafür? — Sie iſt jünger als ich, hübſcher als ich, ſie ſpielt Klavier, ich nicht; ſie ſingt, ich nicht; ſie iſt nicht ſein Weib, — und ich bin ſein Weib. So muß ich denn zuſehen, ohne etwas dawider thun zu können. Wenn es von ihr abhinge, ſie hätte unſer Städtchen, ſo wohl ſie ſich im Uebrigen hier befindet, gewiß längſt ſchon verlaſſen, um meines Mannes Begegnung zu meiden. Aber ich fürchte, ſelbſt das hälfe nichts, denn er wäre im Stande mir zuzutrauen, daß ich ſie durch Kabalen aus ſeiner Nähe vertrieb, — und dann wäre der Bruch unvermeidlich. Iſt er doch ſchon an Tagen, die ſie, wie den geſtrigen und heutigen, auf dem

Schloſſe der wackeren Familie Rebenfeld zubringt, um ſeiner los zu ſein, mißlauniger und reizbarer, als je. Ja, er berechnet ſogar ſolche Ausflüge immer, damit ſie ja mit ſeinen Geſchäftsreiſen zuſammen fallen, als ob die Stadt keinen Reiz für ihn hätte, wenn Amalie fern iſt. Du ſiehſt nun, Bruder, wie viel ich zu fürchten, wie wenig ich zu hoffen habe. Das Herz meines Mannes iſt noch gut, das glaub' ich; aber ſeine moraliſche Kraft iſt gebrochen. Nur ein unerwarteter plötzlicher Eindruck könnte ihn vielleicht zufällig wieder einmal in eine ähnliche Stimmung verſetzen, wie jene letzte, mir unvergeßliche, am Krankenbettchen meines Karl war, und nur in einer ſolchen Stimmung wäre es vielleicht einem geübten Menſchenkenner möglich, jene Feder zu berühren, die allein noch ſein Herz in eine wohlthätige Aufwallung verſetzt. Aber auch ein ſolcher Eindruck würde nicht von Dauer ſeyn, ſo lange wir in Amaliens Nähe weilen müſſen, oder ſo lange ſie nicht auf eine Weiſe von hier wegkommt, welche ihm die Ueberzeugung verſchafft, daß nur die Umſtände und die eiſerne Nothwendigkeit dieſe Entfernung herbeiführten!«

Nordfeld ward ernſt und nachdenkend; Pauline ſchwieg, durch das offene Geſtändniß ihres Kummers nicht wenig angegriffen. Sie ſetzte ſich erſchöpft auf's Ruhebett, indeß der Haupt-

mann in großen Schritten das Zimmer auf und nieder ging, und über einem Plane brütete.

„Pauline,“ rief er endlich, als er mit ſich Eins geworden zu ſeyn ſchien, „meine Hand darauf, in ſechs Wochen iſt Alles in Ordnung! — Was wäre ich für ein Hauptmann, wenn ich im ehelichen Kampfe gegen einen verblendeten Mann nicht das Feld behaupten ſollte? Ich weiß jetzt genug; thue du indeß das Deinige. In einer Stunde reiſe ich ab; daß mein heutiges Hierſeyn, d. h. mein Hierſeyn als das deines Bruders, Hauptmann's Nordfeld, ein Geheimniß bleibe, iſt deine Sorge. Falls in der Zwiſchenzeit etwas von meiner Bagage ankäme, die ich in meiner Stazion zurückließ, ſo laß es, ohne Wiſſen deines Mannes, an einem ſicheren Ort deponiren. Beobachte indeß deine Umgebung genauer, als je, um mir deine Bemerkungen mittheilen zu können. Wenn ich deinen Mann in die Kur nehmen ſoll, ſo muß ich alle Charaktere, die Einfluß auf ihn haben, genau kennen. Vor allem überzeuge dich von Amaliens Geſinnung — hörſt du; von ihrem Umgange, ihrer Beſchäftigung, ihren Herzensangelegenheiten u. ſ. w. in dieſer Beziehung iſt nichts unwichtig. — Da iſt auch noch der Fähnrich Makalsky, der, wie ich geſtern zu bemerken glaubte, Amaliens platoniſchen Verehrer ſpielt; auch dieſen laß nicht aus den Augen,

er ſcheint im Uebrigen ein unverdorbener, junger Mann zu ſeyn, der vom Leben noch etwas Edleres erwartet, als mancher ſeiner Kameraden. — Wenn du aber einen Rath brauchſt, ſo halte dich an Sekretär Müller: dieſer Mann hat mich mit ſeiner erſten Rede für ſich eingenommen. Suche nur, da er meinen Namen erfragt hat, und weiß, was du mir biſt, der Mittheilung dieſes Reſultats an Andere zuvorzukommen. Sollte ſich während meiner Abweſenheit eine beſondere Veränderung ergeben, ſo ſchreibe mir unverzüglich. In längſtens ſechs Wochen ſiehſt du mich wieder, und hoffentlich auf länger, und ohne Inkognito. Bis dahin lebe recht wohl, tröſte dich, nimm's nicht ſo genau, und denke, daß du mein Wort haſt!"

Noch eine herzliche Umarmung, und ſchon nach einer Viertelſtunde hörte Pauline von weitem das Poſthorn klingen und den Wagenraſſeln, der ihren Bruder, ihren Tröſter, ihren Retter, davon trug.

"Wo ſind die Meinigen?" fragte Korn, als er von ſeiner Geſchäftsreiſe ſpät Abends zurückkam, und zu ſeiner Verwunderung das Haus leer fand.

"Zu Baron Rebenfeld," erwiederte Jakob.

"Allein?" fragte Korn weiter.

„Die gnädige Frau,“ ſprach Jakob, „mit dem jungen Herrn, in Begleitung des Herrn Fähnrichs Makalsky.“

„Hat Niemand nach mir gefragt?“

„Nach Euer Gnaden? Niemand!“ verſetzte der Alte, eingedenk der Weiſung, daß er von Nordfeld's Ankunft nichts verrathen dürfe.

„Das hat mir meine Frau noch nie gethan!“ bemerkte Korn halblaut; legte ſeine Reiſekleider ab, nahm ein mäßiges Abendmahl ein, und kämpfte lange mit den formloſen Bildern ſeiner Phantaſie, bis der Schlummer ſich auf ſeine Wimpern ſenkte, und der neckende Traumgott ihm Pauline und Amalie in ſeltſamer Verſchwiſterung vor das Auge zauberte.

Am andern Morgen horchte er unwillkührlich während des Ankleidens, ob ſich im Nebenzimmer, wo ſonſt ſeine Frau mit ihrem Karl ſchlief, noch nichts rege. Aber Alles war ſtumm. Erſt, da er die Thür öffnete, Bett und Bettchen zierlich überdeckt und die Stube leer fand, erinnerte er ſich, daß Jakob ihm geſagt habe, ſeine Frau ſei mit dem Knaben verreiſt. Lebhaft empfand er, wie groß die Macht der Gewohnheit ſei: er vermißte die Seinigen vielleicht zum erſten Male. — „Das iſt ja, als ob ich Witwer wäre!“ ſprach er zu ſich ſelbſt, und konnte ſich nicht verhehlen, daß ihm etwas abgehe.

Gegen neun Uhr kam Müller, der ihm gewöhnlich, wenn ihn ſein Weg in's Bureau vorüberführte, einen kurzen Morgenbeſuch machte. Er ſchien heute beſonders gut gelaunt, und machte über des Adjunkten Uebellaunigkeit, die ihm nicht entging, manche ſatyriſche Bemerkung.

Korn wollte ſich nichts abmerken laſſen, und begann mit erzwungener Jovialität: „Nun, wie ſteht's, Freund Müller? Was haſt du heute vor? Du ſiehſt mich ganz zu deiner Dispoſizion! Ich bin Strohwitwer, du haſt über mich zu gebiethen!“

„Richtig!“ verſetzte Müller, „deine Frau iſt in angenehmer Begleitung zu Rebenfeld gefahren, und dürfte heute wohl ſchwerlich zurückkommen!“

„Und du ließeſt ſie ſo ungehindert fort?“ ſpöttelte Korn.

„Ei was,“ erwiederte der Sekretär. „Sie hat einen jungen Fähnrich an der Seite, wozu brauchte ſie da einen langweiligen Moraliſten, wie ich bin, der ſich beſſer auf eine Predigt verſteht, als auf Galanterien?“

Korn merkte, daß der Sekretär die letzte Gaſthausſzene noch friſch im Gedächtniſſe habe, und wollte das Geſpräch auf etwas Anderes richten; aber der Sekretär lenkte mit einer feinen Wendung wieder auf das vorige Thema ein.

„Es geſchieht dir vollkommen Recht,“ fing er den Adjunkten von Neuem zu necken an, „warum verreiſeſt du, ohne deiner Frau, wenn nicht eine offizielle Anzeige, doch wenigſtens eine freundliche Mittheilung davon zu machen? Sie hat nur Repreſſalien genommen. Wer Toleranz fordert, muß vor Allem tolerant ſein. Wenn ich die Schule des Eheſtandes länger zu durchlaufen gehabt hätte, ich würde mir Hymens geprieſene Goldketten auf eine ganz raffinirte Weiſe erleichtert haben. Ich hätte meiner Frau immer einige Schwachheiten vorgegeben, um ſie im Schach zu erhalten. Welch' eine köſtliche Genugthuung muß es gewähren, auftreten und ſeinem Weibchen ſagen zu können: „Moderiren Sie ſich, meine Gnädige! Es iſt noch nicht aller Tage Abend gekommen. Wir könnten auch bemängeln, kritiſiren, ſatyriſiren und moraliſiren; wir wollen uns aber damit begnügen, zu zeigen, daß wir nicht blind ſind, und daß unſer Betragen nichts iſt, als höchſtens eine — Entſchädigung!“ — Man legt dem girrenden Täubchen im Verborgenen ſelbſt eine unſchädliche Schlinge, und hat es ſich arglos gefangen, ſo reicht das hin, um, bei einiger Gewandtheit in Sophismen, manche zehnmahl gefährlichere Schlinge, in welche man ſich verwickelt weiß, auf eklatante Art zu entſchuldigen. Darin beſteht eben die große Kunſt,

in dem gebundenſten Stande der Welt, bei der genaueſten Kontrole, ein freierer Selbſtherrſcher ſeyn zu können, als ein Garçon mit Millionen. Zu unſerem Unglücke ſind die Frauen in dieſer Kunſt Virtuoſinnen, und wir Männer im Durchſchnitte nur Stümper."

Dieſe Art zu philoſophiren klang dem Adjunkten aus Müllers Munde zu ſeltſam und neu, als daß er ſie für etwas anderes als Ironie nehmen konnte. — "Du biſt heute im glänzendſten Humor," ſagte er, "in der That, heute könnte ich dir den Vorwurf nicht machen, welchen du mir vom vorgeſtrigen Abende her noch nicht vergeſſen zu haben ſcheinſt. Du haſt, wie ich ſehe, eine Schalkslarve vor dein Amtsgeſicht genommen. Indem du mich einen Stümper nennſt, ſchein' ich dir ein Virtuoſe. O das weiß ich gar gut! Ich bin auch nicht blind für meine Schwächen, das fühle ich leider nur zu oft, wenn ich meiner Frau gegenüberſtehe, die hierin eine Ausnahme von allen Frauen unſeres ganzen Städtchens macht!"

"Wer weiß?" warf Müller achſelzuckend hin.

"Ei ſieh!" erwiederte Korn geſpannt, "du haſt mit Pauline geſtern gewiß einen kleinen Streit gehabt, wenn dieſe achſelzuckende Zwiſchenfrage dein Ernſt iſt."

„Ich habe geſtern Pauline nur auf ein paar Augenblicke geſehen,“ verſetzte Müller kalt, „als ihr Makalsky den kleinen Karl in den Wagen hob, und ihr dann mit vieler Grazie nachhalf. Vormittags hatte ſie Beſuch, wobei es unartig geweſen wäre, ihr läſtig zu fallen!“

„Beſuch?“ fragte der Adjunkt ſchnell, „von wem? Jakob hat mir nichts geſagt.“

„Der fremde Hauptmann,“ fuhr Müller fort, „welcher vorgeſtern unſer Abendkränzchen mit ſeiner Gegenwart beehrt hatte, ſtattete deiner Frau einen Beſuch ab.“

„Wie kommt der zu meiner Frau?“ äußerte ſich Korn mit lebhafter Neugierde.

„Vielleicht eine Bekanntſchaft aus dem väterlichen Hauſe,“ bemerkte der Sekretär; „welcher Ehemann kann denn das ganze Regiſter von Verwandten und Bekannten, von Baſen, Vettern und Pathen im Gedächtniß behalten, die ſich um ſeine Frau herumbewegten, als ſie Mädchen war? Wie viele Perſonen entfallen unſerem Gedächtniſſe ſo ganz und gar, daß uns erſt ein Wiederſehen daran erinnert, daß ſie ſchon früher gelebt haben.“

„Von ſolchen Bekanntſchaften meiner Frau hab' ich nie etwas gehört,“ unterbrach ihn der Adjunkt unruhig.

„Und doch muß er deine Frau ſo ziemlich gut kennen,“ ſprach Müller, ohne ſich um Korn's Unruhe zu kümmern, „ich wüßte ſonſt nicht, wie ſie mit einem Fremden den halben Vormittag hätte verplaudern können.“

Müller's abſichtlich hingeworfene Reden blieben nicht ohne Wirkung. So wenig Korn ſonſt um ſeine Frau fragte, wenn ſie nach ihrer gewöhnlichen Art und Weiſe in oder außer dem Hauſe ſich bewegte, ſo ſehr ſpannte ihn jetzt dieſes ungewöhnliche Benehmen. Sie nahm, in Abweſenheit ihres Gatten, den Beſuch eines fremden Offiziers an, der, wiewol er die Frau kannte, den Mann, Abends vorher, weder als ſolchen anſprach, noch ſich ihm zu erkennen gab. Sie ſchenkte einem jener Herren eine beſondere Aufmerkſamkeit, in deren Geſellſchaft ſie ſich bisher mit der größten Scheu benommen hatte. Dieſe unerklärbare Veränderung beſchäftigte den Adjunkten ſo ſehr, daß er von der Spur der Wahrheit, die ihm ſo nahe lag, immer weiter abkam. Auch Paulinen's Ausflug zu Rebenfeld fiel ihm auf, um ſo mehr, da Müller die Bemerkung fallen ließ, ſie habe den Fähnrich Makalsky ſelbſt aufgefordert, ihren Begleiter abzugeben. Am ſonderbarſten aber kam ihm das Benehmen des Sekretärs vor. Er hatte ihn trotz der Verſchiedenheit der Cha=

raktere, für ſeinen einzigen wahren Freund gehalten, und wurde daher heute aus ſeinen Reden nicht klug. Bald hielt er dieſe liberalen, mit lächelndem Munde hingeſtellten Mode-Dogmen für beißende Ironie, die er, im Bewußtſeyn ſeiner Schwäche, nicht erwiedern könne; bald für Ausbrüche eines verletzten Gemüthes, welches nun eben ſo boshaft einen Gegenſtand verdächtig zu machen ſuche, als es ihn früher mit Eifer und Wärme vertheidigte. Das Gefühl, nicht zu wiſſen, ob er ſeine Umgebung täuſche, oder ob er von ihr getäuſcht werde, drängte ſich ihm auf einmahl mit ſolcher Heftigkeit auf, daß ihm das Blut heiß in die Wangen ſtieg. Zum erſten Male ſeit ſeiner Vermählung rieth er auf den Gedanken: „Warum ſollte deine Frau, wenn du ihr nicht mehr offen begegneſt, nicht ein Gleiches gegen dich wagen? — Warum ſollte dasſelbe, was du in Amalien fandeſt, nicht ſie in Makalsky finden? Oder könnte nicht ein längſt unterdrücktes Gefühl aus den Frühlingstagen ihres Lebens, das durch die Wallungen einer zweiten Liebe wohl in den Hintergrund gedrängt, aber nicht erſtickt worden iſt, wieder erwacht, und der geheimnißvolle Fremde der Gegenſtand dieſes Gefühles ſeyn? — Man muthet Andern ſo gerne Fehler zu, welche man ſelbſt an ſich hat, und der Eitle, der Alle zurückſetzt,

kann den Gedanken, ſelbſt zurückgeſetzt zu werden, und wäre es auch von den gleichgiltigſten Perſonen, am wenigſten ertragen. Durchkreuzt von ſolchen Ahnungen und Vermuthungen, ſchritt Korn ungeſtüm im Zimmer auf und nieder, und richtete an Müller die hingeworfene Frage: ob der fremde Offizier noch hier ſei? —

„Er reiſte kurz vor Mittag noch fort,“ antwortete der Sekretär, und unterbrach das Geſpräch plötzlich mit der Frage: was Korn Abends zu thun gedächte?

„Ich werde meine Frau vielleicht bei Rebenfeld überraſchen,“ erwiederte Korn mit ſo ſeltſamen Nachdrucke, daß ſich Müller eines bittern Lächelns nicht erwehren konnte. Nachdem ſie noch manches über gleichgiltige Dinge geſprochen hatten, entfernte ſich der Sekretär.

Als Müller fort war, nahm Korn den alten Jakob in's Examen. Aber der ſchlaue Fuchs, der ſeinem Herrn längſt ſchon in die Karten ſah, und, als ein ſchlichter Menſch, einſah, daß ſeine Frau eben nicht die beſten Tage habe, vermuthete ſchon bei Nordfeld's Verbote irgend einen geheimen Plan, und hüthete ſich ſorgfältig, durch Schwatzhaftigkeit etwas zu verderben.

Mißmuthig warf ſich Korn nach Tiſch in ſeinen Wagen, und rollte dem Schloſſe des Freiherrn von Rebenfeld zu.

Das Schloß des Barons Rebenfeld hatte eine ungemeine reizende Lage. Es lag etwa drei kleine Stunden von der Stadt entfernt, am Ufer des ſtolz hinrauſchenden Stromes, der das Land gegen Süden von der Nachbarprovinz trennte. Schon dieſe Nähe der Grenze verlieh ihm ein eigenes Intereſſe. Man konnte von den Fenſtern des Schloſſes aus, einem durch Tracht und Sprache ſeiner Einwohner, ſo wie durch die Gruppirung der Berge abſtehenden Lande, ſo zu ſagen, in das Herz ſehen. Häufige Schiffzüge belebten den jenſeitigen Uferweg, und leichte Flöße ſteuerten knapp am dießſeitigen unabläſſig der Ferne zu. Am Fuße des ziemlich ſteilen Hügels, auf deſſen Gipfel das Gebäude ſtand, breitete ſich ein häuſerreicher Markt mit ſeinem Leben und Treiben aus. Außerhalb desſelben lief, wie ein weißer Streifen, vom Stromufer durch üppige Felder geſchieden, die länderverbindende Straße. Nordwärts hinter dem Markte ſtiegen an dem Hügel junge Rebenpflanzungen empor, die der Schloßherr, ſeinem Namen Ehre machend, mit eben ſo viel Glück als Eifer den kahlen Wänden ſiegreich aufgedrungen hatte. Das Schloß ſelbſt aber umgab ein weitläufiger Ziergarten, reich an ſchönen Partien, entzückenden Ausſichten und duftigen Blumenbeeten. Seine Rückſeite war von einem friſchgrünen Bu=

chenwäldchen begrenzt, in welches er ſich ſo merklich verlor, daß man die Stelle, wo die Kunſt der Natur wich, nicht genau bezeichnen konnte. Schattige Laubgänge durchſchnitten dieſen natürlichen Park und führten über einſame Lichtſchläge in ſanften Windungen immer höher, bis den Waller endlich am Gipfel ein dunkles Nadelgehölz aufnahm, hinter welchem eine romantiſche, von einem rauſchenden Wildbache durchtoſte Felſenſchlucht das Vorgebirge von dem höhern Mittelgebirge trennte. Der Freund ſeltener Gewächſe fand in Rebenfeld's Garten ein nettes, mit Geſchmack geordnetes Glashaus. Auch der Freund der Ökonomie ging bei ihm nicht leer aus. Reinliche und geräumige Wirthſchaftsgebäude ſtanden dem Schloße gegenüber, welche mit dem reichlichen Ertrage der wohl arrondirten, ergiebigen Grundſtücke gefüllt waren. Gutgenährtes Melkvieh bewandelte die herrſchaftlichen Weideplätze, und kehrte mit ſeinem Glockengeläute, das Echo in den Bergen des Nachbarlandes weckend, Abends fröhlich in ſeine Stallungen heim. Kurz Alles verrieth Wohlſtand, ſichern Takt und das löbliche Beſtreben, die Reſultate des eigenen, durch Erfahrung und Selbſtbildung unterſtützten, Fleißes, auch Andern erſprießlich zu machen. Dazu kam noch das ſchlichte, ungezwungene, echt bürgerliche

Benehmen des Schloßherrn und ſeiner würdigen Gattin, einer ältlichen, von jeder Prätenſion weit entfernten Dame; die ungeheuchelte Freundlichkeit, mit welcher man jeden lebensluſtigen Gaſt willkommen hieß; die immer gleiche Laune, in der man Beide jedesmal traf, und die Liberalität, mit welcher man den Gäſten die Gelegenheit zu jeder Art von Bequemlichkeit und Unterhaltung darbot, ohne ihnen eine oder die andere Form aufzudringen. Der Baron kam daher mit ſeiner Gemahlin nur höchſt ſelten in die Stadt, indem faſt kein Tag verging, wo nicht Jemand aus der Stadt zu ihm kam. Er blieb ſogar in der Tagsgeſchichte nicht zurück, indem Jeder, es mochte ſich begeben, was da wollte, es ſich zur Pflicht machte, den gaſtfreundlichen Schloßnachbar davon in Kenntniß zu ſetzen.

Unter die Stadtbewohner, welche dem Nebenfeld'ſchen Hauſe am willkommenſten waren, gehörte auch Witwe Rentenberg und ihre Umgebung. So kamen denn auch Pauline, Sekretär Müller, der Fähnrich Makalsky und andere auf's Schloß, am öfteſten aber Amalie, deren ſanftes, anſpruchloſes Weſen die Baronin beſonders anzog.

Amalie war, in dem ſchönen Garten, in dem lauſchigen Wäldchen, auf allen reizenden Plätzchen, deren es hier ſo viele gab, ganz hei-

miſch geworden. Nicht ohne Rührung nahm ſie jedesmal Abſchied, und es brauchte immer wieder einige Tage, bis ſie ſich in der Stadt zurecht fand. Auch dießmahl war ſie recht guter Dinge, und beſondere Freude machte es ihr, Paulinen allein, ohne ihren Gatten in dieſem ländlichen Sansſouci begrüßen zu können. Auch Makalsky's Ankunft war ihr nicht ungelegen; ſie konnte ihn recht wohl leiden und achtete ihn. Deshalb fühlte ſie ſich auch in ſeiner Geſellſchaft nicht beengt, am allerwenigſten in einem Hauſe, wo kein willfähriger Beobachter jeden Blick und jeden Tritt belauſchte, um ihn anders auszulegen, als er gemeint war.

Es war ein ſchöner, kühler Abend, als ſie eben wieder an ſeiner Seite die Laubengänge des Buchenwäldchens durchwandelte. Die Sonne ſank in dem weſtlichen Bergeinſchnitte hinab, hinter deſſen Waldkouliſſen der majeſtätiſche Strom ſich verliert. Die Sänger in den Zweigen jubelten ihren Abendpſalm, in welchen ſogar einige Nachtigallen einſtimmten, vielleicht die einzigen im ganzen Bezirke, denn der Schloßbeſitzer ließ ſie abſichtlich hegen. Die Feier der Natur lud zu einem ernſteren Geſpräch ein, und Makalsky verfehlte den rechten Ton um ſo weniger, da ſein überhaupt mehr ernſtes Gemüth ſeit Längerem ſchon tief angeregt war.

Die Rede fiel auf **Korn** und **Pauline**. Er bedauerte die arme Frau, von deren Lage er ſich um ſo mehr einen Begriff machen konnte, da er oft Ohrenzeuge der Aeußerungen war, die **Korn** ohne Rückhalt in Männergeſellſchaft laut werden ließ.

„Wer weiß, ob auch Alles ſo iſt?“ bemerkte **Amalie**. „Die Leute reden aus Langweile gar viel in unſerer Stadt. Es thut ihnen wehe, wenn ſie Jemand wiſſen, der nicht in ihren Schwachheiten befangen iſt. Sie klatſchen entweder ſo lang über ihn, bis alle Welt ihn auch nicht für beſſer hält, als die Andern, oder ſie impfen ihm ihre Maximen ſo unvermerkt und behuthſam ein, daß er am Ende wirklich das wird, was die Uebrigen ſind. Ich wollte nicht gerne, daß dieſe Laubwände von Glas wären und das Auge unſerer Stadtfrauen bis hierher reichte! Du lieber Himmel, was würden ſie morgen für Vermuthungen, für Behauptungen, für Zweifel und Ausſtellungen im Vorrathe haben, um mich dieſen einſamen Spaziergang mit einem jungen Herrn Fähnrich ja recht fühlbar büßen zu laſſen. Eine geheime Liebſchaft zwiſchen uns Beiden wäre ſo viel als ausgemacht, — und doch, glaubte ich, hat es mit uns keine Gefahr?!“

Makalsky war über die letzten Worte **Amaliens**, die ſie, halb muthwillig, halb

ſchüchtern hinwarf, als legte ſie abſichtlich keinen Ton darauf, um ſie deſto auffallender zu machen, in der That etwas befremdet. Aus jedem andern Munde würde er ſie für eine ziemlich deutliche Aufforderung gehalten haben, das Gegentheil zu behaupten. Amaliens Zartheit verbot ihm jedoch eine ſo gewöhnliche Auslegung. „Sie haben Recht,“ begann er nach einer Pauſe, ſeine Verlegenheit mit einem Wortſpiele bemäntelnd, „in Ihrer Nähe, mein Fräulein, würde die Gefahr ſelbſt Gefahr laufen, ihre Gefährlichkeit zu verlieren. In einem alten Dichter, den ich als Student einmahl in einer Ueberſetzung verſchlang, wird eines Krautes erwähnt, welches gegen Bezauberungen ſchützt. Ihr feſtbegründeter Ruf erſetzt Ihnen dieſes Arkanum. Ob es jedoch Männern, welche das Glück Ihres Umganges genießen, nicht vielleicht eben darum doppelt nöthig ſei, mag Ihnen ein Blick in den Spiegel verrathen.“

„Eine Artigkeit um die andere!“ verſetzte Amalie. „Sie machen dem Abglanze des Ritterthums, das ſich in Ihrem Stande forterbt, Ehre.“

„Und ein Kompliment um das andere,“ unterbrach ſie der Fähnrich, „aber bei Gott! liebes Fräulein, Herzlichkeit wäre mir lieber. Sie haben mich auf ein Thema gebracht, welches mir

manchmal ſchon den Kopf voll machte. Die Leute reden viel, ſehr viel, beſonders in einer kleinen Stadt, wie die unſrige. Was ſollten ſie auch anders thun? Mit ihren Bedürfniſſen ſind ſie bald abgefunden: ihre kleinen Sorgen, ihre ſelbſtgeſchaffenen Wichtigkeiten füllen den kürzeſten Tag des Winters nicht aus, geſchweige denn einen ewig langen Tag im Julius. Aber davon glaube ich denn doch überzeugt zu ſein, daß ſelbſt das einfältigſte Gerede nie ganz aus der Luft gegriffen iſt. Im Detail thut wohl die Plauderluſt und Schmähſucht das Ihrige; aber der Hauptſtoff iſt gewöhnlich gegeben. So iſt denn auch, was über Freund Korn geſprochen wird, nicht ganz ungegründet, und ſo darf ſich Niemand, der weiß, daß die Leute über ihn reden, mit dem Troſte ſchmeicheln, ihnen gar keine Veranlaſſung gegeben zu haben!“

„Alſo auch wir nicht?“ fragte Amalie, mit ſchalkhaften Lächeln, „oder wären wir ſo glücklich, daß die Leute uns ſo ganz verſchont ließen?“

„Das glauben Sie ja Ihren früheren Aeußerungen nach ſelbſt nicht,“ wendete der Fähnrich ein. „Wenn Sie mir wirklich erlauben, ſchönes Fräulein, an Ihrer Seite die einſamen Stellen dieſes Parkes zu durchwandeln, vertrauter mit Ihnen zu ſprechen, Ihre Geſellſchaft auf-

zuſuchen und dieſe Geſellſchaft jeder andern vor=zuziehen: können wir es der Welt verargen, wenn ſie ſagt, was wahr iſt? Und können wir's der Welt als Welt verargen, wenn ſie hinter dieſen unſchuldigen Begegnungen und Mitthei=lungen nichts Beſſeres ſucht, als ſie gewöhnlich findet, und finden will? — Wenn wir nur von jenen Perſonen nicht verkannt werden, deren Vertrauen uns für alle Zwiſchenreden entſchä=digen ſoll. Wenn nur ſie uns keine andern Ab=ſichten unterſchieben, als wir durch unſer Be=nehmen und unſere Handlungsweiſe zu erkennen geben wollen. Nichts mag kränkender ſeyn, als die Erfahrung, daß man ein Weſen, um deſſen Achtung man uneigennützig und anſpruchlos ge=worben hat, wider Willen in arger Täuſchnng erhalten habe; nichts quälender, als die Beſorg=niß, nach erfolgter Enttäuſchung demſelben vielleicht gar noch lächerlich und charakterlos zu erſcheinen."

„Sie zielen mit dieſer Aeußerung doch nicht auf mich?" fragte Amalie, den Fähn=rich treuherzig anblickend.

„Und wenn's doch ſo wäre?" forſchte Ma=kalsky mit einer Miene, welche verrieth, wel=ches Gewicht er auf die Antwort lege.

„So müßte ich Ihnen in der That," ſprach Amalie faſt mit ſtrafender Schalkhaftigkeit,

„wenig Menſchenkenntniß oder viel Mißtrauen zumuthen, wenn ich glauben ſollte, daß Sie noch zweifeln können, von welchem Geſichtspunkt aus ich Ihr Intereſſe für mich beurtheile. — Daß doch der eitle Herr Fähnrich ſich gar ſo viele Mühe gibt, mir nun und immer zu beweiſen, daß er nicht mein Liebhaber ſeyn will. Bald bemüht er ſich, mir alle die Hinderniſſe recht lebhaft zu ſchildern, welche ſich einem eheluſtigen Offizier entgegenthürmen; bald verliert er ſich gar in das Gebiet der Mythologie, um mir die Spannung zwiſchen Mars und Hymen zu erklären. Wozu denn das, lieber Makalsky? Wenn Sie mein Herz und meine Verhältniſſe, meine Erinnerungen und Hoffnungen genauer kennten, ſo würden ſie ſich überzeugt fühlen, daß Sie mir gerade ſo, wie Sie ſind, achtbar, lieb und werth ſind. Daß die Herren Ihres Standes glückliche Liebhaber ſind, das iſt wahrlich nichts Seltenes: ſie ſcheinen dazu bevorrechtet. Daß aber Einer Ihresgleichen es zu ſeyn verſchmäht, und, ſeinen Beruf, ſeine Ausſichten und auch fremde Intereſſen berückſichtigend, einen eigenen Weg geht, und edlere, wenn gleich vielleicht langweiligere Gefühle dem eitlen, zu nichts führenden Modegetändel vorzieht, das iſt eine Seltenheit, um welcher willen Sie mir immer ſchätzenswerth und theuer bleiben werden!“

Makalsky war über dieſe offene Erklärung ſo entzückt, daß er im wonnigſten Gefühle, ſich nicht verkannt zu wiſſen, warm Amaliens Hände ergriff und ſie zum erſten Male an die Lippen drückte, ohne die Stimme zu hören, welche ihn, bereits ziemlich nahe, bei ſeinem Namen rief. „Makalsky!“ rief es wieder, aber weder der Fähnrich noch Amalie merkten eher, wer rief, als bis Pauline knapp vor ſie hintrat und die Erſchrockenen mit einem ſcherzhaft warnenden: „Vorſichtig! vorſichtig!“ trennte.

„Gut, daß du es biſt!“ verſetzte Amalie, bei Paulinen's Anblicke ſchnell gefaßt. „Weh uns, wenn es jemand anderer aus unſerer kleinen Reſidenz geweſen wäre. Bei dir will ich meinen feurigen Korydon ſchon entſchuldigen! — Aber diskret war's von dir in keinem Falle, unſer tète – à – tête ſo gewaltſam zu unterbrechen!“

„Dacht' ich's denn?“ erwiederte Pauline. „Ich ſuchte nur den Herrn Fähnrich, nach welchem der Baron ſchon ſeit einer Stunde fragt, um ihn zu einer Whiſtpartie zu engagiren. Machen Sie's jetzt gut, Herr Fähnrich, und eilen Sie, ſonſt übe ich zur Strafe Verrath. Die Karten ſind ſchon aufgelegt. Ob Sie aber heute Glück haben, möchte ich faſt bezweifeln. Das Sprichwort ſagt, wer — doch ich will Sie nicht in Verlegenheit ſetzen!“

Mit verlegenen Worten der Entſchuldigung, welche Pauline freundlich lächelnd erwiederte, entfernte ſich Makalsky, um der an ihn ergangenen Einladung nachzukommen, während Amalie und Pauline zurückblieben, um den ſchönen Abend noch länger im Freien zu genießen.

Amalie war ſichtbar befangen. Das Urtheil, welches ſie, wie ſie ſich gegen Makalsky kurz vorher geäußert hatte, von der Stadt befürchtete, glaubte ſie nun von Paulinen ſelbſt befürchten zu müſſen, was ihr um ſo mehr leid that, da ſie von dem Ungrund eines ſolchen Urtheils nie feſter überzeugt war, als ſeit wenigen Augenblicken. Sie fühlte ſich daher verpflichtet, Paulinens neckende Scherzreden mit einem offenen Geſtändniſſe zu erwiedern. — „Necke mich nicht," ſprach ſie, „gute Pauline. Wer neckt, zeigt, daß er dasjenige, worüber er uns neckt, wenigſtens für denkbar hält, und das ſollſt du nicht! Es thäte mir nicht ſowohl um meinetwillen, als auch wegen des redlichen, achtbaren Makalsky leid. Er iſt ein junger Mann, wie es deren wenige gibt; er iſt nicht nur beſſer als Andere, er hat auch den Muth es zu ſcheinen, was in unſerer Zeit, wo die gerade Anſicht das Licht ſcheuet, viel iſt. Eben der Augenblick, in welchem du vielleicht glaubteſt, uns auf einem

Schleichwege ertappt zu haben, was dir unſere Verlegenheit wahrſcheinlich machen konnte, eben dieſer Augenblick war es, welcher mich von ſeinem Werthe vollkommen überzeugte. — Doch du hältſt mich vielleicht für eine Wortkrämerin, die ſich durch moraliſche Floskeln herausheIfen will, oder wohl gar für eine Verblendete, die ſich ſelbſt täuſcht und ſich gegen Gefühle ſträubt, die ihrer längſt ſchon Meiſter geworden ſind? — Du irrſt, Pauline, kann ich dir's gleich nicht verargen, daß du irrſt; denn zum Theile bin ich ſelbſt daran Schuld. Warum war ich nicht aufrichtiger gegen dich? Warum habe ich dir ein Geheimniß ſo lange vorenthalten, auf deſſen Mittheilung du dir durch dein erſtes freundſchaftliches Begegnen ſchon ein Recht erworben, zu deſſen Entdeckung du mich durch deine Zartheit, durch deine opfernde Schonung, durch deine edle, rührende Mäßigung ſeit Monden verpflichtet haſt?"

Pauline war überraſcht. Amaliens Herzlichkeit machte den augenblicklichen Argwohn in ihr verſtummen. Deſto lebhafter aber wurde in ihr die Beſorgniß, vielleicht ein Geſtändniß hören zu müſſen, welches ſie ſelbſt beträfe, und ihren Kummer, der nichts als die Gewißheit brauchte, um in Troſtloſigkeit überzugehen, noch ſteigerte. Schon wollte ſie Amalien bitten, mit ihrem Geſtändniſſe einzuhalten, aber eingedenk

des Verſprechens, welches ſie ihrem Bruder gab, glaubte ſie dennoch dieſe Gelegenheit, einen tieferen Blick in das Herz des Mädchens zu thun, nicht verſäumen zu dürfen. In ängſtlicher Spannung bat ſie ihre Freundin, fortzufahren.

„Du glaubſt vielleicht," begann dieſe, „Makalsky's Umgang ſei mir gefährlich geworden? Nein, Pauline! Ueber ſolche Anfechtungen bin ich hinaus. Mein Herz iſt in dieſer Hinſicht mit ſich einig, — denn es hat längſt ſchon gewählt. Ich bin nicht mehr frei! — Ich lebte bei meinem Vater in M**, welchen ich nach dem Tode meiner Mutter das Hausweſen führte. Da er in den Zeiten der allgemeinen Bedrängniß in den Reihen der freiwilligen Landesvertheidiger auch ehrenvoll mitfocht, ſo hatte er noch immer eine Vorliebe für den Soldatenſtand, ging viel mit den Offizieren der dortigen Garniſon um, und zog auch Einige in ſein Haus. Unter dieſen befand ſich ein Lieutenant, der mich bei ſeinem erſten Erſcheinen anzog, und eben ſo von mir ſich angezogen fühlte. Es entſpann ſich ein ernſteres Verhältniß unter den Augen meines Vaters, welcher, da er ſelbſt als ein Mann in den beſten Jahren, an eine zweite Verehelichung dachte, unſere Liebe um ſo willfähriger begünſtigte. Mein Bräutigam, — denn ſo darf ich ihn nennen, — beabſichtigte, nach Erlangung des Hauptmannsranges, ſich in den

Zivilſtand zurückzuziehen, und mit ſeinem Vermögen, das uns eine ſorgenfreie Exiſtenz ſichert, ſich eine kleine Beſitzung in der Heimat anzukaufen. Die Sache kam in's Reine; nach Austauſch unſeres gegenſeitigen Wortes, das uns mehr galt, als alle romanhaften Schwüre, nahm er von mir Abſchied und folgte ſeinem Berufe. Seine Briefe, der treue, beſonnene Abdruck eines feſten, männlichen Charakters, beruhigten mich über jeden möglichen Zweifel. Unſerem Bunde fehlte bis jetzt nichts als die Weihe der Kirche und das häusliche Zuſammenleben. In der Zwiſchenzeit heirathete mein Vater und gab mich, da er meines Waltens im Hauſe nun entbehren konnte, und es mir nicht unlieb war, zur Witwe Rentenberg, einer fernen Anverwandten. Wie ich hier lebte, weißt du! Umgang iſt mir Bedürfniß; an dir fand ich eine werthe Freundin, und daß ich an Makalsky nicht mehr finden wollte und fand, als einen angenehmen, theilnehmenden Geſellſchafter, dafür bürgen dir, außer meinem aufrichtigen Geſtändniſſe, wohl auch die Hoffnungen und Ausſichten, auf die ich das Glück meiner Zukunft baue.“

„Du beſchämſt mich tief,“ rief Pauline, von froher Ahnung ergriffen, aus. „Ich wünſche nichts ſehnlicher, als daß dieſe ſchöne Zukunft recht bald zur Gegenwart werde, und einem ſo achtenswerthen, mit rühmlichem Ernſte und ſel-

tener Ausdauer fortgeſponnenen Verhältniſſe die Krone aufſetze!“

„Das dürfte, ſo Gott will! nun wirklich bald kommen!“ erwiederte Amalie mit froher Ueberzeugung, „Nordfeld's letzter Brief war für mich ein Freudenbrief; er meldete mir darin, daß er Hauptmann geworden iſt!“

„Wer iſt Hauptmann geworden?“ ſchrie Pauline unwillkührlich auf.

„Nordfeld!“ wiederholte Amalie erſtaunt, „mein Bräutigam!“

Weinend ſank Pauline in Amaliens Arme; nun war es Gewißheit, und in dieſer Gewißheit lag ja die tröſtliche Ausſicht auf eine gänzliche Wendung aller ihrer Verhältniſſe. Nur mit Mühe faßte ſie ſich wieder, um Amalien auf die Frage: warum ſie dieſer Name ſo gewaltſam ergriffen habe? zu erwiedern: „Wie ſollt' er nicht, liebe Amalie? — dein Bräutigam iſt mit mir verwandt; denn ich bin eine geborne Nordfeld. Er ging in meines Vaters Hauſe aus und ein; er kannte mich als Mädchen; er wird, ſo weit ich ihn kenne, dir keine Urſache geben, deine Wahl zu bereuen!“

„Davon bin ich überzeugt, liebe Schweſter,“ verſetzte Amalie, durch dieſe Entdeckung bis zu Freudenthränen gerührt. „Und nun ſei mir herzlich, nicht blos als Freundin, nein, auch als

Schweſter willkommen; laß uns in Zukunft ganz Eines Sinnes, Eines Herzens ſein, und habe mir nichts mehr Hehl, wenn es dir auch noch ſo ſchwer ankäme zu ſprechen!“

Pauline ſah ihre neu gewonnene Verwandte mit einem langen, wehmüthigen Blicke an, den dieſe wohl verſtand. „Habe ich dir denn etwas verhehlt?“ fragte ſie nach einer Pauſe halblaut.

„Du haſt es wohl!“ entgegnete Amalie. „Oft war es mir, als läſ' ich in deinen rothgeweinten Augen, wenn nicht einen bittern Vorwurf, doch gewiß einen kränkenden Argwohn. Warum ſprachſt du nicht? — Ich konnte dir nicht zuvorkommen. Das wirſt du einem Mädchen wohl nachſehen, Pauline. Ich weiß, was dich damals an mir beinahe irre machte, was dich noch ſchmerzlich berühren muß, ſo oft du mich erblickſt. Ich kann dir's auch jetzt noch mit klaren Worten nicht nennen, ich bringe es nicht über meine Lippen, aber du verſtehſt mich, dein ganzes Weſen ſagt mir, daß ich recht ahnte. Nun denn, ſo ſchwör' ich dir bei dem ganzen Glücke meiner Zukunft, bei dem, was du mir als das Heiligſte bezeichnen magſt, daß ich deinem Eheglücke nie, ſelbſt nicht durch die leiſeſte Anſpielung zu nahe trat; daß ich vielmehr die Grenzen der Höflichkeit überſchritt, um einen

Verblendeten aufmerkſam zu machen, daß es Zeit wäre, umzukehren, und mit männlicher Kraft eine Aufwallung zu bemeiſtern, die ſeinem Charakter wenig Ehre brächte. — Du kannſt überzeugt ſein, Schweſter, daß, wenn du litteſt, ich gewiß nicht heiter war. Beſorgen zu müſſen, von einem Weſen verkannt zu werden, dem man ſo herzlich gut iſt, iſt ein erdrückendes Gefühl. — Nun hab' ich's vom Herzen gewälzt. Sei getroſt! auch das wird ſich geben! die Zeit und — ſo ſchwer es mir hinſichtlich deiner fallen wird, — die Trennung werden dem Uebel abhelfen!“

Pauline konnte ſich mit dem Gedanken, daß Amalie durch das Verhältniß zu ihrem Bruder ihr ſo nahe gerückt ſei, kaum zurecht finden. Es koſtete ihr viele Ueberwindung, ihr nicht alles zu geſtehen, denn von Nordfeld's Durchreiſe hatte Amalie, wie ſich aus dem Geſpräche ergab, keine Ahnung. Arm in Arm mit ihr durchwandelte ſie die kühlen Laubengänge, durch deren flüſternde Zweige bereits der Mond verſtohlen ſeine Silberblicke warf, im Vollgefühl glücklicher Freundſchaft. Jetzt traten ſie auf die Blumenterraſſe, dem Schloſſe gegenüber. Aus dem Markte ſchimmerten einzelne Lichter, gleich gefallenen Sternen, empor, und der Strom rauſchte, ruhig und groß, die ſtiller gewordenen Ufer entlang.

Als ſie in's Schloß eintraten, wo man ſie bereits erwartete, hieß es, daß Korn angekommen ſei und nach ſeiner Gattin gefragt habe. Er ſchien unpäßlich oder verſtimmt. Kaum abgeſtiegen, habe er ſich in das Zimmer, welches ihm angewieſen worden, zurückgezogen, und nach ſeinem Karl verlangt. Der Knabe ſei heftig von ihm angeſprochen worden, und weinend fortgegangen. Jetzt ſei Korn auf ſeinen Zimmer eingeſchloſſen, und da er ſich wegen ſeines Nichterſcheinens beim Abendmahle entſchuldigen ließ, wahrſcheinlich ſchon zu Bette gegangen.

Vier Wochen waren ſeit Paulinens Ausfluge zur Rebenfeld'ſchen Familie verfloſſen. So groß die Freude war, welche ſie dort unverhofft erlebte, ſo hart mußte ſie dafür büſſen. Korn war übellauniger und unzugänglicher geworden, als er es jemals vorher geweſen. Noch am Abende, wo er am Schloſſe angekommen war und ſich auf eine faſt beleidigende Art zurückgezogen hatte, wollte Pauline auf ſein Zimmer gehen und ſich um ſein Befinden erkundigen. Als aber Korn ihre Stimme erkannte, weigerte er ſich, zu öffnen, und wies ſie mit harten Worten ab. — Tief verletzt durch dieſe liebloſe Abfertigung ging ſie zu ihrem Karl,

welcher ihr ebenfalls klagte: „Papa ſei heute ſehr böſe! Er habe ihn gefragt: wer der fremde Herr geweſen ſei, der bei der Mutter war, und wie er hieße, und als er ihm antwortete: „Er iſt Offizier und heißt Hauptmann!“ habe ihn der Vater zürnend angeblickt, und habe ihm mit der Ruthe gedroht.“ —

Nicht einen freundlichen Blick, nicht ein gutgemeintes Wort ſchenkte Korn ſeiner Pauline mehr. Er frühſtückte im Kaffeehauſe; er ſpeiſte zu Mittage im Gaſthofe; brachte die übrige Zeit des Tages in ſeiner Kanzlei oder mit Kommiſſionen auf dem Lande zu, und wenn er die Feder weglegte, oder von einer Reiſe heimkam, ſo eilte er ſchnell wieder dem Abendkränzchen zu, aber nicht mehr wie ſonſt, um zu plaudern, oder Verhältniſſe des Tages zu bekriteln, ſondern um ſein Glas, wortlos und nachdenkend, hinabzuſtürzen, und ſeinen Mißmuth in dichten Rauchwolken zu verdampfen. Selbſt ſeine vorigen Freunde ſchienen ihm gleichgiltig geworden. Mit Makalsky ſprach er wenig, und was er mit ihm ſprach, klang wie Ironie. Nur mit dem Sekretär, mit dem er ſonſt am häufigſten zerfiel, pflog er jetzt einen vertrauten Umgang, was Pauline zweifelhaft machte, ob ſie darüber erfreut ſeyn oder vielleicht ſogar dieſen letzten Freund in ein Komplot gegen ſie verwickelt

denken ſollte. Ueberhaupt konnte ſie ihren Gatten durchaus nicht mehr durchblicken. Einzelne beißende Anſpielungen, mit denen er ſie quälte, gaben ihr zwar Vermuthungen, aus welchen ſich ſein Betragen hätte erklären laſſen. Allein einen Mann, dem ſie täglich gleichgiltiger geworden war, nun plötzlich für eiferſüchtig halten zu ſollen, ſchien ihr ein Widerſpruch. Ihre einzigen froheren Augenblicke waren jetzt nur die wenigen, in welchen ſie ihrem heiß erſehnten Bruder ſchreiben konnte. Sie theilte ihm Alles mit gewiſſenhafter Aufrichtigkeit mit. Vorzüglich erſchöpfte ſie ſich in Amaliens Lobe, ohne jedoch zu erwähnen, daß ſie zufällig Mitwiſſerin um das Geheimniß ihrer Liebe geworden ſei. Er beantwortete ihre Briefe fleißig und vertröſtete ſie in jedem derſelben auf ſeine, immer näher rückende Wiederkehr. Pauline hatte Mühe, dieſe Korreſpondenz vor den Augen ihres Gatten zu verbergen, welcher trotz ſeiner ſcheinbaren Theilnahmloſigkeit, doch genauer als je auf jeden Schritt Paulinens achtete.

Eines Tages, als Müller eben wieder bei Paulinen, in Abweſenheit ihres Gatten, ſich anfragte, ob ſie ſeiner Dienſte nicht bedürfe, fand er ſie in Thränen. Sie ſchützte, als er ſie um den Grund fragte, dieſes und jenes vor,

aber der Sekretär erkannte nur zu deutlich, daß ſie nicht mehr ſo aufrichtig ſei, als vor wenigen Wochen. Er machte ihr daher mit ruhigem Ernſte und ſanftmüthiger Rüge Vorwürfe über ihre Zurückhaltung, welche jeden Andern, dem es minder ernſtlich um ihr Glück zu thun wäre, empfindlich kränken und abſchrecken würde. — „Ich glaube zu wiſſen,“ ſprach er, „was Ihr Zutrauen, womit Sie mich beehrten, verminderte. Seit Korn kälter und mürriſcher gegen Sie iſt, zeigt er ſich gegen mich zutraulicher und offener, und Sie ſcheinen dieſe doppelte Veränderung in wechſelſeitige Beziehung zu bringen. Sie argwöhnen wohl gar, er ſei unfreundlicher gegen Sie, ſeit er ſich näher an mich anſchloß. Ich kann es Ihnen nicht verargen: gerechter Gram muß mißtrauiſch machen, und wenn man auf den Schein ſieht, ſo haben Sie ſogar nicht Unrecht, wenn Sie mir Einflüſterungen zumuthen, deren Wirkung Korn nicht verläugnen kann.“

Pauline ſah den Sekretär befremdet an; das offene Geſtändniß deſſen, was ſie längſt geargwöhnt hatte, überraſchte ſie.

„Sie begreifen mich nicht,“ fuhr Müller fort, „Ihr Gemüth iſt zu arglos und unbefangen, als das es irgend eine Intrigue, und hätte ſie auch den edelſten Zweck, mitzuſpinnen vermöchte. Und doch iſt das im Leben ein nothwen-

diges Uebel. Menſchen, welche den geraden Weg verlaſſen haben, müſſen wir auf Unwegen begegnen. So muß es mit Korn geſchehen! Warum geht er auf Seitenwegen? Warum verließ er die Bahn der Wahrheit? — Er muß in der Komödie, die er ſelbſt angefangen hat, bis auf den Punkt gebracht werden, wo er, der Täuſchung überdrüßig, der Wahrheit, als einem rettenden Engel, freudig die Arme entgegenbreitet. Ihn dahin zu bringen, habe ich mir zur Aufgabe geſtellt.“

„Vergebliche Mühe!“ ſeufzte Pauline, „die Entwicklung, welche ich vorausſehe, iſt für mich eine höchſt traurige, ſie heißt — Scheidung. Wenn die Ankunft meines Bruders nichts ändert, ſo muß ich das Aeußerſte wagen. So kann ich es länger nicht ertragen, ohne zu erliegen. Ich will ihm die Freiheit, deren Verluſt er ſo drückend fühlt, wieder geben; ich will nichts von ihm haben, als meinen Karl, und an meines Bruders Seite fünf glücklich verlebte Jahre als einen ſchönen Traum betrachten, der es werth war, dem Schickſale mit Gram und Thränen verzinſt zu werden! Es war wohl aber vor vier Wochen noch ein Abend, wo ich an die Möglichkeit eines Ausgleiches dachte; dieſes Gedankens habe ich mich nun auch entſchlagen! die kommende Woche führt den Jahrestag unſerer Ver-

lobung zurück; er wird der Trauertag unſerer Trennung werden!“

„Pauline,“ ſprach Müller gerührt, die Hand der Schluchzenden ergreifend, „keine Uebereilung. Sie ſehen alles ſchwarz; — ich nicht! Gerade jener Abend, nach welchem Sie an der Möglichkeit eines Ausgleiches zu verzweifeln anfingen, machte ſie mir denkbarer als je. Gerade das jetzige Benehmen Korn's, worüber Sie troſtlos wurden, verräth die Keime ſeiner Beſſerung. Laſſen Sie ſich ſeinen Unmuth nicht kümmern; er iſt künſtlich herbeigeführt. Alles, was Sie jetzt an ihm unerklärbar, und darum für Ihre Liebe ſo quälend finden, iſt — mein Werk; iſt die abſichtlich erzeugte Krankheit, durch welche ich das eigentliche Uebel abtreiben will. Korn thut, was er nie gethan hat, er iſt — eiferſüchtig.“

„Eiferſüchtig!“ wiederholte Pauline, in dieſem Worte eine Erklärung für Manches findend, wofür ſie keinen andern Schlüßel fand.

„Eiferſüchtig,“ beſtätigte Müller, „und ich habe ihn dazu gemacht! Er eifert mit Ihrem Bruder, deſſen räthſelhaftes Inkognito ihn auf die ſeltſamſten Vermuthungen gerathen läßt. Der Zufall wollte es, daß er ſich bei dem erſten Zuſammentreffen mit ihm auf eine Weiſe bloß gab, die ihm jetzt recht ärgerlich ſeyn muß. Er eifert

mit Makalsky und gefällt ſich nun darin, einen Groll, welchen er früher gegen ihn, als einen vermeintlichen Störer ſeiner unerlaubten Abſichten hegte, in gerechterer Sache auf ihn übertragen zu können. Er würde ohne Zweifel auch mit mir eifern, wenn ich meinen ihm ſonſt läſtigen Predigerton nicht in Ironie verwandelt hätte, die ihn nun bei der ſeltſamen Verwirrung ſeiner Anſichten auf den Gedanken führte, mein früheres pedantiſches Weſen ſei Ironie geweſen. Dadurch bekam ich ihn in meine Hand; jetzt durchblicke ich ihn. Der Hauptzug ſeines Charakters iſt Eitelkeit. Sie war Urſache, daß er Amalien um ſo leidenſchaftlicher huldigte, je entſchiedener ſie ihn abwies: er war überzeugt, daß er ſiegen müſſe. Seine Eitelkeit ließ ihn glauben, daß er Alles wagen könne, ohne befürchten zu dürfen, daß Sie auch nur mit einem Blick ihm untreu würden. Nun ſieht er ein, daß Amalie mit Ihnen im Komplot iſt; nun argwöhnt er, daß er Ihnen nicht mehr unentbehrlich ſei; nun iſt er ein trauriger Spielball ſeiner Leidenſchaften. Aber eben darin liegt die Bürgſchaft für ſeine Beſſerung. Wäre ſeine Liebe zu Ihnen gänzlich erloſchen, wäre ſein Herz verdorben, ſein Sinn abgeſtumpft für alles Edlere, ſein Gefühl für ſein Kind, das er herzlich liebt, erſtorben, ſo wäre er nicht eiferſüchtig, nicht mißmuthig, nicht beſorgt; er würde ſeines Kindes, ſeines Be-

ruſes längſt ſchon uneingedenk geworden und zur Klaſſe jener gemeinen, rohen Wüſtlinge herabgeſunken ſeyn, welche im Kreiſe ausgelaſſener Zechbrüder auf Alles, ſogar auf ihre Glückſeligkeit vergeſſen können. — Nein, Pauline, ſo arg iſt es nicht! Er wird zurückkehren, mein Wort darauf, er wird's! Sie haben ein heiliges Recht auf meine Freundſchaft, und als Beweis derſelben diene Ihnen mein redliches Bemühen, Ihr geſtörtes Eheglück wieder herzuſtellen. — Ich hatte auch eine liebe Frau; ſie hieß Pauline, wie Sie! Ich fand den Himmel in ihrem Beſitze, und reiſte an ihrer Seite, ſtolz auf mein Glück, meinem künftigen Beſtimmungsorte, dieſem Städtchen zu. Froh überließ ich mich den wonnigen Träumen einer goldenen Zukunft, ſchwärmte von Häuslichkeit, Vaterfreuden, Liebesglück, und wie all' dieſe Seligkeiten heißen, die der einzelne Menſch hienieden nicht finden kann; aber der Himmel wollte es anders: er brauchte einen Engel mehr in ſeinen ewig heiteren Wohnungen, und rief mein Weib ab. Sie ſtarb auf der Reiſe, vier Wochen nach unſerer Vermählung, an einem Scharlachfieber. Ich glaubte in dieſer herben Prüfung einen Wink des Himmels zu erkennen: ſeine Huld auf dieſem Wege nicht zum zweiten Male zu verſuchen. Troſtlos ſtarrte ich die Leiche meiner Pauline an, und ſuchte lange vergebens nach einer

Idee, nach einer Lebensanſicht, die im Stande wäre, nicht dieſen Verluſt mir zu erſetzen, nur vor Leerheit mich zu bewahren, und meiner Sehnſucht, ein weibliches Herz zu beglücken, eine, der theueren Hingeſchiedenen würdige Befriedigung zu gewähren. Endlich zuckte es wie ein Blitz durch mein Inneres! — „Nimm dich verkannter Weiblichkeit im Leben an,“ — ſo ſchien mir der geſchloſſene Mund meiner Pauline zuzuliſpeln, — „das iſt mir das liebſte Todtenopfer!“ Und ich ſchwor es ihr! — Es gibt der Eheſtörer, der böswilligen, ſchadenfrohen, eitlen Friedensräuber ſo viele im Leben, welche mit unverantwortlichem Leichtſinne Bande des Segens zerreißen, Herzen vergiften, Familien in's Unglück ſtürzen; — aber ſelten findet man einen wahren Freund häuslicher Zufriedenheit, der ſich gerne in ihrem heiteren Lichte ſonnt, und wenn eine Wolke den Horizont trübt, ſie zu verſcheuchen bereit iſt. An dieſe Wenigen will ich mich halten; überglücklich aber wollte ich mich fühlen, wenn es mir gelänge, zwei gute Herzen, die ein böſer Geiſt entzweit hatte, einander wieder entgegen zu führen, und in ihrem Verſöhnungskuſſe das Todtenopfer meiner Pauline zu feiern.“

Thränen erſtickten Müller's Stimme; ſie träufelten wie Balſam in Paulinens wundes Herz, und wie Oel die Wogen des ſtürmenden

Meeres beſänftigt, ſo beſchwichtigten ſie in ihr jeden Zweifel an Müller's aufrichtiger Freundſchaft.

„Sie ſehen,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „daß ich für Sie handeln muß, auch wenn Sie nicht wollten: mich verbindet ja mein Schwur dazu. Ich handle aus Grundſatz. Und wenn ein liebender Bruder, eine herzensgute, engelreine Freundin und ein treuer, aufrichtiger Freund für eine Sache kämpfen, die ſo gerecht iſt, wie die Ihrige, — wie könnte der Sieg ihr entgehen?“

Nordfeld war angekommen, und der brieflich getroffenen Abrede zu Folge bei Müller abgeſtiegen. Er hatte ſeine Quittirung erwirkt und auch für Freunde Manches durch ſein perſönliches Anſehen durchgeſetzt. Auch mit Amaliens Vater war indeß Alles ins Reine gebracht worden. Mit Lächeln vernahm Nordfeld die glückliche Täuſchung, in welcher Pauline und Amalie ſelbſt ſo lange erhalten worden waren. Ueber Korn's Benehmen hatten ihn die Briefe ſeiner Schweſter fortwährend in Kenntniß erhalten, und Müller theilte ihm gewiſſenhaft mit, was er zur Förderung des edlen Zweckes, den er ſich fortgeſetzt, eingeleitet und gewirkt habe. Nordfeld zweifelte nicht im Geringſten an dem günſti-

gen Erfolge, und beſtimmte den Abend des folgenden Tages, an welchem vor ſechs Jahren Pauline mit Korn verlobt worden war, zu dem entſcheidenden Verſuche, den Frieden im Hauſe und Herzen ſeiner Schweſter wieder herzuſtellen. Müller's Wohnung wurde zum Sammelplatze aller zu dieſer Szene nöthigen Perſonen beſtimmt und das Detail, um welches ſelbſt Amalie nichts Genaues wußte, mit dem Sekretär insgeheim verabredet. Einen beſonderen Werth ſchien Nordfeld auf eine der Kiſten zu legen, welche ihm nachgeſchickt worden waren, und um welche er ſich gleich nach ſeiner Ankunft angelegentlich erkundigte. Müller vermuthete, daß ſie Papiere von Wichtigkeit enthielte, weil Nordfeld von ihrem Inhalte ſelbſt ihm nichts verrieth.

Der Jahrestag der Verlobung kam. Korn ſaß wie gewöhnlich in der Kanzlei. Nordfeld's Ankunft war ihm verheimlicht worden, wiewohl er in dem Hauptmanne, wenn er ihn auch geſehen hätte, nichts weniger als ſeinen Schwager vermuthet haben würde. Daß heute der Tag ſei, an welchem er vor ſechs Jahren ſeine gute Pauline unter den Segenswünſchen ihres verewigten Vaters erhielt, daran dachte er nicht. Seine Stimmung war ſeit Langem ſchon nicht von der Art, daß er ſich an ſolche Familien-Feſttage er-

innert hätte. Müller beſuchte ihn wie gewöhnlich, und als ſich die alltägliche Frage wiederholte, wo der Sekretär den Abend zuzubringen gedächte? bat ihn dieſer, den heutigen Abend ihm zu ſchenken, indem er einige Freunde zu ſich geladen habe und ein Erinnerungsfeſt feiern wolle, bei dem Korn nicht fehlen dürfe. Der Adjunkt gab ihm die Hand darauf, ſich nach acht Uhr bei ihm einzufinden und die beſte Laune mitzubringen, der er nur immer fähig wäre.

Der Abend erſchien. Müller's geräumige Stube, deren rebenumrankte Fenſter in ein niedliches Hausgärtchen hinabſahen, war feſtlich ausgeſchmückt. Ein reinlich gedeckter Tiſch, um welchen neun Stühle ſtanden, nahm mit duftenden Blumen ausgeſchmückt, die Mitte des Zimmers ein. Die Wände waren ebenfalls ſinnreich mit Epheuguirlanden verziert, zwiſchen welchen friſche Roſen blühend hervorlachten. Der Odem des erquickendſten Abends hauchte durch die offenen Fenſter, und die ſinkende Abendröthe warf einen magiſchen Schimmer durch das flüſternde Weinlaub.

Korn hielt ſein Wort und erſchien nach acht Uhr mit ziemlich heiterer Miene. Mit Befremden trat er in das feſtlich geſchmückte Gemach, in welchem Müller und der Lieutenant ihn herzlich empfingen.

„Das iſt brav,“ rief der Letztere, ihm treu-

herzig die Hand ſchüttelnd, „daß du Wort hielteſt, und heute keinen Sonderling machen willſt.“

„Aber was ſoll denn das Alles?“ fragte Korn, die Wände und die neun Stühle um den Feſttiſch muſternd, „mich däucht, es iſt auf eine zahlreiche Geſellſchaft abgeſehen, und du weißt, Müller, davon bin ich eben kein Freund!“

„Fürchte dich nicht,“ entgegnete Müller mit ſeiner gewöhnlichen Sanftmuth, „es iſt nur die heilige Zahl: neun. Darunter Niemand, der dir unwillkommen ſein könnte. Im Nebenzimmer ſind ſie alle ſchon verſammelt, und wenn du mich heute recht erfreuen willſt, ſo gönne mir einmal wieder meinen alten, lange ſchon zurückgehaltenen Predigerton; mit Einem Worte, laß mich wieder einmal ein Viertelſtündchen nach Herzensluſt gewähren, und ich will dir dann gerne auf lange nachgeben!“

„Nun denn, in Gottes Namen,“ erwiederte Korn, „aber das rathe ich dir, nur auf ein Viertelſtündchen.“

„Nicht länger,“ verſetzte Müller, „als bis ich dir meine Gäſte vorgeführt, und dir erklärt habe, warum Alles ſo feſtlich bei mir hergerichtet iſt. Siehe, Freund, wir feiern heute ein vierfaches Feſt. Das erſte iſt ein Beförderungsfeſt: es betrifft hier unſern wackeren Freund Lieutenant. Ein Kamerad, der ſich auf der Durchreiſe hier

befindet und der auch erſcheinen wird, brachte ihm vorläufig die frohe Nachricht, daß er um eine Stufe befördert worden iſt. Es lebe unſer wackerer Herr Oberlieutenant!“

„Er lebe!“ rief Korn den Beförderten lebhaft umarmend, ſtieß freudig mit ihm an und leerte auf ſein Wohl das perlende Glas voll heimiſchen Kraftweines.

„Das zweite Feſt,“ fuhr Müller fort, „iſt eine Abſchiedsfeier, Fähnrich Makalsky verläßt uns! Derſelbe Kamerad, der unſerm Lieutenant die Nachricht von ſeiner Beförderung überbrachte, wurde vom General hingeworfen gefragt, ob er einen Fähnrich Makalsky kenne. Man benöthige einen jungen Offizier, der dem Schreib- und Rechnungsfache gewachſen iſt, und nebſt einem untadelhaften Betragen ein empfehlendes Aeußeres beſitzt. Jener wackere Mann war zwar nur einmal in Makalsky's Geſellſchaft, glaubte ihn aber aus ſeinem Benehmen und Geſpräche hinlänglich als denjenigen erkannt zu haben, den er ohne Bedenken empfehlen könnte, und wurde ſo der Ueberbringer ſeiner Abberufung. Es thut mir herzlich leid, ihn zu verlieren, allein er kommt in eine Sphäre, die ihm beſſer zuſagt als ſeine bisherige, und das Bewußtſein, einem thätigen, hoffnungsvollen, jungen Mann einen entſprechenden Wirkungskreis angewieſen zu ſehen, mag uns den Abſchied erleichtern. Unſerem

Makalsky wird's nicht fehlen: er hat Herz und Kopf am rechten Flecke! Er lebe hoch!"

Mit dieſem Ausrufe faßte er ſein Glas, während Makalsky aus der Thür des Nebenzimmers trat und den Toaſt gerührt erwiederte. Korn fühlte ſich ſonderbar ergriffen; der Abſchied iſt ein mächtiger Verſöhner, er gleicht alle Mißverſtändniſſe und Vorurtheile aus. Mit Beſchämung drückte der Adjunkt dem Fähnrich die Hand und fühlte in dieſem Augenblicke den Werth deſſelben lebhafter, als je.

"Das dritte Feſt, welches wir feiern," hob Müller wieder an, "es iſt ein Hochzeitsfeſt. Du wirſt überraſcht ſeyn, Korn, da du Bräutigam und Braut kennſt, und doch von dem ſchönen Verhältniſſe, welches zwei ſo edle Herzen ſeit Jahren ſchon vereinte, keine Ahnung hatteſt."

Der Adjunkt konnte Müller's Worte ſich nicht enträthſeln. Tauſend widerſprechende Gedanken kreuzten ſich in ſeinem Innern. Er ſuchte ſeine Verlegenheit dadurch zu verbergen, daß er ſich ſtellte, als ob er Müller's Reden für Scherz nähme, und ſie mit einem erzwungenen Lächeln erwiederte.

Der Sekretär öffnete die Thüre des Nebenzimmers und heraus trat zuerſt Witwe Rentenberg, und hinter ihr das Brautpaar, Hauptmann Nordfeld mit Amalie. Korn hatte

Mühe ſich zu faſſen. Es war ihm zu Muthe, als ob er in eine verzauberte Welt verſetzt wäre.

„Dieſe Frau kennſt du,“ begann der Sekretär, auf die Witwe Rentenberg zeigend, „ſie mag dir die Wahrheit meiner Worte verbürgen. Die Braut iſt Fräulein Amalie, welche mit dem Herrn Hauptmann hier ſchon im väterlichen Hauſe zu M** ein Verhältniß angeknüpft hatte, das ſie, durch einige Jahre, mit lobenswerther Ausdauer und Innigkeit in ungetrübter Reinheit erhielt, um endlich, an der Seite eines guten, treuen Gatten, dem Glücke der Häuslichkeit und Liebe entgegenzureifen.“

Korn's Knie wankten; vor ſeinen Augen verwirrten ſich die Bilder. Er konnte den Kampf, der in ſeiner Seele vorging, nicht verbergen; es war jener ſchwere Kampf, in welchem die Seele, plötzlich und gewaltſam enttäuſcht, endlich, wiewohl blutend, die Möglichkeit begreifen lernt, ſich von einer Idee loszureißen, welche ſie früher für die Bedingung ihrer Exiſtenz einſah. Erſt nach langem Ringen gewann er es endlich über ſich, näherte ſich dem Hauptmann und ſprach, leiſe ſeine Hand ergreifend: „Ich wünſche ihnen Glück, Herr Hauptmann, zu einer Braut, wie Fräulein Amalie. Was mich betrifft ſo habe ich nur Eine Bitte an Sie, nemlich: mir wegen einer Aeußerung nicht zu zürnen, welche Sie

vor ſechs Wochen aus meinem Munde gehört haben!"

"Als Bräutigam," rief der Hauptmann, "hätte ich mir nichts daraus gemacht, aber wehe that mir's, als Bruder Ihrer guten Pauline!"

"Sie wären — ?" ſchrie Korn, wie von einem Dolchſtiche durchbohrt, auf.

"Hauptmann Nordfeld, der Bruder Ihrer Frau. Pauline Nordfeld iſt meine Schweſter, die ich vor ſechs Wochen auf meiner geheim gebliebenen Durchreiſe nach ſieben Jahren hier zum erſten Mahle wieder umarmte!"

"Unmöglich!" rief Korn, und ſchlug, im vernichtenden Bewußtſeyn des beſchämenden Verrathes, den er damahls an ſich ſelbſt begangen hatte, die Hände vor's Geſicht.

"Freund Nordfeld," fiel ihm der Sekretär in's Wort, "hat die Erinnerungsſzene an meiner Statt herbeigeführt. Ermanne dich, Korn! Geſchehen iſt geſchehen; aber was geſchehen iſt, ſei vergeſſen! Es lebe die ſchöne Braut Amalie! Es lebe der Bräutigam, dein braver Schwager!"

Korn faßte mit zitternden Händen das Glas. Es war ihm, als ob alle Träume, alle Täuſchungen, alle Sünden und Verblendungen eines ganzen Jahres, wie Geſpenſter an ihm

vorüberrauſchten. Er fühlte ſich leer, verarmt, erniedrigt. Seine Eitelkeit war auf das Empfindlichſte beſchämt. Er ſah ein, daß Amalie nicht aus mädchenhaftem Trotze, ſondern aus Grundſätzen ihn zurückgeſtoſſen, daß er ſich ihr widerlich, ſeinem Schwager verächtlich gemacht haben müſſe. Der Gedanke, daß es einmal beſſer um ihn ſtand, als ihm ſein Weib und ſein Kind noch Alles waren, ward ihm jetzt zu einem um ſo quälenderen Vorwurfe, da er es nur zu tief empfand, daß er ſein Glück, ohne Veranlaßung, muthwillig ſelbſt zerſtört habe. Der Anblick eines glücklichen, einer von ihm verſcherzten Glückſeligkeit entgegen wandelnden Brautpaares ſteigerte ſein Schmerzgefühl auf's Höchſte, und ſein, mit verſagender Stimme geſprochenes „Lebehoch!“ klang, wie ein: „Lebewohl,“ mit dem er von Lebensglück und Seelenruhe für ewig Abſchied nahm. Sein ſichtbar leidender Zuſtand ergriff Alle, und mit Rührung betrachteten ſie einen Mann, der in der Vollkraft ſeiner Jahre, ausgeſtattet mit allen Anſprüchen auf das Glück, jetzt aufgegeben und zerfallen vor ihnen ſtand, ein lebendiger Beweis, wie weit thörichte Eitelkeit ein gutes, aber ſchwaches Herz bringen könne.

„Ich habe dir,“ fuhr der Sekretär fort, indem er Korn's Hand ergriff, was dieſer wil-

lenlos geſchehen ließ, „ich habe dir ein vierfaches Feſt angekündigt. Das vierte Feſt betrifft dich, Freund, zunächſt, — es iſt das Jahrfeſt deiner Verlobung mit Paulinen.“

Korn ſtand ſprachlos in ſich verſunken.

„Schwager!“ rief Nordfeld, ihm die Hand ſchüttelnd, daß er wie aus einem böſen Traume auffuhr, „was ſoll dieſes Geſicht an einem ſolchen Tage? Hat es meine Schweſter nicht verdient, daß Ihr an dem Tage, der ſie Euch gab, fröhlicher dreinſeht, und ihr begegnet, wie es einer braven Frau, einer guten Mutter gebührt?“

„Laßt das!“ ſtammelte Korn erſchöpft, „wozu dieſe Erinnerungen? Es iſt ja ohnedieß mit Allem vorüber!“

„Warum nicht gar!“ fiel ihm der Hauptmann in's Wort. „Breitet Eure Arme aus, Schwager! Ich kommandire, und da heißt es Ordre pariren! So — jetzt Pauline, Karl, kommt! An Korn's Herzen iſt wieder Platz für Euch!“

Korn, welcher dem Kommando ſeines Schwagers mechaniſch folgte, ſtand mit ausgebreiteten Armen, den Blick gegen Himmel gewendet, da, als auf Nordfeld's Zuruf, Pauline mit ihrem Karl aus dem Nebenzimmer eilte, und ſich mit dem Kinde in Korn's Arme

ſtürzte. Heiße Thränen rollten über ihre Wangen und in ihr mehr bittendes, als verzeihendes: „Korn!“ weinte Karl ſein kindlich flehendes: „Vater!“ — Korn, unfähig zu ſprechen, preßte ſeine Stirne, tief aufſeufzend, an Paulinens Wange. Eine Pauſe ſtummer Rührung herrſchte im Gemache, in welches der aufgehende Mond, das Licht des Glockenleuchters verdunkelnd, durch's offene Fenſter ſeine hellen Strahlen warf. Eine Uhr ſchlug eben neun, und ſtimmte, nachdem das Schnarrwerk abgerollt war, die alte, wohlbekannte Melodie an:

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
Und haben einander ſo lieb!

„Gott! welche Töne!“ ſchrie Korn erſchüttert auf, während Pauline mit ſteigender Spannung den rührenden, ihr ſo verhängnißvollen Klängen lauſchend, in Träume einer ſeligen Vergangenheit verſank.

„Freund, kennſt du dieſe Töne?“ begann Müller, auf die Niſche zeigend, in welcher hinter dem zurückgezogenen Vorhang eine alterthümliche Spieluhr ſtand. „Es ſind dieſelben Töne, bei denen vor ſechs Jahren der Vater deiner Frau ihre Hand ſegnend in die deinige legte, und Euch eine glückliche Zukunft weisſagte. Laß' des, nun in Gott ruhenden, Biedermanns

Weiſſagung zu keiner Lüge werden! Sein Geiſt umſchwebt uns in dieſer Stunde! Erneure ihm deinen Schwur, ſein Kind glücklich zu machen! Laß' ſie nicht verhallen die Töne! Dein guter Engel ruft dir durch ſie, höre ſeinen Ruf, und ſei deiner guten Pauline fortan wieder ein treuer Gatte, deinem Karl wieder ein liebender Vater! Willſt du?"

"Ich will es!" ſchluchzte Korn, ſich aufrichtend, als ob er eine Zentnerlaſt von den Schultern abgeſchüttelt hätte. "Kommt nochmahl an mein Herz, Pauline, Karl! das dankt Ihr und ich, nächſt Gott, meinem Müller, meinen Freunden und — Amalien!"

Eine herzliche Umarmung beſiegelte die ſchöne Verſöhnungsfeier.

"Des Vaters Erbſtück," rief Nordfeld, "iſt doch etwas werth! Nicht umſonſt habe ich die alte Spieluhr in Ehren gehalten, und aller Orten mitgeſchleppt, ſo läſtig mir auch die plumpe Kiſte fallen mochte. Sie hat das Ihrige gethan!"

"Verklärte Pauline," ſprach Müller für ſich, die rührende Verſöhnungsſzene mit Wonne betrachtend, "das ſei dein Todtenopfer!"

Der Lieutenant aber trat zum Fenſter, winkte hinab in den Garten, in welchem auf ſeine Veranlaſſung ſich die Hautboiſten des Bataillons aufgeſtellt hatten, und rief dann, ſich an

die Tafel ſetzend: „Ich ſehe ſchon, ich muß den Anfang machen! Geprieſen ſei das vierfache Feſt, das uns hier vereinigte; geprieſen die Spieluhr mit ihrer ſchönen Melodie! Hoch lebe das neue Brautpaar, hoch das verſöhnte, hoch alle Freunde!“

Ein herzlicher, allgemeiner Jubel erwiederte ſeinen Toaſt, und aus dem Garten herauf erſcholl, von voller Janitſcharenmuſik aufgeſpielt, wie ein Triumphlied, die Melodie:

Wir ſitzen ſo traulich beiſammen,
Wir haben uns Alle ſo lieb!

Inhalt.

Seite

Vorwort I
Kunſt und Liebe 1
Der Vogel Kurios 107
Das Uhrmacherhaus 169
Die Schweden vor Olmütz 191
Die Spieluhr 285

Gedruckt bei Leopold Grund.

7
54
81
82
86
155
185
359

Digitized by Google